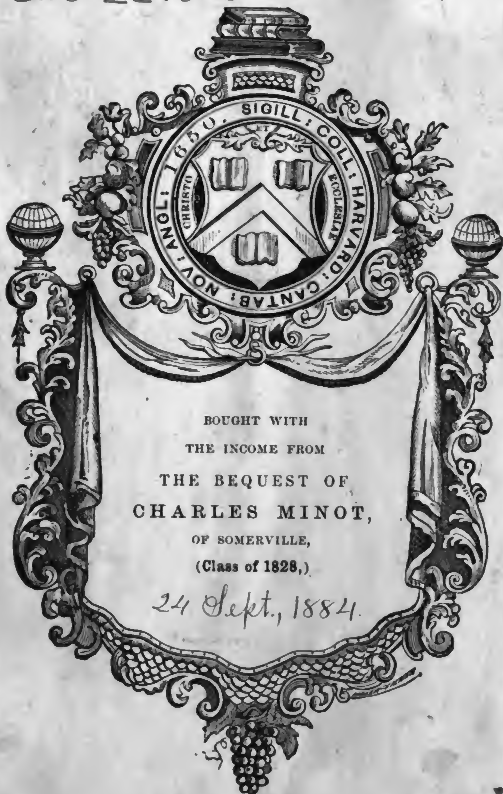
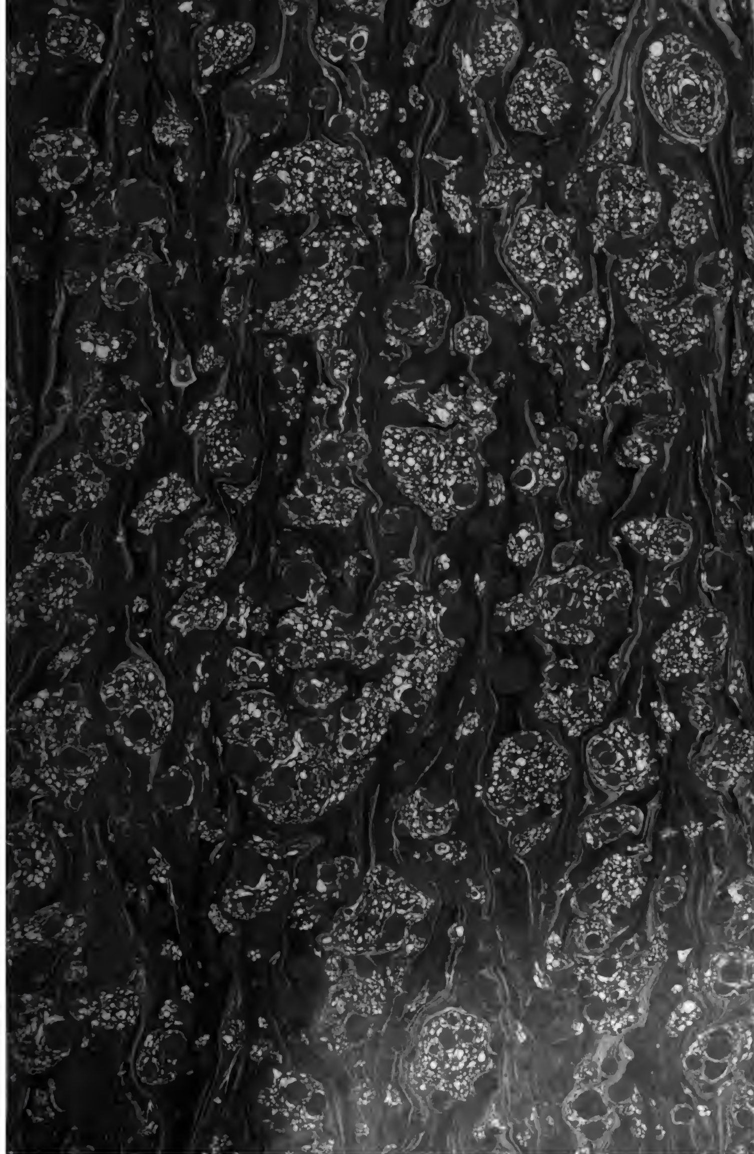
Denkwürdiges aus meinem Leben

Johann Caspar Bluntschli


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



DENKWÜRDIGES
AUS MEINEM LEBEN

VON

J. C. BLUNTSCHLI.

I. BAND.

ZÜRICH.

(1808—1848).



NÖRDLINGEN 1884.
VERLAG DER C. H. BECK'SCHEN BUCHHANDLUNG.

DENKWÜRDIGES
AUS MEINEM LEBEN

VON

J. C. BLUNTSCHLI.

AUF VERANLASSUNG DER FAMILIE DURCHGESEHEN UND VERÖFFENTLICHT

VON

DR. RUDOLF SEYERLEN.

ERSTER TEIL.

DIE SCHWEIZERISCHE PERIODE.

1808—1848.

NÖRDLINGEN 1884.
VERLAG DER C. H. BECK'SCHEN BUCHHANDLUNG.

DRUCK VON C. H. BECK IN NÖRDLINGEN.

Vorwort des Herausgebers.

Indem ich hiermit Bluntschli's Selbst-Biographie im Auftrag seiner Familie im Druck erscheinen lasse, genügen wir der Pflicht, sein letztes Vermächtnis an die Mit- und Nachwelt zu vollziehen. Er legte Hand an seine Lebensbeschreibung im Herbst des Jahres 1872 und hat sie noch bis zum Schluss des Jahres 1870 selbst niedergeschrieben. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens habe ich auf Grund seiner sehr genau geführten Tagebücher und der überaus reichhaltigen Correspondenz in der Weise seiner Niederschrift zur Darstellung zu bringen versucht.

Mit der Niederschrift dieser Denkwürdigkeiten aus seinem Leben fügt der Vollendete nicht nur seinem Lebenswerk, dem Tod zum Trotz, der ihn so rasch und unvorhergesehen hinwegrief, den Schlussstein ein, so dass dasselbe jetzt als ein harmonisch in

sich vollendetes Ganze vor dem Auge des Beschauers steht, sondern er leistet damit zugleich der Welt einen letzten grossen Dienst.

Aus der durchaus objectiv gehaltenen Darstellung tritt uns in plastischer Ruhe und Klarheit sein Wesensbild entgegen als eines Menschen von seltenster Universalität neben entschieden ausgesprochener Originalität. Er war Statsmann und Wissenschafter, philosophischer Denker und religiöser Charakter, eifriger Patriot und warmer Freund der gesamten Menschheit, Mitglied des Maurerbundes und Mann der Kirche, in der ausgebreitetsten Beziehung zu Männern fast aller Gesellschaftskreise, in Verbindung mit Angehörigen fast aller civilisierten Nationen, daneben aber für das stille Glück des Familienlebens, wie nicht minder auch für das hohe Gut der Freundschaft ebenso empfänglich, wie derselben bedürftig, ausgezeichnet gleichermaassen durch einen offenen Sinn für die Natur wie durch feinen Kunstsinn; — aber bei all dieser Vielseitigkeit keine Spur von Zerfahrenheit, entfernt nichts Streberhaftes, sondern eine im Gefühl ihres Vollwertes fest auf sich beruhende und in sich gesammelte Persönlichkeit, die geisteskräftig und starkmutig überall und immer nur grosse und edle Ziele verfolgte, man darf wohl sagen, dem Höchsten zugewandt war.

In dem Bilde dieses reichen, nach so vielen Seiten hin sich verzweigenden Einzelnlebens, von welchem

wenn von irgend einem das Wort gilt: „nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben“, spiegelt sich nun aber die Geschichte von acht Jahrzehnten. Die vollen vier ersten Fünftel unseres Jahrhunderts erscheinen so zu sagen in concentriertem Auszug innerhalb seines Rahmens, und immer stehen wir im Mittelpunct der Zeitbewegung. Denn es ist vor Allem das politische und kirchliche Leben, zunächst allerdings der Schweiz und Deutschlands, aber weiterhin auch des gesamten Weltteils, von dessen Wellenschlag dieses Einzelnleben in erster Linie bewegt wird. Daneben erhalten wir aber aus Anlass der Schilderung seiner fachmännischen Thätigkeit als Rechtsgelehrter den Einblick in den Entwickelungsgang der Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts und namentlich des Völkerrechts, dessen wissenschaftliche Fortbildung, und zwar ganz wesentlich durch Bluntschli's Einwirkung, einen internationalen Charakter an sich nimmt.

Endlich deckt Bluntschli hier eine Seite seines Lebens auf, welche den meisten seiner Freunde und Verehrer bisher unverständlich geblieben ist, weil er selbst darüber mehr nur gelegentlich und andeutungsweise sich zu äussern pflegte, nämlich seine Beziehung zu Friedrich Rohmer, zu dessen Person wie zu dessen Wissenschaft. Wie tief diese Persönlichkeit in Bluntschli's Leben eingegriffen hat, und in welchem Grade bestimmend die Rohmer'sche Wissenschaft für

Bluntschli's innerstes Denken geworden ist, das liegt nunmehr offen zu Tage.

Ich habe in dieser Hinsicht nur ein Zweifaches zu bemerken, einmal dass die Skizze der Rohmer'schen Gotteslehre, welche Bluntschli in seinen Denkwürdigkeiten gibt, von ihm selbst ausgeführt worden ist in dem Werke: „Friedrich Rohmer's Wissenschaft und Leben. Erster Band: Die Wissenschaft von Gott." Nördlingen, C. H. Beck, 1871. In Betreff sodann des leicht misszuverstehenden Gerippes der Rohmer'schen Psychologie, welches Bluntschli hier (in den Denkwürdigkeiten) entwirft, verweise ich auf meine demnächst in demselben Verlag erscheinende eingehende Bearbeitung und ausführliche Darstellung von „Friedrich Rohmer's Wissenschaft vom Menschen".

Jena, im Mai 1884.

Dr. Rudolf Seyerlen.

Erster Teil.

Die Schweizerische Periode.

1808 bis 1848.

1.

Geburt. Vaterhaus. Die Eltern. Das Geschlecht. Stadt Zürich.

Ich wurde am 7. März 1808 in der Stadt Zürich geboren, als erstes Kind meiner Eltern. Das Haus zum Steinböckli war kurze Zeit vor meiner Geburt von meinem Vater gekauft worden. Es wurde nun das Stammhaus der Familie, die öfters die Bluntschli zum Steinböckli genannt wurden. Ich und meine Geschwister wurden in diesem Hause geboren und erzogen. Die Steinbockhörner, die als Helmschmuck mein Wappen zieren, erinnern an diess Besitztum.

Das Haus liegt am linken Ufer der Limmat, welche die Stadt durchschneidet, an der „hinteren Schipfi“, einer engen im Mittelalter von Schiffern bewohnten Gasse, zu der von drei Seiten her steile Wege hinabführen. Von dem Flusse, der in scharfem Laufe abwärts strömt, ist es durch ein niedriges Fabrikgebäude getrennt. Es ist schmal, aber hoch gebaut, für zwei Familien berechnet. Die Häuser der Schipfi sind die Anhöhe hinein und hinauf gebaut, welche sich schroff über den Fluss erhebt und in dem „Lindenhofe“ gipfelt, einem der schönen Höhepunkte der Stadt, den schon die alten Römer befestigt hatten, als noch die

keltischen Helvetier da hausten. In der späteren alemannischen Zeit der Reichsstadt Zürich wurde dieser Lindenhof oft zu bürgerlichen Festen benutzt. Man genoss daselbst eine schöne Aussicht über die Stadt, die Limmat, den See und die Berge.

In meiner Jugend war dieser freie Platz mit herrlichen alten Lindenbäumen geschmückt. In den laubreichen Ästen und Kronen nisteten zahlreiche Singvögel. Als Kind schon lauschte ich oft mit Entzücken ihren Morgen- und Abendliedern und freute mich über die prächtige Baumgruppe, welche stolz über die Häuser der Stadt emporragte.

Zu den Schipfihäusern gehörten Gärten, die hinter den Häusern, aber hoch über der Strasse allmälich gegen den Lindenhof aufstiegen. Wir mussten bis über das dritte Stockwerk unsers Hauses die Treppen hinaufsteigen, um dann in den Garten zu gelangen.

Zu oberst ist das Haus mit einem schlanken Türmchen geziert, dessen Windfahne den trotzigen Spruch verkündete: „Besser Neid als Mitleid.“ Von dem Turmzimmer aus hat man eine schöne Rundsicht, ähnlich der vom Lindenhof, mit dem man hier auf ziemlich gleicher Höhe steht. Man übersieht da einen grossen Teil der Stadt, auf beiden Seiten der Limmat, mit ihren Kirchen und dem Rathause, nach Osten den freundlichen Zürichberg, im Norden das Limmatthal, gegen Süden den Seespiegel, eingerahmt von grünen Hügelreihen, in der Ferne die Glarner Schneeberge mit ihren weissen Häuptern. Ich war als Knabe oft in diesem Turmzimmer und erfreute mich an sonnigen Tagen dieser reichen Aussicht. Insbesondere betrachtete ich den breiten Glärnisch und den schneidigen Tödi mit grossem Wohlgefallen. Der Vorsatz, so fest und stark, so

gross und rein zu werden, wie diese Berge, spannte öfters die Brust des Knaben und reizte seine Kräfte.

Die Familie meines Vaters bewohnte die drei oberen schöneren und helleren Stockwerke des Hauses. Mit Behagen gedenke ich unsers Wohnzimmers, einer grossen Stube, welche die ganze vordere Front des Hauses einnahm. Ihre Wände und die Decke waren mit polirtem Nussbaumholze getäfelt. Ganze Reihen von Wandschränken, grossen und kleinen, dienten zur Aufbewahrung und zum Verschluss der mannigfaltigen Fahrhabe. Gegen die Limmat hin waren zwei Erker angebracht, die wie zwei Augen umherschauten. Mit der Wohnstube war ein Alkoven verbunden, der als Schlafzimmer benützt wurde und zu einem andern Hinterzimmer führte.

Die beiden unteren Stockwerke waren meiner väterlichen Grossmutter, Regula Bluntschli, geborenen Steinbrüchel, zu ihrem Wittwensitze überlassen. Sie war eine Geschlechtsverwandte des gelehrten Chorherrn Joh. Jakob Steinbrüchel, welcher sich um die antike klassische Litteratur und das Schulwesen Verdienste erworben hatte. Die alte schlichte Frau liebte ihren erstgeborenen Enkel zärtlich, und dieser liebte die Grossmutter. Ich erinnere mich nicht mehr ihrer Züge, aber wohl noch dieser Liebe. Ich war täglich bei ihr. Der Segen, den sie mir sterbend zurückliess, war ihr letztes Wort.

Ich wurde am 9. März in der Peterskirche getauft. Mein Taufname, Johann Caspar, war, wie in manchen Zürcherfamilien, so auch in der meinigen herkömmlich. Mein Vater und mein Grossvater hiessen Hans Caspar. Mir selber gefiel er niemals, obwohl mir zuweilen die berühmten Züricher Hans Caspar Lavater und Hans Caspar

Orelli vorgehalten und versichert wurde, dass einer der „heiligen drei Könige“ Caspar geheissen habe.

Ein Ölbild, welches von dem Portraitmaler Oeri mit Liebe gemalt wurde, stellte meine Mutter dar, wie sie mich als ungefähr einjähriges Kind auf dem Arme trägt. Die hellblonden Haare und die glänzenden blau-grauen Augen weisen auf den germanischen Ursprung hin, das Stumpfnäschen aber auf den Bluntschlischen Familientypus. Auch bei meinen Enkeln zeigte sich anfangs öfters dieses charakteristische Näschen, das sich freilich im späteren Leben auswächst. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der alte Geschlechtsname sich daraus erklärt.*

Mein Vater, geboren den 18. Februar 1774, war ein Mann ohne höhere Schulbildung, aber von gesundem und scharfem Verstand, und durch das Leben zur Selbständigkeit erzogen. Er hatte nicht ohne Erfolg versucht, die Mängel seines Schulunterrichtes durch Lesen von Büchern zu ergänzen. Mit Vorliebe las er Geschichtsbücher und er machte sich Notizen und Auszüge aus denselben. Die Augsburger Allgemeine Zeitung bot seinem geistigen Bedürfnisse die tägliche Nahrung.

Da sein Vater, der Zunftschreiber Hans Caspar Bluntschli, frühzeitig gestorben war, so war er als der älteste und tüchtigste Sohn der Familie genötigt, für die Mutter und die Geschwister zu sorgen. Er hatte eine ehehafte Metzggerechtigkeit ererbt, die eine Zeit lang durch Knechte be-

---

* Jakob Grimm citirt im deutschen Wörterbuch zu dem Worte „bluntsch“ eine Stelle von Hans Sachs: „mein nas ist breit, bluntsch, munk und kurz“, und Stolder (I. 191) erklärt bluuschi als eine „dicke, feste Person“.

trieben und später verkauft ward. Er selber gründete eine Kerzen- und Seifenfabrik, welche der Familie ein gutes Auskommen verschaffte und auch die allmähliche Ansammlung von Kapitalvermögen ermöglichte. Unter seinen Mitbürgern war er geachtet. Für gemeinnützige Unternehmungen und wohlthätige Werke war er immer bereit, nach seinen Kräften Beiträge zu geben.

Meine Mutter Katharina, geborene Koller, Tochter des Freihauptmanns Koller auf der grossen Hofstatt (getauft 7. September 1785), war eine stattliche Bürgersfrau, von echt-weiblichem Gemüte und voll Liebe zu ihren Kindern. Sie gebar in ihrer Ehe drei Söhne und drei Töchter.

Während mein Vater dem Geiste der Aufklärung huldigte, welcher die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhellte und belebte, war meine Mutter der hergebrachten frommen Sitte treu geblieben. In ihrem Glauben fand sie Ruhe und Trost für ihr Gemüt, viel zu denken liebte sie nicht. Sie war nicht frei von mancherlei Aberglauben, den sie freilich vor dem spottenden Manne möglichst zu verbergen suchte. Ihre Kinder hielt sie zu täglichem Gebete und regelmässigem Kirchenbesuche an. Als sie später zu bemerken glaubte, dass ihr ältester Knabe, wie sie es nannte, zum „Freigeist“ heranwachse, war sie nicht ohne Besorgnis für sein Seelenheil. Aber die Mutterliebe war mächtiger in ihr, als die anerzogene enge Kirchlichkeit. Sie hatte trotzdem ihre Freude an den geistigen Fortschritten des Kindes und vertraute der guten Anlage desselben. Auch vor dem überlegenen Verstande ihres Mannes hatte sie grossen Respekt und plagte ihn niemals mit kirchlichen Zumutungen.

Das Geschlecht der Bluntschli gehört zu den älteren Bürgergeschlechtern der Stadt. Schon im Jahr 1401 wurde der erste Bluntschli, der von Zollikon eingewandert war, in das städtische Bürgerrecht aufgenommen. Der Name findet sich schon im dreizehnten Jahrhunderte urkundlich auf dem Lande.*

Die Bürger der freien und im Mittelalter souverain gewordenen Stadt hatten sich während Jahrhunderten den Bewohnern der Landschaft gegenüber als „herrschenden Stand“ gefühlt. Jedes Geschlecht hatte auch sein besonderes Wappen. Die Bluntschli führten im fünfzehnten Jahrhunderte ein altes Hauszeichen im Wappen, dann seit dem sechszehnten Jahrhunderte zwei stehende Rüden an der Kette, der eine schwarz in gelbem Felde und der andere gelb in schwarzem Felde. Wenn J. Egli in seinem Wappenbuch der Stadt Zürich das Geschlecht zu den patricischen Geschlechtern zählt, so ist diese Bezeichnung nur in dem Sinne richtig, als er alle die Geschlechter Patricier nennt, welche schon vor der Revolution von 1798 in den höchsten Räten der Stadt vertreten waren. Aber einen eigentlichen patricischen Stand gab es in Zürich überhaupt in den letzten Jahrhunderten nicht mehr. Die drei grossen reformatorischen Bewegungen unter dem ersten Bürgermeister Brun (1336), dem gewaltigen Bürgermeister Waldmann (zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) und der Zwinglischen Reform in der ersten Hälfte des sechszehnten

* Altes Jahrzeitbuch der Insel Ufenau aus dem XIII. Jahrhundert: „Ulricus Stapfer de Urikon, qui constituit annuatim dari plebano hujus ecclesiae in anniversario suo et suorum unum quartale tritici de bonis suis sitis in Alikon vulgo dictis ‚des pluntzlis Gut‘.“

Jahrhunderts hatten den Grundsatz der Gleichberechtigung und insbesondere auch der Ratsfähigkeit aller Stadtbürger durchgesetzt und die ältere privilegirte Stellung der alten Geschlechter längst beseitigt.

Wohl aber bestand in Zürich auch damals noch ein thatsächlicher Gegensatz zwischen zwei Klassen der Stadtbürger, der eine grosse sociale Bedeutung hatte und zuweilen auch politisch wirkte, nämlich der Unterschied der sogenannten „Herren“ und der sogenannten „Burger“. Zu den Herren wurden gerechnet hauptsächlich die Gelehrten (Geistlichen, Professoren, Ärzte, Advokaten), die Grosshändler und die Kapitalisten, welche von ihren Renten lebten, zu den Burgern vorzugsweise die Handwerker, Krämer, kleinen Gewerbsleute.

Die ganze Bürgerschaft war seit Jahrhunderten in dreizehn Zünfte geteilt (anfänglich die Konstabler und zwölf Zünfte), welche durch ihre Wahlen auch den grossen Rat noch teilweise besetzten. Die verschiedenen Berufsklassen der Handwerker teilten sich in diese Zünfte und gaben denselben grossenteils den Namen. Aber eine gute Sitte mischte durchweg Herren und Burger in denselben Zünften. Dadurch wurden auch thatsächlich die beiden Klassen einander nahe gebracht, und den gebildeteren Elementen ward ein erhöhter Einfluss gesichert. Oft auch hatten dieselben Familien sowohl Herren als Burger zu Angehörigen. Wenn der Sohn eines Handwerkers studierte, so kam er unter die Herren. Die Zunft zum Widder, zu der mein Vater gehörte, und der ich später auch beitrat, hielt besonders zähe an der Gewohnheit fest, bei Wahlen in den Grossen Rat immer gleich viel Herren und Burger zu wählen. Mein Vater hielt sich entschieden zu den

Burgern und wurde auch als Burger in den Dreissigerjahren in den Grossen Rat gewählt. Die alte Sitte wurde zuerst durchbrochen, als die Zunft später mich anstatt meines ausscheidenden Vaters erwählte.

Im fünfzehnten und im sechszehnten Jahrhunderte waren die Bluntschli angesehener als im siebenzehenten und achtzehnten Jahrhunderte. Einige Geschlechtsgenossen hatten sich in der Zürcherischen Geschichte einen Namen erworben.

Ich erwähne folgende Personen:

Johann Bluntschli, der zur Zeit des alten Zürichkrieges Mitglied des regierenden Rates war und 1444 als Gesandter der Stadt nach Baden geschickt wurde, um mit den Eidgenossen über den Frieden zu verhandeln. Während die Botschaft in Baden war, siegte in der Stadt die österreichische Partei über die eidgenössische und drängte zur Fortsetzung des Krieges gegen die „Schwyzer". Bluntschli wurde bei der Rückkehr nebst seinen Mitgesandten, Hans Meiss und Ulmen Trinkler, in Folge eines Auflaufes der österreichischen Partei gefangen gesetzt und angeklagt, die Interessen der Stadt den Feinden preisgegeben zu haben. Obwohl nur eine Minderheit der Urteiler eine todeswürdige Schuld aussprach, eine andere Minderheit beharrlich für Freisprechung stimmte und eine dritte vermittelnde Minderheit auf eine Geldbusse antrug, so wurde trotzdem der Angeklagte auf Befehl des österreichisch gesinnten „Reichsvogts" unter dem Beifall der tobenden Menge auf dem Fischmarkte vor dem Rathause enthauptet. Die spätere gerechtere Nachwelt hat dieselben als Märtyrer der Schweizerfreiheit geehrt.

Heinrich Bluntschli, welcher gleichzeitig als

Freund der Eidgenossen derselben aufgeregten Parteiwut zum Opfer fiel und ebenfalls hingerichtet wurde.

Friedrich Bluntschli, des Rats seits 1482, ein Freund des Bürgermeisters Waldmann, und nach dessen Sturz in dem Aufruhr von 1489 ebenfalls aus dem Rate gestossen.

Hauptmann Niklaus Bluntschli, welcher mit seiner Schar im Schwabenkriege bei Ermatingen von überlegenen schwäbischen Truppen überfallen und nach tapferer Gegenwehr erschlagen ward. Von ihm war das geflügelte Wort: „Wer sich fürchtet, der ziehe einen Panzer an."

Die beiden Glasmaler Nikolaus und Rudolf Bluntschli, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in der besten Zeit der schweizerischen Glasmalerei.

Fridli (Friedrich) Bluntschli, Ratsherr zur Zeit der Kirchenreform. Er fiel in der Schlacht zu Cappel 1531 als Verteidiger des gereinigten Glaubens.

Der Fähnrich Hans Georg Bluntschli, welcher in dem Kriege wider die Liga 1587 den Heldentod starb. Er nahm den angebotenen Pardon nicht an, sondern verteidigte seine Regimentsfahne bis zum Tode aufs äusserste. Man fand noch ein Stück der Fahne in dem Munde seiner Leiche.

Hans Heinrich Bluntschli, Büchsenschmied und Artilleriehauptmann, zwang im Jahre 1712 an der Spitze der Konstabler die Stadt Baden zur Übergabe und erhielt mit Hauptmann Füssli „hundert Duplonen als Glockenlosung." Er ist der Verfasser des Buches: „Memorabilia Tigurina", einer topographisch-statistischen Beschreibung der Stadt und Landschaft Zürich mit historischen Erinnerungen, gedruckt 1721.

Heinrich Bluntschli, der früh verblichene Jugendfreund von Heinrich Pestalozzi, welcher auf des letzteren geistige Befreiung und Entwicklung einen starken Einfluss geübt hat.

Im achtzehenten Jahrhunderte und zu Anfang des neunzehnten gab es wohl einige Geistliche, ein paar Architekten, mehrere Offiziere in fremden Diensten von meinem Geschlechte; aber die meisten waren ehrsame Handwerker und einfache „Burger". In den Räten erschienen sie damals nur noch selten und keineswegs in hervorragender Stellung.

Meine Geburt und die erste Kindheit fiel in die Zeit, in welcher der Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, Europa mit seiner Universalherrschaft bedrohte, dann aber bald in jähem Sturze von seiner Höhe herab fiel. Die Stadt und der Kanton Zürich waren seit 1803 durch die sogenannte Mediationsverfassung neu geordnet worden. Diese war ein Werk des ersten Konsuls. Napoleon hatte, nicht ohne persönliches Wohlwollen für die Schweiz, es unternommen, als Vermittler die geschichtlichen Erinnerungen und Ansprüche der schweizerischen Städte und Länder mit den modernen Stats- und Rechtsbegriffen zu versöhnen und die so befriedete Schweiz der Schutzhoheit des französischen Reiches unterzuordnen.

Die Stadt Zürich hatte ihre mittelalterliche Landeshoheit, welche sie über die anderen kleineren Städte und über die zahlreichen Herrschaften des Kantons Zürich meistens in der Form des Kaufes und des Pfandrechts schon vor Jahrhunderten erworben hatte, in der helvetischen Revolution von 1798 für immer verloren. Ihre Souveränetät war nun auf den Kanton Zürich ausgebreitet und die vor-

mals unterthänigen Landleute waren nun den Stadtbürgern rechtlich gleichgestellt worden.

Die thatsächlichen Zustände, die Sitten, die Meinungen und die Vorurteile änderten sich aber nicht so plötzlich und nicht so durchgreifend wie die Staatsverfassung und die Gesetze. Ähnlich wie unter dem deutschen Reichsadel erhielt sich unter den Stadtbürgern eine Zeit lang noch das hochmütige Gefühl der vornehmeren Rasse und der höheren Fähigkeit, den Staat zu regieren. Dies souveräne Selbstgefühl der Stadtbürger reizte hinwieder das Misstrauen und den Hass der Landbürger. Gesellschaftlich blieben die beiden Stände noch lange getrennt, auch nachdem sie rechtlich und politisch geeinigt waren.

Die Erhebung Europas wider Napoleon und der Sturz des französischen Kaisertums hatte auch den Untergang der schweizerischen Mediationsverfassung zur Folge. Für die deutsche Nation bedeutete der grosse Krieg jener Tage Befreiung von einer unwürdigen und verhassten Fremdherrschaft. Für die Schweiz aber bedeutete die damalige Wandelung einen politischen Rückschritt in vergangene Zustände. Die damalige Züricher Regierung, an deren Spitze die Bürgermeister von Reinhard und von Wyss standen, verhütete besonnen den vollen Sieg der Reaktion, indem sie sowohl den Fortbestand der neuen Kantone (der vormaligen gemeinen Herrschaft) zu schützen, als die politische Befreiung der Landschaft von der Unterthänigkeit unter die Stadt im Prinzip zu bewahren suchte.

Die neue Bundesverfassung der Schweiz vom 17. August 1815, welche endlich unter der Vermittlung der europäischen Mächte zu Stande gekommen war, bestätigte die Gleichberechtigung der neuen mit den alten

Kantonen und verwarf jede Erbunterthänigkeit für die Schweiz, aber sie zerstörte wieder das bescheidene Mass von politischer Einigung der Kantone, welches die Mediationsverfassung gewährt hatte, und begünstigte so den Partikularismus der „souveränen Kantone“ und damit den „Kantönligeist“ im Gegensatze zu dem nationalen Gemeingeiste.

Auch die Zürcherische Kantonsverfassung vom 11. Juni 1814 war im Vergleich mit der Mediationsverfassung von 1803 eher ein Rückschritt aus der neuen Zeit in die Vergangenheit. Zwar erkannte sie die Souveränetät des Kantons an und ebenso die Berechtigung der Landbürger, aber sie begünstigte doch wieder möglichst die thatsächliche Herrschaft der Hauptstadt und die Vorrechte der Stadtbürger.

In den Grossen Rat von 212 Mitgliedern, das oberste souveräne Organ für die Gesetzgebung und die Oberaufsicht über die Regierung und die Gerichte, wurden 26 Mitglieder von den 13 Zünften der Stadt, 5 von Winterthur, 51 von den 51 Zünften der Landschaft gewählt. Zu den so gewählten traten dann 130 von dem Grossen Rate selber gewählte Mitglieder hinzu. Diese indirekte Wahl wurde aber so eingerichtet, dass von 5 Mitgliedern nur eines vom Lande, die übrigen vier aus den Stadtbürgern gewählt wurden. Die Stadtbürger erhielten so im Grossen Rate das entschiedene Übergewicht.

Ebenso bestand die grosse Mehrheit der Ratsherren in dem Kleinen Rate (der Regierung) und in dem Obergerichte aus Stadtbürgern. Die meisten Oberämter auf dem Lande wurden wieder thatsächlich mit Stadtbürgern besetzt. Fast alle Offiziersstellen in der Miliz und die

meisten Pfarrämter wurden ebenso von Stadtbürgern verwaltet. Es war daher begreiflich, dass trotz der Verfassungsvorschrift, dass es keine ausschliesslich privilegierten Klassen geben dürfe, die Stadtbürger sich vorzugsweise für berufen ansahen, die öffentlichen Ämter zu besetzen.

Politische Ereignisse spielten in einzelnen gehobenen Momenten auch in das Leben des Kindes hinein. Ich erinnere mich, dass uns Kindern noch manche haarsträubende Geschichte erzählt wurde von den Kämpfen der Franzosen mit den Russen und Österreichern, zumal von der Schlacht bei Zürich (25. September 1799), in welcher der französische General Massena den russischen General Korsakow zurück warf. Auch die Beschiessung der Stadt durch den helvetischen General Andermett (13. September 1802) leuchtete mit ihren glühenden Kugeln noch in die Bilder hinein, welche mein Kindesleben umgaben.

Die vorherrschende Strömung in der Stadt war während der Revolutionskämpfe auf Seite der Allierten Österreich und Russland, welche die Revolution bekämpften. Auf dem Lande dagegen waren die Sympathien meistens für Frankreich. Die Landbürger verdankten ihre Befreiung von der Stadtherrschaft und ihre politische Erhebung grossenteils den Impulsen der französischen Revolution. Indessen gab es auch in der Stadt einzelne frei denkende Männer, welche die Umgestaltung der öffentlichen Zustände begriffen und billigten; und auf dem Lande gab es manche treue Anhänger der Stadt, welche der Verdienste dieser um die gemeine Wohlfahrt und die Bildung gerne und dankbar gedachten.

Aus der Zeit der Befreiungskriege erinnere ich mich noch, zuweilen österreiche und russische Truppen auf dem

Durchmarsche gesehen und bewundert zu haben. Ganz vorzüglich aber hinterliess mir die Illumination der Stadt zu Ehren der drei verbündeten Monarchen von Österreich, Preussen und Russland, als dieselben auf ihrer Rückreise von Paris durch Zürich kamen, einen unauslöschlichen Eindruck. Die glänzende Stadtbeleuchtung strahlte in den Augen des siebenjährigen Knaben um so heller, als ich mir einbildete, im Verein mit den Nachbarskindern selber vieles unter der Leitung meines Vaters zu dem Erfolge beigetragen zu haben, denn wir Kinder hatten geholfen die Lämpchen zu bereiten. Auch das Türmchen des Steinböckli prangte damals durch einen hellen Stern, der über dem transparenten Doppeladler sich leuchtend erhob.

2.

Die Schulzeit. Elementarschule. Schochisches Institut. Gelehrte Schule. Der Aufstand der Griechen. Die Konfirmation.

In der städtischen Elementarschule, gewöhnlich die A.B.C.schule genannt, lernten die Kinder, Knaben und Mädchen gemischt, die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen. Damals war noch die alte Methode in Übung, welche die Rute nicht entbehren zu können meinte. Auch mit dem Lineal wurde noch tüchtig auf die Finger geklopft. Seitdem sind diese hölzernen Lehr- und Zuchtmittel aus der Volksschule verbannt worden, und die Kinder lernen mehr als zuvor, und ihre Sitten sind besser geworden.

Ich wurde schon als dreijähriger Knabe nach dem Tode der Grossmutter in diese Schule geschickt. Man

wusste zu Hause das lebhafte Kind nicht hinreichend zu beschäftigen und benutzte daher die offene Gelegenheit, dasselbe zum Stillsitzen und Lernen anzuhalten. Der kleine Geist war frühzeitig aufgewacht. Die Eltern versicherten mich, dass ich schon als einjähriges Kind mancherlei Worte gesprochen habe.

Aus der ersten Schulzeit ist mir nur sehr weniges im Gedächtnis geblieben; nur erinnere ich mich deutlich, dass ich damals einer ernsten Lebensgefahr glücklich entgangen bin. Unvorsichtig stürzte ich, von der Schule kommend, von der zur Limmat führenden Treppe in den Fluss, welcher dort, oberhalb der untern Brücke, ein starkes Gefälle hat. In dem aufgeregten Instinkt der Lebenserhaltung erfasste ich rasch im Fallen die Kette, mit welcher ein Schiff am Ufer befestigt war. Indem ich mich krampfhaft daran festhielt, schwebten die Beine und der Unterleib in dem strömenden Fluss. In der höchsten Not erschien die Rettung. Als meine Kräfte nahezu aufgezehrt waren und die Furcht über mich kam, dass ich die Kette nicht länger zu halten vermöge, eilte eine befreundete Dame herbei und zog mich aus dem Wasser.

Die städtische Lateinschule besuchte ich nicht. Es bestand damals in Zürich eine Privatschule, das sogenannte Institut des Pfarrers Schoch, dessen Unterricht für vorzüglicher galt als der in der öffentlichen Schule. Mein Vater scheute die höhern Kosten nicht, mich diesem Institut anzuvertrauen. Es gab da einige gute Lehrer. Ausser dem Latein wurde auch die deutsche Sprache gelehrt. Ich kann über das Einzelne keine Rechenschaft geben; aber im Ganzen habe ich den Eindruck behalten, dass ich in diesem Institut ziemlich viel gelernt habe.

Ich war gutmütig und lernbegierig, aber wenn ich gereizt ward, ein wilder unbändiger Bube. So verteidigte ich einmal ein Mädchen, welches von andern Knaben des Instituts arg gehänselt und geplagt wurde, mit einer Berserkerwut, welche mir bei den Mitschülern den Spottnamen der Hyäne eintrug. Aber ich war stolz auf meinen Sieg, und das Mädchen blieb mir lange dankbar.

Ein ander Mal hatte ich mit einem von Natur heftigen Lehrer einen Streit. Derselbe wollte mich mit Gewalt und nach meinem Gefühl ungerecht züchtigen. Wütend lief ich fort nach Hause und erklärte meinem Vater, ich könne solche Misshandlung nicht ertragen. Die Sache wurde durch Rücksprache mit dem Vorstand des Instituts beigelegt, und ich hatte mich niemals wieder über rohe Gewalt zu beklagen.

Die Stadt Zürich war damals noch befestigt. Die grünen Schanzen mit ihren Wällen, Gräben und Vorsprüngen waren ein prächtiger Tummelplatz für die Spiele der Jugend. Auch die dunkeln unterirdischen Casematten wurden vielfältig benutzt. In jener Zeit der Restauration gährten auch in der deutschen Litteratur romantische Triebe. Das Ritterleben des Mittelalters schimmerte in poetischem Glanze. Auch die Knaben lasen begierig und heimlich die Räuber- und Ritterromane, die damals erschienen. Das abenteuerliche Wesen gefiel uns. Es wurde unter uns ein Ritterorden gestiftet, und wir verbanden uns feierlich, Löwenritter zu spielen. Unsere Panzer, Helme, Schilde waren freilich nur von Pappendeckel, die Schwerter nur von Holz geschnitzt; aber der Überzug mit Silberpapier und die goldpapierenen Bilder darauf regten dennoch die ritterlichen Gefühle in uns auf und reizten zur

Hoffahrt. In den Schanzen waren unsere Burgen, die Casematten waren unsere Burgverliesse und Verstecke. Auch an Kämpfen mit andern fehlte es nicht.

Ich habe im reiferen Lebensalter grosse Gelehrte, angesehene Künstler und mächtige Fürsten kennen gelernt, welche mit ungleich grösserem Aufwande von Geist und Geld als erwachsene Männer noch an denselben mittelalterlichen Phantasiespielen ihre Freude hatten, die uns einst als Kinder beglückt hatten. Uns haben diese Spiele nur einige Jahre lang in unserer Kindheit angezogen. Der Einblick in das reale Leben der Gegenwart führte uns bald über diese Stufe hinweg.

Im Jahr 1819, dem Jubeljahre der Zwinglischen Kirchenreform, wurde ich als eilfjähriger Knabe in die „Gelehrte Schule“ aufgenommen. So wurde das Zürcher Gymnasium benannt, welches von dem Chorherrnstift zum Grossen Münster geleitet und unterhalten ward. Die Schule hiess auch schola Carolina, zu Ehren des Kaisers Karl des Grossen, welcher als Stifter der Propstei Grossmünster fortwährend hochgefeiert ward.

Das Andenken an den Kaiser Karl war in der Zürcher Jugend noch lebendig. Wir blickten mit Verehrung zu dem Bilde des Kaisers auf, welches an der Aussenseite eines Münsterturmes in Stein gemeisselt war. Da sass er majestätisch, das blanke Schwert auf dem Schosse, die Krone auf dem Haupt, als richtender König auf dem Throne.

Unter den Schulkindern wurde die neckische Rede noch immer von Mund zu Mund überliefert:

De Kaiser Karli häd en Hund
Rat wie heisst Kaiser Karlis Hund.

Der Name „Ratwie“ und die Frage „Rat' wie“ verwirr-

ten die Neulinge, und die Frage und die Antwort suchten sich wechselnd zu täuschen.

Einen tieferen Eindruck machte auf mich die alte Sage von der Gerechtigkeit des Kaisers, die uns Knaben oft erzählt wurde. Man versicherte uns, der Kaiser habe in dem Hause zum „Loch“, welches zu unserer Schule gehörte, und wo der Chorherr Bremi, unser Professor im Griechischen wohnte, seinen Hof gehalten. Am Thor war ein Glockenstrang angebracht, an welchem die Rechtsbedürftigen zogen, um Gehör zu erhalten. Eines Tages nun schellte die Glocke; aber der Diener, der nachsehen sollte, wer da sei, sah Niemanden vor dem Thor. Dann schellte es wieder, zum zweiten und zum dritten Male. Endlich entdeckte der Diener eine Schlange, welche die Glocke angezogen hatte, und meldete das dem Kaiser. Dieser befahl die Schlange einzuführen. Da neigte sie sich vor dem Kaiser und brachte ihre Klage vor wider eine grosse Kröte, welche sich ihres Nestes bemächtigt habe und ihre Brut bedrohe. Der Kaiser folgte nun der Schlange, um an Ort und Stelle einen Augenschein zu nehmen, und fand die Klage begründet. Dann liess er die Kröte wegnehmen und in die Limmat werfen. Als er später bei Tische sass in seiner Pfalz, erschien die Schlange nochmals, um sich für den Richterspruch zu bedanken, und überbrachte dem Kaiser als Gabe einen Edelstein, welcher die Zauberkraft besass, die Liebe des Kaisers anzuziehen und festzuhalten. Der Kaiser liess den Stein in Gold fassen und schenkte ihn seiner Gemahlin, welche das Kleinod beständig am Leibe trug. Als sie starb, wollte der Kaiser sich nicht von der Leiche trennen, weil diese mit dem Steine geschmückt blieb. Endlich gelang es den Hofleuten, den

Stein zu entfernen und die Leiche zu begraben. Sie warfen denselben in eine Quelle bei Aachen. Von da an wendete sich die Gunst des Kaisers dauernd der Aachener Quelle zu.

Die Gelehrtenschule war in drei Classen getheilt, jede Classe wurde von einem Hauptlehrer geleitet. Der Unterricht war vorzugsweise auf die alten Sprachen gebaut, das Lateinische und später das Griechische. Die Zürcherischen Gelehrten waren seit alter Zeit berühmt durch ihre philologischen Leistungen, und die Bekanntschaft mit der antiken Litteratur war in der Stadt ziemlich verbreitet, bis in die höher gebildeten kaufmännischen Kreise hinein. Die beiden ersten und untern Classen waren für gute Schüler auf ein Jahr berechnet. Die oberste dritte Classe dagegen umfasste zwei Jahrgänge. Die Schüler des zweiten Jahres, die sogenannten „Alten“, machten dann ihre Überlegenheit in Alter und Erfahrung über die Schüler des ersten Jahres, die „Jungen“, in der Weise geltend, dass jeder Alte aus den Jungen sich einen Leibfuchs erwählte, der sich zu ihm halten und gelegentlich ihm kleine Dienste leisten musste und dagegen den hohen Schutz und die Gunst des Patrons erwarb.

Die Lehrer waren durchweg Genossen der reformirten Geistlichkeit, aber ohne kirchliche Engherzigkeit und ohne pietistische Süssigkeit. Sie führten uns in das antike heidnische Wesen und Leben mit philologischer Unbefangenheit ein. Aber an Talenten und Wirkung waren sie sehr verschieden. Mit strammem Ernste regierte in der ersten Classe mein Nachbar aus der Schipfi, der Pfarrer Hafner, und hielt uns zum Fleisse an. Der Oberlehrer der zweiten Classe aber, der Provisor Wolf, war ein gutmütiger schwacher Herr, der die übermütigen Jungen nicht zu be-

herrschen wusste, und dem gelegentlich arg mitgespielt wurde. Ein Beispiel mag dafür zeugen. An einem heissen Sommertage nahmen wir aus Spass kleine Schachteln mit Mehl in die Schule mit, fingen dann Fliegen, benetzten dieselben mit Speichel und schüttelten sie in den Schachteln. Darauf liessen wir die weissen Dinger während des Unterrichts fliegen, zum Erstaunen des Lehrers, der nicht wusste, was das für seltsame Insekten seien. Er forderte dann einige Schüler auf, ihm ein Exemplar einzufangen, was natürlich zu allgemeiner Erheiterung der Classe, aber zur Beschämung des Lehrers gelang.

In dieser Zeit fing mein früherer Lerneifer an nachzulassen. Im Vertrauen auf meine Begabung verfiel ich in lässige Bummelei. Vielleicht wäre ich trotz der guten Anlage doch versunken, wenn ich nicht in der dritten Classe einen Lehrer gefunden hätte, der mich anzuregen verstand. Als Oberlehrer in der dritten Classe fungirte damals der Pfarrer Weiss, ein tüchtiger Schulmann. Er hatte es bemerkt, dass meine Arbeiten hinter meinen Fähigkeiten zurückblieben. Eines Tages liess er mich zu sich auf sein Studierzimmer kommen und redete mir da mit Wärme und Ernst in's Gewissen. Von diesem Tag an vollzog sich eine Wendung in mir. Ich entschloss mich, meine Kräfte anzustrengen und wurde dann leicht der erste Schüler in meiner Classe. Dem trefflichen Manne, welcher später als Präsident des Zürcherischen Erziehungsrats das ganze Schulwesen des Cantons leitete, bin ich für die damalige aufrüttelnde Mahnung stets dankbar geblieben.

In den Schluss dieser Schulzeit fällt meine erste Beteiligung an dem politischen Leben der Gegenwart. Der Aufstand der Griechen wider die Türken fand in den

Herzen der studierenden Schuljugend ein lebhaftes Mitgefühl. Es waren weniger die religiösen Motive, weniger die Befreiung des Kreuzes von der Herrschaft des Halbmondes, die uns aufregten, als die romantische Verehrung für die alten Griechen, unsere Lehrer und Vorbilder. Wir glaubten in den aufständischen Hellenen die Nachkommen von Themistokles und Perikles, von Sophokles und Platon ehren zu sollen. An der Spitze des Zürcher Hülfs-Comités stand unser Lehrer im Griechischen, der Chorherr Bremi.

Nach dem Herkommen sammelten die Schüler der obersten Classe während des Schuljahrs einiges Geld, um den Austritt aus der Schule und den Übergang in die höhere Schule, das sogenannte Collegium humanitatis, würdiger feiern zu können. Das so gesammelte Geld (sechs und zwanzig Zürcher Gulden)* opferten wir nun der griechischen Sache und behalfen uns für die Abgangsfeier mit unsern übrigen Mitteln. Ich habe den dankenden Empfangsschein (vom 12. Dec. 1822) des Chorherrn Bremi sorgfältig aufbewahrt, als ein teures Andenken aus früher Jugend.

Den Confirmations-Unterricht erhielt ich von dem Helfer (Diacon) Breitinger zu Sanct Peter, einem zwar streng gläubigen, aber zugleich wohlwollenden und freundlichen Manne. Am meisten zog mich in diesem Unterrichte die geschichtliche Vergleichung des Christentums mit andern Religionen an. Gegen die dogmatische Darstellung der christlichen Lehre hatte ich starke Zweifel, welche der Geistliche nicht zu beseitigen vermochte. Ich hatte zuvor Becker's Weltgeschichte gelesen, und es war durch

* 1 Zürcher Gulden = neun Schweizer Franken.

dieses Buch mein naiver Glaube an die überlieferte Kirchenlehre erschüttert worden. Es kostete mich einen schweren Seelenkampf, um die Frage zu entscheiden: Soll ich das kirchlich vorgeschriebene Gelübde leisten oder ablehnen? Die volle Aufrichtigkeit drängte zum Nein; die bisher unverbrüchlich beachtete Sitte forderte das Ja. Zuletzt entschied die Scheu des Knaben, einen öffentlichen Scandal zu wagen, während er doch des eigenen Urteils noch nicht sicher war. Die liebevolle und milde Weise des Lehrers, der auch abweichende Auslegungen zuliess, erleichterte den Entschluss. Ich unterzog mich den Bedingungen der Confirmation.

3.

Collegium humanitatis. Philologische Classe. Wissenschaftliche Übungen und Aufsätze. Eine Erscheinung. Der Zofingerverein. Übergang zur Rechtswissenschaft. Das politische Institut.

Der Übergang aus der Gelehrtenschule in das Collegium humanitatis war ein grosser Fortschritt im Jugendleben. Die Gelehrtenschüler wurden noch mit Du angesprochen, im Collegium humanitatis aber trat das „Ihr“ an die Stelle des Du. Es war das eine Zwischenstufe zum „Sie“, welches den erwachsenen Fachstudenten der späteren Jahre nicht mehr vorenthalten werden durfte. Nach Zürchersitte wurden die Dienstboten, aber auch die Bauern, und in der Familie oft die Eltern von den Kindern mit der älteren Form „Ihr“ angeredet, ferner und höher stehende Personen aber mit „Sie“.

Das Collegium humanitatis, im vulgären Sprachgebrauch auch die „Siebente“ genannt, war wieder auf einen

zweijährigen Cursus berechnet. Der Unterricht in den alten Sprachen und in der Litteratur der Römer und Griechen blieb das Hauptstudium. Auch die darauf folgende sogenannte philologische Classe, die „erste Achte“ genannt, behielt denselben Grundcharakter. Die erstere Schule wurde in den Räumen des vormaligen Frauenklosters zum Fraumünster gehalten, die letztere in dem Gebäude der Propstei Grossmünster.

An tüchtigen Philologen war in Zürich kein Mangel. Auch wir hatten damals einige ausgezeichnete Philologen zu Lehrern. Ich nenne vorzüglich den Professor Ochsner, einen feinen Kenner des Ciceronianischen Latein, Professor Ulrich Fäsi, einen wohlgeschulten und trefflichen Lehrer im Griechischen. Am anregendsten aber wirkte der Professor Johann Caspar Orelli, der Herausgeber des Cicero, ein Mann von jugendlichem Feuer auch in höherem Alter und mit einem Anflug von Genialität, welche begeisterte. Es schadete seinem Ansehen gar nicht, dass man in seiner Stube sich kaum bewegen konnte, ohne über die massenhaft umher liegenden Bücher zu stolpern. Er war von der Liebe zu den alten Classikern erfüllt und wusste diese Liebe auch in den Schülern anzufachen. Zuweilen blitzte auch ein freier reformatorischer Gedanke in seinen Vorträgen auf und zündete in den Köpfen der Zuhörer.

Aber es gab auch andere Lehrer, die nicht so günstig wirkten. Der Chorherr Ulrich war ein wohlwollender und gründlicher Lehrer im Griechischen, aber pedantisch und langweilig. Indem er den Homer erklärte, blieb er in den grammatischen Formen stecken und entleidete uns den grossen Dichter durch die kleinliche Betrachtung der einzelnen Wörter. Erst als ich zu Hause die Ilias und Odyssee

rascher durchlas, bekam ich ein besseres Bild von dem herrlichen Werke. Unter uns Schülern war aber damals der reformatorische Geist so stark, dass er auch den alten ängstlichen Lehrer mit fortriss. Wir opponirten uns nämlich in der griechischen Stunde der bisherigen Zürcher-Methode, das η als ι zu lesen, und lasen es, wie in Deutschland, als ē. Es blieb dem Lehrer schliesslich nichts übrig, als den Schülern nachzugeben, welche beharrlich der Autorität der alten Gewohnheit die der fortschreitenden Wissenschaft entgegen setzten.

Weit schlimmer war es in dem hebräischen Unterrichte bei Chorherr Usteri bestellt. Der gutmütige und wunderliche Herr hatte gar keine Autorität über die Schüler. Seine Schwächen wurden arg missbraucht. Einmal sagte er, er wünsche, dass ihm die Schüler mit Liebe entgegen kommen. Darauf ging ihm die ganze Classe am folgenden Tag bis zur oberen Brücke entgegen und gab ihm das Geleite bis zur Schule. Er hatte die Gewohnheit, hart an den Schulbänken durch das Zimmer zu gehn. Nun wurden diese am Rande mit weisser Kreide beschmiert, die sich an dem langen schwarzen Rocke abdrückte. Neues wurde bei diesem Lehrer nicht gelernt, eher das Alte vergessen.

Es gab noch einige ungeeignete Lehrer, in deren Stunden Allotria getrieben wurden. Meine Liebhaberei war es damals, wenn mir der Unterricht langweilig wurde, die Schriften der deutschen Classiker zu lesen. Auch Klopstocks Messiade habe ich so in der Schule durchgelesen.

Überhaupt beschäftigte ich mich damals viel mit der deutschen Litteratur, sowohl der des Mittelalters als der neueren Zeit. Mit grossem Interesse las ich die Nibelungen in der alten Sprache und ebenso die Gedichte der Minne-

sänger. Ich übersetzte den älteren Siegesgesang auf König Ludwig aus dem neunten Jahrhundert und das Loblied auf den Erzbischof Hanno von Cöln aus dem eilften Jahrhundert. Mehr aber zog mich die neuere Litteratur unserer Klassiker an. Eines Tages fragte Professor Orelli den etwa siebenzehnjährigen Jüngling: Wie stellen Sie sich zu Schiller und Goethe? Ich erwiderte: Schiller packt mich tiefer und begeistert mich mehr. Darauf bemerkte Orelli: Das passt zu Ihrem Alter. Die Zeit wird schon kommen, in der Sie bei Goethe einen höheren Genuss finden werden. Er hatte richtig gesehen. Es kam eine Zeit, in welcher die Vorliebe für Schiller in den Hintergrund trat, und das sonnige Bild Goethes mir heller erschien. Aber noch später kam wieder eine Zeit, in der ich die grosse veredelnde und befreiende Wirkung Schillers auf die deutsche Nation wieder voller schätzte und der Wirkung Goethes auf die höher Gebildeten und Denkenden als ebenbürtig an die Seite stellte. Die öffentliche Schule kümmerte sich wenig oder nichts um die deutsche Litteratur. Es wurde das dem Privatstudium überlassen.

Bei Chorherrn Hirzel, einem eleganten Schriftsteller mit sarkastischen Neigungen, erhielten wir Unterricht in der deutschen Philosophie. Es herrschte damals, wie in Deutschland, so auch in Zürich die Kantische Philosophie. Ausserdem erhielt ich noch Privatstunden bei Professor Conrad Orelli, einem Bruder des Philologen, in der Geschichte der griechischen Philosophie. In Verbindung mit einigen Schulgenossen las ich zu Hause in den Schriften von Platon.

Diese philosophischen Studien interessierten mich wohl; aber ich sah darin nur ein geistreiches Gedankenspiel und

fand doch keine volle Befriedigung darin. Die Ergebnisse erschienen mir bald zu unsicher, bald zu inhaltsleer. Zu blosser abstracter Speculation fühlte ich keine Neigung und hatte ich kein Talent.

Die mathematischen und die Naturwissenschaften wurden fast gänzlich vernachlässigt. Ich suchte im Gefühl dieses Mangels Einiges nachzuholen, indem ich bei einem Mathematiker Privatstunden nahm. Dieses Nebenstudium war aber, obwohl der Lehrer recht tüchtig und ich fleissig war, doch nicht genügend, um die Lücke in der wissenschaftlichen Vorbildung auszufüllen. Ich habe dieselbe später oft schmerzlich empfunden.

Unter uns Studierenden war damals ein reges wissenschaftliches Leben. Ich nahm an mehreren Verbindungen teil, welche in verschiedenen Richtungen das studentische Leben förderten. Des griechischen Kränzchens, in dem wir vorzüglich Platons Schriften lasen, habe ich bereits erwähnt. Eine andere Gesellschaft war der Übung in deutschen Aufsätzen gewidmet. Wir baten einen älteren Studenten, die Arbeiten zu leiten.

Einige Aufsätze, die ich verfasst hatte, haben sich in meinen Papieren erhalten. So schon ein Aufsatz über den Kaiser Trajan vom Jahr 1823. Ich wagte darin, über die beste Statsverfassung meine Ansicht auszusprechen, die freilich noch kindisch war, aber trotzdem die Keime der spätern Entwicklung erkennbar darstellte. Ich meinte, die Demokratie passe eher für höhere Wesen als die Menschen, weil die wahre Freiheit nur in Verbindung mit der Tugend und der Einsicht bestehen könne, diese beiden aber in den Massen nicht hinreichend gesichert seien. Von der Aristokratie bemerkte ich, wenn sie in Wahrheit wäre, was ihr

Name besagt, so wäre nichts gegen diese Statsform einzuwenden; aber die Erfahrung lehre, dass die Vornehmsten nicht immer die Besten seien, und dass sie die Menge gewöhnlich in der Unwissenheit und Rohheit erhalten, um dieselbe leichter beherrschen zu können. Ich erklärte, die eingeschränkte, repräsentative Monarchie sei zwar auch nicht ohne innere Kämpfe und nicht ohne Gefahren, aber jedenfalls der absoluten Monarchie vorzuziehen und dann am besten, wenn die monarchische Regierung im Einverständniss mit der frei gewählten Volksvertretung die Angelegenheiten leite. Es zeugt für die Unbefangenheit und Freiheit unserer Beratung, dass in der Republik und unter lauter Republikanern der constitutionellen Monarchie solches Lob gespendet werden durfte.

Ein anderer Aufsatz aus dem Jahr 1825 behandelte das Thema über den Selbstmord. Das Motto aus Plutarch: „Der freiwillige Tod darf nicht eine Flucht aus dem Leben, er darf nur eine Lebensthat sein“ bezeichnet meine Auffassung. In der Regel ist der Selbstmord verwerflich, zuweilen entschuldbar, in seltenen Ausnahmsfällen eine rühmliche That.

In demselben Jahre wurde ich berufen, zum ersten Mal eine öffentliche Rede zu halten, und zwar als Studiosus Classis Philologicae eine lateinische Rede vor den Professoren, Honoratioren und den Studenten der Stadt. Ich wählte als Thema die Vorteile und Nachteile der Armut und des Reichtums für das wissenschaftliche Studium. (De commodis atque incommodis vel paupertatis vel divitiarum ad operam litteris dandam.)

Im Jahr darauf (9. Juli 1826) veranstalteten wir eine öffentliche Festfeier im Freien zur Erinnerung an die Schlacht

von Tätwyl (26. Dec. 1351). Es war das ein für die Züricher rühmlicher Tag gewesen, indem sie, von einer österreichisch-aargauischen Übermacht überfallen und umschlossen, siegreich den Durchbruch erstritten. In frühern Zeiten war der Sieg alljährlich durch eine Wallfahrt nach Einsiedeln gefeiert worden. Seit Jahrhunderten war das gefährliche, aber unbedeutende Treffen in Vergessenheit geraten. Indem wir das Andenken daran als Zürcher Studenten wieder auffrischten, folgten wir mehr dem jugendlichen Drang, ein vaterländisches Volksfest zu feiern, als der Einsicht in den Wert der gefeierten That. Von den Studiengenossen wurden der Studiosus theologiae Hans Meyer und ich zu Festrednern erwählt. Wir entledigten uns des Auftrags auf dem Schlachtfelde zur Zufriedenheit der Anwesenden.

Die gährenden Gedanken und Triebe der Jünglingszeit sind am klarsten ausgesprochen in einem Aufsatze, eine Erscheinung betitelt, vom Jahr 1827, den ich auch in späteren Jahre gerne wieder gelesen habe, und der mir wie eine Vorahnung des künftigen Lebens erschien. Das schöne Wort von Goethe war als Motto gewählt worden:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken."

Ich schilderte darin meine Lieblingsaussicht von der Höhe des Zürichberges auf die geschäftige Stadt, den blauen See mit seinen prangenden Ufern und das Schneegebirge. Ich meinte „die Entwicklung der gewiss mit Unrecht tot genannten Natur" zu schauen. Aber vor allem „zog mich das tiefe, unendliche himmlische Blau des Äthers liebend zu sich empor". In der That kannte ich in meiner Jugend

keinen reineren und höheren Genuss, als auf dem Berge im Grase liegend in den wolkenlosen, sonnenbeglänzten Lufthimmel hinauf zu schauen und mich in dem Gedanken des Unendlichen zu verlieren.

Dann kommt die Erscheinung wie ein Traum über mich. Es wird dunkel um mich und nur in der Ferne gewahre ich einen dichten Rauch, der von einer mächtigen Flamme Zeugnis gibt. Ich sehe zwar nur den Rauch, nicht die Flamme, dennoch werde ich von der Rauchsäule unwiderstehlich angezogen. Aber der Weg dahin ist durch Gestrüppe, Mauern, Gräben verlegt und durch wilde böse Tiere, insbesondere auch durch Schlangen gefährdet. Ich drang aber mutig vorwärts und hieb mit einer scharfen Rute, die ich unterwegs gebrochen, tapfer auf die Natterbrut ein, welche sich vor mir zurückzog und in Pflanzen verwandelte. Schon sah ich die Flamme deutlicher und näher. Aber nun waren auch meine Kräfte erschlafft. Die behagliche Ruhe gefiel mir und der heitere Lebensgenuss. Da warfen sich wieder und noch gefährlichere Raubtiere zwischen die Flamme und mich; im Hintergrunde lauerte ein Drache, dessen ungeheurer Leib wie ein Meer sich ins Unendliche auszudehnen schien, und in dessen Schuppen sich die Flamme widerspiegelte. Die kleinen Augen des Ungeheuers schossen vergiftete Pfeile aus, und aus dem geöffneten Rachen drohte die ewige Finsternis.

Ich fürchtete mich vor dem Untier und wendete mich einem freundlich lockenden Thale zu, das sich mir öffnete. Dasselbe war von einem schimmernden Lichte erhellt von gelblichem Glanze, und es sprudelte darin eine Quelle, deren Genuss den Durst eher aufregte als stillte. Rings um mich spielten Flämmchen, wie Irrlichter. Der

Boden unter mir wurde weicher, und ich sank tiefer in den Sumpf. Da hüpften die Frösche, Kröten und Heuschrecken um mich her und verhöhnten mich. Da entbrannte mein Zorn, und wieder schlug ich mit meiner Zaubergerte unter das Gesindel und auf den Boden, der von der Rute getroffen fester wurde. Die Sehnsucht nach der einst gesuchten Flamme, die ich nur in der Rauchsäule noch erkannte, erwachte wieder mächtig in mir. Ich gelobte, sie nicht mehr aus den Augen zu verlieren und zu ihr durchzudringen, trotz aller Gefahr. Diesen Entschluss vollführte ich, durch keinen Unfall entmutigt und durch keine Leiden abgeschreckt.

Endlich gelangte ich auf die Höhe, wo die Flamme dem Boden zu entquellen schien und frei von jeglichem Rauche in unendlicher Klarheit strahlte. Ich musste hin zu ihr. Die von ihr erleuchtete Seele war von Liebe zu ihr erfüllt. Ich wollte die Flamme umarmen und lag nun an dem Busen eines riesigen Mannes, auf dessen Stirn die Weisheit thronte und dessen Erkenntniss die Dinge in ihrer wahren Natur erschaute. Wie ein liebender Vater hielt er mich in seinem Arme und zeigte mir die Welt.

„Und ich sah der Menschen mannigfaches Treiben entwirrt; ich sah, wie sich die Einzelnen mühten, bald sich, bald die Welt, oder vielmehr beide zugleich bildeten. Aufgethan war mir der Völker Entwicklungsgang; ich erkannte, wie sie zur Vollendung reiften; und was mir früher Rückschritt geschienen, das ward mir nun als notwendige Bedingung der höchsten Entwickelung offenbar. Ich erfasste, wie alles Unentfaltete keimte und wuchs und sich zur Vollendung gestaltete. Der Sonnen, Erde und Monde Bahnen waren mir enthüllt; das Böse selbst war mir kein Räthsel mehr.“

„Jetzt erscheint dir das Höchste, sagte die Gestalt. Da durchwallte plötzlich liebender Glanz das All und durchglühte es. Das All und die Liebe schmolzen ineinander. Kaum konnte ich die Wonne, die auch mein Innerstes erfasste, ertragen. Ich wollte liebend an den Busen der Gestalt mich enger anschmiegen. Doch auch sie hatte sich aufgelöst in den Glanz der Liebe und des Alls. Schon war mir's, als löste sich mein Wesen auf in die Unendlichkeit, gleich der Perle, die im Meere von Nektar sich auflöst. Doch diesen Gedanken vermochte der Sterbliche nicht zu fassen. Ich fühlte mich noch, stutzte und erwachte."

Die energische Liebe zur Wissenschaft und das Vertrauen in ihre beseligende Macht, welche die Seele des Jünglings erfüllten, die Einsicht, dass die leuchtende Flamme der Erkenntniss etwas anderes sei als der Rauch der Gelehrsamkeit, das Vorgefühl der ernsten Kämpfe, welche dem bevorstehn, der nach Höchstem strebt, aber auch die Besorgnis, dass unterwegs die Kräfte ermüden und bequemer Lebensgenuss von dem Ziele ablenken könnten, sind in diesem Aufsatze in deutlichen Bildern ausgeprägt. Als höchstes Ziel der Erkenntnis treten die psychologische Ergründung des Individual- und des Völkerlebens und eine Gotteswissenschaft hervor, welche die Natur mit dem unendlichen Geiste in Eins verbindet. Wenn gleich noch ein pantheistischer Zug das Ganze durchweht, so erweist sich doch daneben das mikrokosmische Selbstgefühl stark genug, um sich gegen die Auflösung im All zu sträuben. Aus diesen Ahnungen und Träumen des Jünglings wird auch die eigentümliche Befriedigung verständlich, welche die Wissenschaft Friedrich Rohmers auf den erwachsenen

Mann im Verfolge seines Lebens machen musste. Er erkannte darin die Erfüllung der Sehnsucht seiner Jugend.

Unter den schweizerischen Studierenden der verschiedenen höheren Schulen bestand damals als einzige Verbindung der im Jahr 1819 gestiftete Zofingerverein. Alljährlich kamen die Mitglieder in der freundlichen Stadt Zofingen im Aargau zusammen. Der Vorort wechselte jedes Jahr unter den Schweizerstädten. Als die Leitung nach Zürich kam, wurde ich mit zwei theologischen Freunden in den Centralausschuss gewählt.

In diesem Verein trat damals ein lebhafter Kampf zweier Meinungen und Richtungen hervor. An der Spitze der einen Partei standen unsere Baslerfreunde, wir Züricher führten die andere Partei. Ich schrieb einen „historischen Versuch“ unter dem Titel „Der Basler Zofinger-Verein“, welcher den Gegensatz erörtert.

Der Basler Verein hatte einen strenger wissenschaftlichen Charakter. Es kostete sogar schwere Kämpfe, bis die Versammlung aus einer trockenen Schulstube in das Schützenhaus verlegt und hier Erfrischungen erlaubt wurden. In Zürich dagegen wurden die wissenschaftlichen Arbeiten anderen kleineren Gesellschaften zugewiesen, und die Vorträge im Zofingerverein nahmen neben der geselligen Unterhaltung einen bescheideneren Platz ein.

Der Hauptunterschied aber bestand darin; dass die Basler als Zweck des Zofingervereins die Wohlfahrt des schweizerischen Vaterlandes bezeichneten und eine Teilnahme an dem politischen Leben verlangten. Dem widersetzten sich die Züricher.

Obwohl meine Natur auf politisches Leben angelegt war, so vertrat ich doch mit Entschiedenheit die Meinung,

dass das eine Verirrung sei. Ich bemerkte darüber: „Jene Idee der Basler, die einzig auf des Vaterlandes Wohl blickt, scheint mir aus einer Begeisterung entstanden zu sein, die sie ihrer Jugend vergessen liess. Dachten sie dabei an ihre Kräfte? Erwogen sie ihr jugendliches Alter? Träumten sie nicht Männer zu sein, da sie doch nur Jünglinge waren? Der Jüngling soll sich vorbereiten, um einst als Mann wirken zu können. Er soll selber erst erzogen sein, bevor er Völker erziehen will. Die Jugend ist die Zeit der Vorbereitung, das männliche Alter die Zeit des Wirkens. Dem Jüngling ist Zweck, was dem Manne zum Mittel wird."

Im Übrigen empfahl ich, dass jede der beiden Akademien sich in ihrer eigentümlichen Weise fortbilde und nur sich vor Extremen hüte. In dem Gesammt-Zofingerverein überwog die Zürcherische Ansicht, dass der Verein vorzüglich die Freundschaftsbande unter den schweizerischen Studierenden erhalte und befestige, edle Sitte pflege, gesellige Freuden geniesse und an der gemeinsamen Ausbildung arbeite.

Die damalige höhere Schule in Zürich war für die Zürcherische reformirte Kirche angelegt. Studieren und Geistlicher werden galt in der Meinung der Städter und der Landleute noch für dasselbe. Fast alle meine Freunde folgten diesem Studiengang und gingen aus der „ersten Achten" in die „zweite" und „dritte Achte" d. h. zu dem eigentlichen theologischen Fachstudium über.

Ich machte zwar das entscheidende Examen, das sogenannte „Rigidum", noch mit, aber nur damit man nicht meine, ich fürchte dessen Strenge. Nachdem dasselbe glücklich bestanden war, erklärte ich den Professoren, dass ich nicht Theologie studieren wolle, sondern zur Rechtswissen-

schaft fortzuschreiten gedenke. Ich besuchte nun das neu gegründete „Politische Institut", eine höhere, aber nur dürftig eingerichtete Schule für Juristen und Statsmänner.

An diesem Entschluss hatte wohl der individuelle Instinct, der mich zum State hinzog, den entscheidenden Anteil. Aber auch meine Zweifel gegen den hergebrachten Kirchenglauben halfen dazu, mir den Übertritt willkommen zu machen. Charakteristisch für meine damaligen Erwägungen ist, dass ich eine Äusserung des Pontifex Cotta bei Cicero (De natura Deorum I. 22) mir notirte, der in der Volksversammlung mit heiliger Strenge die öffentliche Verehrung der Götter forderte, aber unter philosophisch gebildeten Freunden unbedenklich seine Zweifel gegen ihre Existenz aussprach. Ich bemerkte dazu: „Lässt sich das auch auf uns anwenden? Darf ein christlicher Pfarrer, der die Göttlichkeit Jesu und der Bibel verwirft, dieselbe dem unphilosophischen, sinnlichen Volke lehren, und soll er sich frei aussprechen nach seiner Überzeugung nur unter gebildeten Freunden?" Für die individuelle Glaubens- und Denkfreiheit war ich begeistert; der Zwang in diesen Dingen kam mir als unmöglich vor. „Auch wenn ich den Andern zu Gefallen dasselbe glauben wollte, was sie glauben, so kann ich es nicht mit dem besten Willen."

In meinen Briefen an einen Theologie studierenden Freund (Heinrich Rahn) vom 23. Dec. 1825 sprach ich mich über meinen Entschluss näher aus: „Ich kann nicht christlicher Pfarrer werden. Für's erste muss ein solcher ein Christ sein, er muss folglich eine Offenbarung Gottes in der Bibel, er muss mehrere Dogmen von der Gottheit des Sohnes, der Erlösung u. s. w. annehmen, die ich nicht glauben kann, ich mag wollen oder nicht, weil sie meiner

Vernunft widersprechen. Für's zweite muss er christlich lehren und predigen. Man sage mir, was man wolle, es sei für den Pfarrer hinlänglich, Liebe und Moral den Leuten beizubringen. Das ist allerdings weitaus das Wichtigste, aber das Volk will sinnliche Anschauung, es will ein für göttlich gehaltenes Muster. — Man muss also, wenn man gleich selbst nicht glaubt, doch thun, als ob man glaube. Verträgt sich das mit der Liebe zur Wahrheit? Darf man lügen, wo es sich um das Heiligste, das Höchste handelt? Der Hirt einer Schafherde braucht weder ein Schaf zu sein, noch Schafspeise zu geniessen. Zum guten Glück muss er aber auch nicht dergleichen thun, als ob er ein Schaf wäre. Das rettet mich, denke ich, aus dem Garne. Kann ich dagegen als Statsmann nicht laut verfechten, was ich für wahr und gut halte? Ich kann es wenigstens in den meisten Fällen.“

Mochten die damaligen Bedenken und Ansichten des siebzehnjährigen Jünglings noch unreif sein, die Wahrhaftigkeit desselben führte ihn auf die seiner Natur zusagende Laufbahn.

An dem Politischen Institut wirkten damals vorzüglich zwei jüngere Docenten, an die ich mich verehrend anschloss, und von denen ich in meinen Studien trefflich gefördert wurde. Am meisten lernte ich bei Friedrich Ludwig Keller, dem ausgezeichneten Schüler und spätern Nachfolger Savignys. Er führte mich in das Studium des römischen Rechtes ein. Dieses Recht hatte in Zürich nicht, wie in Deutschland, die Geltung eines subsidiären gemeinen Rechts. Das Zürcherische Recht hatte seinen ächt deutschen Charakter bewahrt. Die Eidgenossen hatten von Bartolus und Baldus nichts wissen wollen und küm-

merten sich nichts um die Autorität der alt-römischen Kaiser. Daher behandelte Keller das römische Recht nicht wie ein Gesetzbuch, sondern beachtete mehr den wissenschaftlichen Wert desselben und machte seine Schüler mit dem Geiste der classischen Juristen Roms vertraut. Die deutsche Rechtswissenschaft der Zukunft wird dieselbe Richtung und Methode einführen müssen, wenn erst die moderne deutsche Civilgesetzgebung das Privatrecht durchgearbeitet und neu formulirt haben wird.

Ich hörte bei Keller Institutionen und Pandekten, las unter seiner Leitung den Gajus durch und übte mich in der Erklärung von Stellen aus den Schriften der Classiker. Vorzüglich spannte den Scharfsinn die prägnante Ausdrucksweise Papinians. Auch die Reden des Cicero wurden mit juristischem Verständnis durchgearbeitet. Die reiche Bibliothek Kellers stand dem Schüler offen, der die Gunst des Lehrers besass.

Der zweite Lehrer, dessen Unterricht und Umgang mir teuer war, der Ratsschreiber Ferdinand Meyer, wirkte mehr in patriotischer Richtung. Er führte mich in die Statengeschichte der Schweiz ein und regte zu geschichtlichen Studien an. Auch er gewann den Schüler lieb und wurde ihm ein treuer Freund.

Die juristischen Studien mit ihrer scharf verständigen Prosa führten mich auch bald über eine Selbsttäuschung hinaus, welche mich einige Zeit gefangen gehalten hatte. Es ging mir, wie manchem begabten Jüngling von sechszehn oder siebenzehn Jahren, ich wähnte ein Dichter zu sein, weil ich die dichterischen Werke liebte und selber Verse machte. Mit achtzehn Jahren sah ich die glänzende Seifenblase zerplatzen. Ich wurde gewahr, dass ich gar

keine dichterische Anlage besitze, sondern eher ein Mann der Prosa werde.

4.

Freundschaftsbünde. Johannes Zeller. Bernhard Hirzel. Ernst Müller. Schleiermachers Monologen.

Das erste Jünglingsalter ist offenbar die günstigste Zeit zur Bildung persönlicher Freundschaften. Die Seele des Jünglings ist noch weich und gleichsam flüssig. In der Entfaltung begriffen hat sie ein Verlangen, sich verwandten Jünglingen aufzuschliessen. Der eine nimmt einen innern Anteil an dem Leben des Andern.

Unter uns Studierenden gab es damals viele Freundschaftsbündnisse, deren jedes seine besondere Geschichte, die alle einen gemeinsamen Charakter hatten. Wohl hatten wir ein jeder mehrere Freunde, aber vorzugsweise schlossen sich doch je zwei auf's innigste zusammen. Der Freund suchte den Freund, und hinwieder in vertrautem Verkehr mit diesem, sich selber zu erkennen, ihn und sich auszubilden. Der Freund wurde von dem Geschicke seines Freundes mitbetroffen und nahm den wärmsten Anteil an seinen Kämpfen, an seinen Freuden und Leiden. Zuweilen gab es auch eine Verstimmung unter ihnen, und das Band der ewigen Treue und Liebe, welche sie sich gelobt hatten, drohte zu zerreissen. Für beide war diese Gefahr ein schwerstes Unglück, und nicht selten kostete solche Bedrängniss bittere Thränen und andauernde Sorgen.

In einem solchen engsten Freundschaftsbunde stand ich mit Johannes Zeller. Schon als Knaben in der Gelehrtenschule waren wir, noch unbewusst, einander freund-

lich nahe gekommen. Wir arbeiteten, spazierten, spielten gerne zusammen. Als wir Jünglinge geworden, eröffneten wir einander unsere geheimsten Gedanken, und die Blüte der Freundesliebe ging auf. Es lebte einer in und mit dem andern; wir suchten uns wechselseitig zu heben und zu veredeln. Ich hatte einen Vorsprung im Wissen gemacht, und bemühte mich nun den Freund nach zu ziehen. Er arbeitete mehr an seinem Innern, und wirkte hinwieder auf den Charakter seines Freundes wohlthätig ein.

Auch uns wurden die Kämpfe nicht erspart. Von den wogenden Gefühlen und Gedanken jener Jahre gibt das Tagebuch einen unmittelbaren Aufschluss, das ich im Juni 1827 zu schreiben begann, eben in der Absicht, die eigene Seelenstimmung und die der Freunde darin auszusprechen. Ich setzte dasselbe bis 1836 fort, und es dient mir nun, die Erinnerung an die Erlebnisse meiner Jugend zu erneuern. Auszüge aus diesem Tagebuch mögen den Blick eröffnen in dieses jugendliche Freundesleben.

23. Juni. Zeller entdeckte mir die Zweifel, die ihn quälten. Er meinte, er könne mir nicht genügen, er könne mir nicht wiedergeben, was ich ihm gegeben; er habe mir zuviel, ich ihm zu wenig zu verdanken, ich steige immer höher, und er könne mir nicht folgen. Er äusserte seine Furcht, dass wir uns trennen müssen. Ich entgegnete ihm, Charakter, Geist und Gemüt und nicht gelehrte Kenntnisse seien es, worauf sich unsere Freundschaft gründe. In jener ersten Beziehung aber sei kein grosser Unterschied zwischen uns, in manchen Stücken sei er mir überlegen. Wir gelobten uns gegenseitig festen Glauben und die innigste Freundschaft.

30. Juni. Diesen Morgen schrieb ich im Collegium

ein Billet an Zeller und fragte ihn, was ihm auf dem Herzen liege; denn ich merkte, er war nicht glücklich. Er gestand mir das. Nach dem Colleg ging ich zu ihm. Ich fand ihn im furchtbarsten Kampf mit sich selbst. Nicht wie sonst verzweifelnd, sondern kalt empfing er mich. Er sagte, er wolle mir Alles, sich selbst entdecken, er werde es aber niederschreiben. Nun erhielt ich folgenden Brief von ihm:

„Glaube mir nur, ich weiss wohl wie geisttötend es ist, ein schönes Gefühl, eine schöne Idee aufgeben zu müssen, wegen der Unempfindlichkeit und Unfähigkeit des Gegenstandes, auf den sie sich bezogen. Aber ich weiss auch, dass ein plötzlicher, doch noch zu rechter Zeit geschehender Umstoss besser ist, als eine immerwährende, oder vielleicht später nur desto herber sich offenbarende Täuschung. Diese, die Ungewissheit ist das Quälendste; diese will ich Dir nehmen, aber auf grausame Weise; durch das Oeffnen Deiner Augen. Wahrscheinlich erfolgt Trennung daraus, und — es sei ausgesprochen — ich wünsche sie; denn ich sehe sie Dir und mir heilsamer. Ich weiss, Du liebst mich feurig, aber eben so feurig hassest, verachtest Du mich nachher vielleicht. Nun hasse mich, aber hasse, verachte die übrige Menschheit nicht; in ihr wirst Du wieder Trost finden; in ihr suche auch ich ihn.

„Gleichsam uns selbst unbewusst, näherten wir uns schon als Knaben in Liebe zu einander, einer fand in dem andern, was er suchte, und was er in keinem Andern fand; und wenn auch diese Liebe viele Unterbrechungen erlitt, so blieb doch immer die Zuneigung. Wir traten nun in die Epoche der Entwicklung unserer

jugendlichen Geister, ich blieb zurück; Du flogest voraus, doch rissest Du mich mit, und stelltest mich nun dahin, wo ich stehe. Das Gefühl der Dankbarkeit durchdrang mich, aber zugleich entstand das der Abhängigkeit von Dir. Ich suchte mir eigene, innere Selbständigkeit zu geben und glaube nun bald diesem Punkte nahe zu sein. Je mehr aber meine Achtung gegen Dich stieg, und je mehr ich mich entwickelte, desto offenbarer wurde mir eine unausgefüllte Lücke in meinem Herzen; es war der herzliche, gemütliche Teil der Liebe, ohne den diese nicht sein kann. Ich empfand Achtung gegen Dich, aber keine Liebe; jene allein willst Du nicht, und diese konnte ich Dir nicht geben. Vielleicht denkst Du, ich sei, wenn es sich so verhalte, nicht fähig, warm zu fühlen, zu lieben; aber wisse: früher war ich es gewesen, jetzt bin ich es vielleicht nicht; einst aber, glaube ich, könne ich es wieder werden. — Sobald ich jene Lücke fühlte, suchte ich mich immer Dir mehr anzuschliessen; denn ich glaubte, die Schuld sei an mir; allmählich kam ich auf den Gedanken, sie sei an Dir, denn ich wusste, dass Du sonst tief empfinden könnest; dass ich Dich einst liebte und doch keine völlige Harmonie zwischen uns war. Sobald dieser Gedanke in mir aufstieg, so waren jene Zweifel da an Deiner Achtung gegen mich, an der herzlichen Liebe, und an der Dauer der erstern, wie ich Dir früher sagte. Ich zweifelte stark, und schon war ich dahin gekommen, diese Zweifel, den Gedanken an eine Trennung ertragen zu können, ja diese zu wünschen. Ich fand also nicht genug feurige Gefühlsliebe bei Dir, und zu grosses Gefühl der Überlegenheit des Verstandes! Ich wollte mich

nun prüfen und bei Gelegenheit entscheiden. Mitten in diese Zeit fielen jene Abende der letztvergangenen Wochen; ja in diesen schwur ich Dir wieder Liebe, ja ich schwur sie Dir: denn ich sah, dass Du mich feurig liebest; ich war überrascht und liebte Dich. Hernach prüfte ich mich schärfer, fand also, dass die Schuld an mir sei, und kam zu den harten, Dich und mich schmerzenden Worten: „Ich kann Dich nur ehren, nur wie einen Wohlthäter lieben, aber nicht wie einen Herzensfreund.“

Ich antwortete ihm so:

Liebster Freund!

„Ich sagte Dir diesen Morgen, ich sei und bleibe ruhig, denn ich habe Gewissheit. Ich las Deinen Brief, der nichts Unerwartetes für mich enthielt; ich las ihn und blieb ruhig. Nichts drückt, nichts quält mich, als dass Du es nicht auch bist. Ich sagte Dir diesen Morgen, Du werdest wieder ruhig, noch bin ich derselben Meinung. — Eines bedaure ich, dass Du Schleiermachers Prüfungen nicht genauer durchgelesen hast. Du bist noch gar nicht auf der Tiefe, Du hast Dein Selbst noch nicht durchschaut. Du wolltest der Täuschung entgehen und sankst tiefer hinein. — Ein Beweis liegt schon darin, dass Du mich der Verachtung, des Hasses gegen Dich auch nur fähig hieltest. — Durch Schleiermachers Prüfungen bekam ich einen bedeutenden Aufschluss über Deinen Charakter und seitdem liebe ich Dich mehr als je. Denn Hauptbedingung der Liebe ist Erkennen. — Lies in jenen Monologen S. 37—66 und Du wirst hier, scheue Dich nicht, es zu denken, Deinen eigenen Charakter

vollständig gezeichnet finden. Ich gestehe es, diese Entdeckung, die mir immer klarer ward, entlockte mir Freudenthränen. — In diese zwei Klassen teilen sich alle Menschen, die wissen, was sie wollen. Keine ist edler, keine steht höher als die andere. Du gehörst zur ersten, deren Prinzip die Liebe, ich zur zweiten, deren Urgrund der Sinn ist. An diesem bin ich reicher als Du, an jener Du tiefer und voller als ich. Ich teilte Dir von meinem Sinn mit, und das allein ist es, was Du so hoch anrechnest. Du gabst mir Liebe und Gefühle. Gewöhnlich prangen die Menschen der zweiten Klasse mehr als die der ersten; ihre Vorzüge werden von Allen anerkannt und angestaunt. Die Welt kennt sie, denn ihr gehören sie ja an. Ganz anders ist es mit denen der ersten Klasse. Stiller wirken sie, nicht auf die Welt, auf sich selbst, und das sieht nur der Freund und sie selbst, nicht aber die Welt. — Du verkanntest Deine Stellung, die ganz der meinigen gleich ist, nur anders. Du sahest meine Übermacht im Sinn und wetteifertest mit mir, und scheutest Dich, als Du meine Überlegenheit hierin sahest. Wohl ahndetest Du zuweilen, dass etwas anderes Dich emporhebe, so dass Du dort mich ebenso übertreffest, wie ich Dich hier. Aber noch ward es nicht ganz zum deutlichen Bewusstsein. — Denke ruhig und ernst, und Du wirst Deine Rettung erkennen, Dein Wesen erfahren; und dann ist alle Scheu zugleich weg; denn Du wirst nicht mehr mit mir zu wetteifern suchen in der Wissenschaft, sondern Dich in Deinem Innern mehr ausbilden und so mir reichlich und ganz sein auf der subjectiven, was ich Dir auf der objectiven Seite bin. Ich bin nicht un-

empfänglich für die Liebe; das ist Dein Werk, jetzt erst sehe ich es ganz ein; Du eben so wenig für den Sinn, denn Du schrittest mächtig vorwärts, mehr als Du je glaubtest. So erkannte ich, dass wir ganz für einander geschaffen seien; denn jeder, der blosse Liebe, jeder der blossen Sinn hat, ist einseitig. Wir ersetzen einander gegenseitig und teilen ein jeder dem andern von seinem Vorrate mit, und bilden uns durch uns. So nur können wir vollendet werden, Du wahrhaft nach Innen, ich wahrhaft nach Aussen. — An jenem Samstage hatte ich einmal den unseligen Gedanken: vielleicht stehe ich allein. Er zerschnitt mein Innerstes und drohte es wie ein Blitz zu versengen. Seitdem ist es mir rein unmöglich, diesen Gedanken nur wieder zu denken."

4. Juli. Am Sonntag früh ging ich mit dem Briefe zu Zeller. Mit einem Gesicht, in welchem sich der Schmerz deutlich aussprach, öffnete er mir die Thüre und bewillkommte mich. Ich gab ihm den Brief und er las. Schon vorher war in ihm das Gefühl lebhaft rege geworden, dass er nicht aufhören könne mich zu lieben. Mein Brief beruhigte ihn sehr, und namentlich stärkte ihn das Vertrauen, das ich auf ihn gesetzt, ungemein. Die Unmöglichkeit der Trennung hatte er selber zuvor schon eingesehen. Später am Abend ging ich mit Zeller ins Seefeld. Er verzweifelte beinahe an sich und behauptete, er habe weder Verstand noch Gemüt in einem bedeutenden Grade. Ich gab mir alle Mühe, ihn aus diesen finstern Gedanken aufzuwecken. Aber ich vermochte nicht den Nebel vor seiner Seele zu beseitigen. Seine Ermattung von den früheren Kämpfen drückte ihn nieder. Als er meinen Schmerz darüber wahrnahm, sagte er ganz verzweifelnd zu mir:

„Auch Du zweifelst an mir, und nur Dein Vertrauen hält mich noch aufrecht.“ Ich versicherte ihn, dass ich keinen Augenblick an ihm gezweifelt habe. Ich beschwor ihn, alle seine Kraft aufzubieten und vor allem sich selbst zu ergründen.

Am folgenden Tag kam er viel beruhigter zu mir. Er hatte schon bedeutende Schritte zur Selbsterkenntnis gethan. Er kam durch sich selbst zu der Erkenntnis; ich gab bloss den Anstoss dazu. Dennoch meinte er, auch jetzt wieder habe er mir Alles zu verdanken, seine Schuld werde immer grösser, ich sei der Bildner, er der Gebildete. Ich entgegnete ihm, mein Bilden daure nur, bis er seinen Standpunkt erreicht habe, dann wandle sich das Verhältniss. Ich bilde ihn hauptsächlich im Wissen, er mich im Fühlen.

12. Juli. Immer mehr erkenne ich, was mir Zeller selbst sagte, dass ihn nur meine Entfernung ganz heilen kann. — Am Montag Abend sprach ich mit Zeller auf dem See wieder über unser Verhältnis. Er versicherte mich, dass er mich noch liebe; nur könne er die Scheu vor mir nicht überwinden. Erst wenn ich durch weite Entfernung körperlich von ihm getrennt sei, könne er seine Selbständigkeit wieder gewinnen und dann mich ganz lieben. Da erkannte ich, dass allein Trennung ihm helfen werde. Ich habe bisher zum Teil unbewusst, zum Teil wider Willen zu sehr in sein eigenstes Selbst eingegriffen; er wurde zu abhängig von meinem Ich, als dass er das länger ertragen konnte bei seinem starken Gefühl für Selbständigkeit. Nur durch sich selber kann er auf die wahre Höhe gelangen. Da fasste ich den für ihn und mich heilsamen Entschluss, im Herbst auf die Universität zu gehen. Ich finde doch keine Ruhe mehr hier.“

In der That fand Zeller erst nach meiner Abreise sein inneres Gleichgewicht wieder. Er schrieb am 29. Dec. an mich:

„Freue Dich, noch nie fühlte ich mich so meiner selbst würdig, noch nie so frei, darum auch: noch nie liebte ich Dich so. — Dank sei diesem Jahre; es schenkte mir Freunde, es schenkte mich mir selber. O wie möchte ich Dir jetzt erzählen, wie ich glaube, dass mein Herz edler sei, mein Gefühl tiefer und heiliger, mein Verstand klarer, sogar mein wissenschaftlicher Sinn reger, umfassender; und wie ich so stolz darauf bin und doch wieder kleinmütig."

Die Lebenswege, auf denen wir gingen, entfernten sich später sehr von einander; aber die Jugendfreundschaft ging uns nicht verloren. Zuerst in Zürich rationalistisch erzogen, vertiefte sich Zeller in Berlin ganz in die Auffassung Schleiermachers. In Bonn aber ergriff ihn eine entschiedener gläubige Richtung, die seinem Wesen besser zusagte. Doch hielt er sich fern von liebloser Verdammungssucht. Er schrieb darüber an mich aus Bonn am 8. März 1832:

„Darin muss ich Dir völlig beistimmen, dass mit toter Orthodoxie die Sitten der Menschen nicht gebessert werden, dass sogar durch eine starre, lieblose Orthodoxie manches Gemüt vom Glauben abgeschreckt wird, und dass in unserer Zeit wohl hie und da zu starkes Gewicht auf das Bekenntnis und Festhalten kirchlicher Formen gelegt wird. Davon aber glaubte ich immer frei zu sein."

Er verheiratete sich mit einer geistreichen und frommen Dame aus Norddeutschland, wurde Pfarrer in dem

Dorfe Stäfa am Zürchersee, und starb während der Zürcher Kämpfe über die Berufung von David Strauss an die theologische Fakultät, an denen er, auch durch eine Druckschrift, den lebhaftesten Anteil nahm, hochgeehrt und geliebt von seiner Gemeinde und den Freunden, am 6. Juli 1839.

Am nächsten nach Zeller stand mir damals als Freund Bernhard Hirzel, von dessen tragischem Geschick ich später berichten werde. Hirzel war auch in der Jugend nicht glücklich. Er besass mehr Talent für die Wissenschaft, als die meisten Altersgenossen, und einen regen Fleiss; frühzeitig warf er sich mit Eifer auf die orientalischen Studien; er hatte eine lebhafte Phantasie und Liebe zu den Ideen. Aber sein Verlangen nach einem Freunde und einer Geliebten fand keine Befriedigung, keine volle Gegenliebe. Seine Familienverhältnisse schienen glücklich, aber waren es nicht. Seine freie liberale Gesinnung kam mit den stadtbürgerlichen Vorurteilen und den materiellen Neigungen und Leidenschaften seiner Eltern in öftern Conflict. Indem er über die Menschen nachdachte, war er geneigt, sie im Durchschnitt für schlecht zu halten. Nach und nach arbeitete er sich mit Leidenschaft in einen finstern Gedankenkreis hinein. Seine Ansichten von Gott und der Welt hatten einen düstern Charakter. Er meinte, die Entartung und den Untergang der Rassen in der Geschichte seiner Familie deutlich zu erblicken. Ich hatte gehofft, dass sein Lieblingsdichter Jean Paul ihm eine freudigere Weltansicht eröffnen werde. Aber er traute dem Dichter nicht ganz; er musste einen schärferen Denker zum Führer haben. Da empfahl ich ihm Schleiermachers Monologen. Er las dieselben mit Gewinn, aber der dunkle Zug in seiner

Seele entschwand nicht. Am meisten zog ihn die Philosophie der Inder an, besonders die Buddhistische Versenkung in das Nichts.

Der Vierte im Bunde, Ernst Müller von Frauenfeld, ebenfalls Studierender der Theologie, hatte eine bilderreiche Phantasie und Jean-Paul'sche Sprechweise; seine Gedanken waren eher original und seltsam, als logisch begründet; sein Geist hatte etwas Sprudelndes und Fahriges: sein Herz war treu und gut, aber er wankte zwischen heiterer Lust und melancholischer Verzagtheit hin und her. Für mich hatte er eine starke Zuneigung. Sein späteres Leben als Pfarrer war nicht so glücklich, als seine Freunde ihm wünschten.

In diesem Freundeskreise übten Schleiermachers Monologen den stärksten Einfluss. Die kleine Schrift zündete in die jugendlichen Geister hinein, weckte die Selbstprüfung und die psychologische Beobachtung und erhellte das keimende Selbstbewusstsein. Das Büchlein war mein steter Begleiter auf einsamen Spaziergängen und das tägliche Gespräch der Freunde. Die einzelnen Betrachtungen derselben wurden durch die eigene Erfahrung und die Kämpfe unter den Freunden erst recht lebendig. An die Monologen wurde geglaubt, wie an eine göttliche Offenbarung, und Schleiermacher wurde mit wahrer Inbrunst verehrt. Auch andere Werke wurden gern gelesen, manche gemeinsam. An Platon erfreuten sich die Jünglinge; Schiller begeisterte sie; sie wurden durch Klopstock gehoben, durch Wieland anmutig gereizt, durch Goethe und Shakespeare, die ihnen noch ferner standen, zur Bewunderung angeregt. Mit der Bibel war ich weniger vertraut, von ihr nicht ergriffen. Auch Schleiermachers christliche Schriften lagen

noch unaufgeschlagen zur Seite. Seinen Reden über die Religion folgte ich mühsam in der Ferne nach. Die Monologen aber waren der leuchtende Mittelpunkt des ganzen jugendlichen Daseins. Alle psychologische Erkenntnis, der bestimmende Antrieb zur Selbstbildung, das stolze Freiheitsgefühl, der Glaube an die Menschheit und an die inwohnende Kraft der Geister erhielten durch sie Licht und Wärme.

5.

Verhältnis der beiden Geschlechter. Zürichdeutsch und Hochdeutsch. Emilie Vogel. Reise nach Genf. Die Eltern. Die Hindernisse der Verlobung.

Die Freundschaft war das höchste Interesse der jugendlichen Lebensgemeinschaft; aber bald regten sich in mir auch die ersten Keime der Liebe, welche dem Freunde offenbar gemacht und von demselben redlich gepflegt wurden.

Jünglinge und Mädchen kamen damals nicht leicht zusammen. Wie in der Kirche die Männer in ihren Stühlen von den Bänken der Frauen getrennt waren, so war auch im Privatleben die Scheidung der beiden Geschlechter die Regel. Die Knaben schon hatten an Sonntagen Abends ihre Kameradschaften, die Mädchen ebenso ihre Gespielenverbände. Ein geselliges Leben, welches die beiden Geschlechter zusammen führte, gab es fast nur innerhalb einer Familie unter Verwandten. Offene Privathäuser, welche die Gesellschaft empfingen, gab es nicht, und höchst selten wurden ausser den Familiengenossen Freunde und Bekannte eingeladen. Das gesellige Leben war gebunden und dürftig, in Folge dessen aber auch die feinere Cultur gehemmt. Die

deutsche Bildung war damals noch etwas unbekanntes und fremdes.

Auch der alemannische Dialekt, der in Zürich in den Familien und in dem ganzen Verkehr noch unbestritten allein herrschte, war ein Hinderniss der Cultur. Unsere Litteratur und Wissenschaft waren deutsch, wir lasen und schrieben deutsch, aber unsere Umgangssprache war alemannisch. In der That das „Züridütsch" hatte neben seinen Härten und Rauheiten auch etwas Naives, Ursprüngliches, Frisches und Gemütliches. Für das Familienleben reichte es aus. Aber für wissenschaftliche Gespräche und für einen höher gebildeten Gesellschaftsverkehr war es durchaus ungenügend. Die deutsche Sprache war das gemeinsame Werk einer grossen Nation und ihrer hervorragenden Geister. Dem alemannischen Dialekte waren diese Arbeiten nicht zu Statten gekommen und fehlte der grossartige Hintergrund. Er hatte sich über eine bäurische und kleinbürgerliche Culturstufe nicht erheben können. Zürcher und Zürcherinnen kamen fast immer in Verlegenheit, wenn sie einem gebildeten Deutschen im Leben begegneten. Sie waren unbeholfen und ungewandt im Ausdrucke, und empfanden mit Missbehagen die Überlegenheit der formgeübten Deutschen, besonders der Norddeutschen. Näher stand ihnen der Süddeutsche, mit dessen dialektischer Aussprache sich der Alemanne verwandter fühlte. Die Züricher Damen wagten es sogar leichter, in guter Gesellschaft mit Fremden französisch, als gut deutsch zu sprechen.

Indessen gab es doch in Zürich eine Vermittlung der beiden jugendlichen Geschlechter. Die Jünglinge hatten Schwestern und die Jungfrauen Brüder, welche gelegentlich eine Zusammenkunft mit Freunden und Freundinnen

möglich machten. So begegneten sie sich zuweilen an den öffentlichen Vergnügungsorten in der Nähe der Stadt: auf dem stillen Höckler, einem schönen Landgute am Fusse des Ütlibergs, wo unter den Obstbäumen Bänke und Tische zu geselligen Genüssen einluden und auf den Wiesen heitere Spiele unternommen wurden; oder im Seefeld, in einer Gartenwirtscaft am rechten Ufer des Zürichsees, wohin man auch zu Schiffe gelangen konnte. Ich besass ein kleines Kielboot, eine sogenannte Schaluppe, die oft zu diesem Zwecke benutzt wurde. Oder auf der Weide, einer Höhe des Wipkingerberges, mit herrlicher Aussicht über das Limmatthal, den See und die Berge. Indem ich dieser Orte gedenke, steigen anmutige Erinnerungen auf an viele schöne Stunden, die ich da verlebt habe.

Die öfteren Begegnungen der Art reizten zu einer besseren und regelmässigen Organisation. Wir Studenten gründeten damals mit Hülfe unserer Schwestern die sogenannten „Weggenbälle“. In dem Zunfthause der Bäcker, dem „Weggen“, kamen da eine Anzahl studierender Jünglinge mit anverwandten oder befreundeten Töchtern aus guten Familien des Mittelstandes von Zeit zu Zeit zum Tanze und zu geselliger Freude zusammen. Die Einrichtung war für Zürich eine Neuerung; aber die Eltern vertrauten der Jugend, die ganz und gar ohne Aufsicht sich selber überlassen wurde, und dieses Vertrauen wurde nicht getäuscht. Die Studentenbälle im Weggen wurden von Andern viel bewundert und beneidet. Die Teilnehmer erfreuten sich derselben als einer idealen Geselligkeit. Der Ton war natürlich und heiter, niemals ausgelassen, nicht steif und nicht frech. Die Damen wurden gewöhnlich in Sänften hergetragen und abgeholt; Droschken gab es damals noch nicht.

Die Herren kamen und gingen zu Fusse. Zuweilen wurde der Ball durch ein Lustspiel eröffnet oder ergänzt. In der Weihnachtszeit fehlte auch der Weihnachtsbaum nicht mit seinen Lichtern und kleinen Gaben.

Ich hatte wohl vorher schon mit Wohlgefallen manches Mädchen betrachtet und konnte mich wohl auch einiger stillen Gunst befreundeter Mädchen rühmen. Aber allmählich zog mich Eine derselben lebhafter und dauernder an. Es erwachte in meinem Herzen die Liebe und trieb die ersten Knospen hervor, die dann freilich von einem kalten Luftzug wieder zurück gescheucht wurden.

Wie wenig die Liebe auch der Männer von dem Rate des Verstandes oder gar von der kalten Berechnung bestimmt wird; wie sehr sie einem unbewussten magnetischen Zuge der Seele folgt, das habe ich an mir selber erfahren. Ich fragte mich oft, wesshalb mir denn Emilie Vogel, die Freundin meines Herzens, so sehr und vor allen andern gefalle, und ich wusste dem prüfenden Verstand keine befriedigende Antwort zu geben. Es gab in unserm Kreise hübschere und stattlichere Mädchen als sie, aber keine schien mir so anmutig und reizend, wie meine kleine Freundin. Wenn ich ihr in die klaren Augen hineinschaute, dann leuchtete mir der Ausdruck eines tiefen und ernsten Gemütes, eines herzlichen Wohlwollens und eines offenen für die Wahrheit empfänglichen Sinns strahlend entgegen, und ich empfand einen geheimnisvollen Zauber. Sie war durchaus nicht redegewandt; nur mühsam konnte sie ihre wirklichen Gedanken und Gefühle aussprechen; man musste Verschwiegenes erraten. Ihre Bildung entsprach den gewöhnlichen Anforderungen der herkömmlichen bürgerlichen Erziehung und genügte meinen gesteigerten Ansprüchen

nicht. Aber mein Instinkt spürte und ahnte Vorzüge in ihrem Wesen, welche der kalten Kritik nicht klar waren. Ich fühlte, dass dieses Mädchen zu mir passe, dass ich in ihr die richtige Ergänzung und die treue Lebensgefährtin gefunden habe. Das Vermögen ihrer Eltern konnte mich nicht locken, es war geringer als das der meinigen: ihre Familie stand der meinigen ungefähr gleich. Rücksichten der Art hatten bei mir überhaupt wenig zu bedeuten. Ich lachte hell auf, als einst Jemand die Meinung äusserte, ich mache der Fräulein — oder wie man in Zürich sagte Jungfer — Vogel desshalb den Hof, weil ihr Onkel Ratsherr sei, und ich durch sein Patronat auf eine Anstellung hoffe.

Ich verwarf jeden Gedanken einer blossen Convenienzehe als meiner unwürdig. Nur die persönliche Liebe, nichts Anderes sollte mich leiten. Ich wusste nicht recht zu sagen, wesshalb ich Emilie liebe; aber es war mir gewiss, dass ich sie von ganzem Herzen liebte, feurig, stark, voll Verehrung und treu, wie deutsche Jünglinge zu lieben pflegen.

Auch sie schien mir gewogen. Wir sprachen und tanzten gerne mit einander. Wenn ich über die untere Brücke gegen die Marktstrasse ging, an der sie wohnte, so schaute ich immer mit Sehnsucht nach dem Spiegelfenster, das von dem Wohnzimmer in die Gasse hinaus ragte, ob ich nicht das liebe Köpfchen erblicke, und zuweilen wurde das Verlangen durch einen freundlichen Gegenblick belohnt. Auch von dem Türmchen im Steinböckli spähte ich oft, das Auge mit dem Fernrohr bewaffnet, nach ihrem heimatlichen Hause hinüber und war glücklich, ihre Spur zu entdecken. Ich sang mit Inbrunst, wenn sie mir zuhörte, und dichtete zuweilen ein Liedchen zu ihrem Preise.

Aber von einer Erklärung meiner Liebe hielt mich lange Zeit die Scheu ab, ihren Frieden zu stören. Ich war doch nicht sicher, wie sie mein Bekenntnis aufnehmen würde. Nur mit meinem Freunde Zeller und mit seiner Schwester, einer Freundin meiner Geliebten, sprach ich rückhaltlos von dem Geheimnis meiner Liebe.

Im Februar 1827 ward Emilie nach Zürchersitte von ihren Eltern in eine Pension nach Genf geschickt. Da sollte sie französisch sprechen lernen und den Schliff der französischen Bildung erhalten. War auch diese Abwesenheit nur kurz bemessen, auf ein halbes Jahr, so empfand ich dieselbe doch schmerzlich. Ich vermisste sie überall und fasste nun den Entschluss, die öde Lücke in meinem Dasein womöglich durch brieflichen Verkehr auszufüllen. Ich schrieb ihr nach Genf und bekannte ihr meine Liebe. Keineswegs verlangte ich von ihr jetzt schon die Erklärung der Gegenliebe. Ich war glücklich, wenn sie mich einstweilen als Freund betrachte und mir Vertrauen zeige, dass ich ihre Freundschaft nicht missbrauchen werde. Ich teilte ihr mit, dass ich nächstens nach Deutschland, vorerst nach Berlin, zur Universität abgehen und einige Jahre zur Vollendung meiner Studien im Auslande zubringen wolle, und eröffnete ihr auch meinen Vorsatz, als Privatdocent an einer deutschen Universität den academischen Beruf zu beginnen. Ich wünschte, nach ihrer Heimkehr von Genf und vor meiner Abreise nach Deutschland unser Verhältnis zu einem klaren Abschluss zu bringen, und wenn sie dann einverstanden sei, mit Zustimmung der beiderseitigen Eltern mich zu verloben.

Zögernd und nicht ohne Bedenken gegen die ungewöhnliche Zumutung ging sie auf meine Wünsche ein.

Sie war sofort entschlossen, mir eine Freundin zu sein; sie deutete sogar in einem folgenden Briefe, der mich entzückte, ihre Liebe zu mir an; aber sie behielt die Zustimmung ihrer Eltern vor, an die sie sich wenden wolle.

Während der Sommerferien zog es mich nach Genf. Ich wollte ihr wieder einmal, und nun sicherer ihrer Liebe, ins Auge sehn. Nicht die majestätische Riesenjungfrau des Berner Oberlandes, zu der ich von der Wengernalp mit Bewunderung emporschaute, sondern die kleine, aber geliebte Jungfrau in Genf war das Hauptziel meiner Schweizerreise. Wie klopfte mir das Herz, als ich in die düstere Rue des chanoines einbog, wo die Damen Feisier ihr Institut hatten. Auf meine Anmeldung erschien die Demoiselle Voguel im Begleite einer ältlichen Dame, welche den Besuch eines Zürcher Studenten mit unverholenem Misstrauen überwachte. Diese erste Begegnung war nicht erquicklich. Ich war verlegen und ungeschickt, und Emilie nicht minder. Sie warf mir vor, dass ich nicht bei ihren Eltern vorgesprochen und Aufträge an sie mitgenommen habe. Ich erwiderte, dass ich auch meinen Eltern nichts von meiner Absicht entdeckt habe. Günstiger waren die folgenden Besuche, obwohl ich sie niemals allein traf. In einer Soirée konnte ich doch eine Stunde lang neben ihr sitzen und ungenirt mit ihr sprechen. Bei dem Abschiede gab sie mir eine Blüte — ein Denkelein (pensée) — von ihrem Busen und schüttelte mir warm die Hand. Ich habe diese Blume lange in Goethe's Gedichten verwahrt.

Glücklich in meiner Liebe und voll von Hoffnungen kehrte ich von der schönen Reise in das Vaterhaus zurück. Ich entdeckte nun ohne Verzug meine Wünsche den Eltern und bat um ihre Zustimmung. Die Mutter war schon vor-

her Emilien wohlgeneigt und war gerne bereit, sie als Schwiegertochter zu begrüssen. Nicht so rasch sagte der Vater Ja. Er prüfte mich strenger, ob ich auch ihren Charakter recht erforscht und die mancherlei Schwierigkeiten wohl erwogen habe, die eine Verlobung mit so ferner und unsicherer Aussicht auf die künftige Eheschliessung habe. Als er aber sah, dass ich nicht leichtsinnig, sondern mit klarem Bewusstsein und Vorbedacht handle, war auch er es zufrieden.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich aber die unerwartete Nachricht, dass Emiliens Eltern sehr ungehalten seien über die, wie sie es nannten, leichtsinnige Verbindung und ihrer Tochter auf das strengste jeden weiteren persönlichen Verkehr mit mir untersagt haben.

Ihr Vater, der Freihauptmann Jakob Vogel, war ein gutmütiger und wohlwollender, aber nicht gerade energischer alter Herr, welcher das Regiment im Hause und in seinem Berufe — er besass die beliebteste Zuckerbäckerei der Stadt — seiner Frau überliess. Diese, eine Tochter des Zunftmeisters Wegmann, der zur Zeit der helvetischen Revolution eine Rolle gespielt hatte, war eine kluge und geschäftsgewandte Frau mit herrischem Willen, aber in den engen Begriffen des städtischen Altbürgertums befangen. Für meine Natur und für mein Streben hatte sie kein Verständnis. Ich mochte ihr als ein thörichter, vielleicht sogar gefährlicher Idealist vorkommen.

Um so nötiger schien es mir, auf die Erziehung und Bildung der Tochter einen Einfluss zu gewinnen. Gerade desshalb legte ich auf den persönlichen Verkehr der Geliebten mit mir den höchsten Wert. Sie sollte, dachte ich, an meinem Geistesleben teilnehmen und mit mir

zugleich aus den Niederungen des eng- und kleinbürgerlichen Wesens, wie es in Zürich gebräuchlich und mir als durchaus philisterhaft zuwider war, auf eine höhere Stufe emporsteigen.

Am tiefsten schmerzte mich aber die vermeintliche Wahrnehmung, dass Emilie selber in dem unvermeidlichen Kampfe mit der Familie sich schwach gezeigt und sich dem Willen der Eltern kleinmütig unterworfen hatte. Ich zweifelte nun auch an ihrer Liebe. Mein Stolz und meine Liebe waren beide tötlich verwundet.

In einem traurigen Abschiedsbriefe teilte ich ihr meinen Schmerz und zugleich den Entschluss mit, den ich nach hartem Ringen mit mir selber gefasst hatte, auf ihre Hand zu verzichten. Ich bat sie aber, mir ihre Freundschaft zu erhalten.

Dieser Brief kam nicht in ihre Hände. Die Mutter nahm denselben in Empfang und antwortete mir statt der Tochter. Sie suchte den völligen Bruch zu vermeiden und für die Zukunft eine Hoffnung offen zu lassen. Sie wollte ihre Tochter nur jetzt noch nicht gebunden wissen und meinte, wenn ich nach Jahren mit derselben Gesinnung wiederkehren und Emilie noch frei finden werde, so werde dann die Neigung erreichen, was die Umstände jetzt verhindern.

Schon damals begriff ich, trotz meiner Aufregung, den Standpunkt und die Sorge der Eltern. Nur ein ungewöhnliches persönliches Vertrauen, wie ich es von Emilie, aber nicht von ihren Eltern erwarten durfte, konnte über die erheblichen Bedenken hinweg helfen, die einer so frühen Verlobung eines neunzehnjährigen Jünglings mit der damals achtzehnjährigen Jungfrau — Emilie war am 31. Oc-

tober 1808 geboren — im Wege standen. Aber die schroffe und unmotivirte Weise, wie die Eltern ihrer Tochter untersagten, mit dem fernen Freunde brieflich Verkehr zu pflegen, war ein arger Missgriff und ein schwerer Schaden für ihre Tochter. Wie viel glücklicher und reicher wäre sie in den nächsten Jahren geworden, wenn sie an meinem Leben in Berlin, Bonn und Paris fortwährend einen Anteil gehabt hätte. Ich hätte dann ebenso für sie gelebt und ihre Bildung zugleich mit der meinigen gefördert. Die stete Rücksicht auf die Geliebte hätte mich veredelt und gehoben und wäre auch für sie von grossem Vorteil gewesen.

Ich sah Emilie vor meiner Abreise nicht mehr, obwohl sie wieder in Zürich war. Mein, von Hitz gemaltes Porträt, das für sie bestimmt war, kam nun zu Zeller. Ich erhielt es erst später wieder zurück für meine Familie.

Etwas von dem farbigen Schmelz jugendlicher Freude und Zuversicht war durch den winterlichen Frost zerstört worden, der auch die Blüten meiner Liebe geknickt hatte.

6.

Auf der Universität Berlin. Die Reise nach Berlin. Savigny. Die historische Rechtsschule. Schleiermacher. Religiöse Ansichten. Freunde. Gekrönte Preisaufgabe. Pläne für die Zukunft. Berliner Gelehrte.

Zu Anfang October 1827 reiste ich von Zürich ab zum Besuch der Universität Berlin. Am Morgen der Abreise bestieg ich noch das Türmchen im Steinböckli und nahm Abschied von den lieben Bergen und dem See, welche von der Sonne glänzend beleuchtet waren. Ich gelobte mir, so zu werden, wie diese schneebedeckten Berge. Der Ab-

schied von den Verwandten und Freunden war für sie rührender als für mich; mein Herz war voll Hoffnung und Erwartung und mein Mut voll Zuversicht. Bis Bülach gaben mir die Commilitonen das feierliche Geleite. Sie priesen noch laut meine Verdienste um das Zürcher Studentenleben, zu meiner Beschämung; denn ich war mir bewusst, das Meiste nur aus innerem Drang der Natur gethan zu haben, welche das Bedürfnis empfand, sich andern mitzuteilen.

Die Reise ging damals noch sehr langsam von Statten; erst mit der Postkutsche, die bei jeder Station anderthalb Stunden ausruhte; dann mit Hauderern, die genötigt waren, noch längere Ruhepausen zu machen; in der Nähe von Leipzig und Berlin erst mit Eilwagen und Schnellposten, welche öfter die Pferde wechselten. Die Langweile der Fahrt wurde dadurch unterbrochen, dass wir Gelegenheit hatten, die Städte Stuttgart, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Leipzig und Halle zu besehen.

In Stuttgart gefiel mir das Königsschloss; aber die Stadt erschien mir ohne Leben.

In Heidelberg entzückte mich die Schönheit der Schlossruine und der Natur, und interessierte mich das Studentenleben. Die Sitte des „Pauckens“ schien mir berechtigt, um die unbändige Freiheit zu nötigen, sich selber zu beschränken und Andern anständig zu begegnen. Nur die Übertreibung der Studentenduelle hielt ich für tadelnswert. Nicht ohne stille Wehmut dachte ich daran, dass Emilie auch hier gewesen sei und sich der schönen Gegend erfreut habe. Aber ich hatte nicht die leiseste Ahnung davon, dass dereinst Heidelberg für uns beide zur Heimat werden könnte.

Darmstadt machte mir den Eindruck der schönsten Stadt, die ich bis dahin gesehen hatte. In Frankfurt gefiel mir das reiche, wogende Leben: „Wo der Strom des Lebens mächtig wogt, da ist mir wohl. Andere werden davon erschreckt und ziehen sich scheu zurück.“ In Frankfurt wurde ich auch zum ersten Mal im Leben der vollen Freiheit bewusst, welche dem jungen, aus dem elterlichen Hause entlassenen, von der heimischen Sitte nicht mehr eingeengten Mann in fremdem Lande unter fremden Menschen eröffnet wird. Ich schrieb in mein Tagebuch: „Nun bin ich völlig frei und kann nach Willkür mein Leben einrichten. Jetzt erst sehe ich ein, dass es mit den Verführungen doch nicht so ganz leeres Geschwätz ist. Aber das ist gewiss: zuerst verführt man sich selbst und erst dann unterliegt man der Verführung Anderer, wenige Fälle ausgenommen. Darum hüte Dich, dass Du nicht leichtsinnig Dich selbst zuerst wegwerfest, denn hitzig wallt Dein Blut und ist zur Lust geneigt. — Bewahre Dich rein für die Reine, deren Arme Dich einst umfangen, dass kräftig und schön ein neu Geschlecht Dir entsprosse.“

In Leipzig hörte ich zum ersten Mal den Don Juan. Die Musik entzückte mich durch den Reichtum ihrer Harmonien und Melodien und ganz besonders auch durch die Wahrheit, mit welcher die verschiedensten Empfindungen des Menschenlebens in Tönen ausgedrückt waren. Der Don Juan ist meine Lieblingsoper geblieben. Von der Mozartischen Musik fühlte ich mich immer besonders angezogen. Sie schien mir von himmlischer Heiterkeit durchleuchtet, ein Hochgenuss für Götter und Menschen.

Endlich nach eilf Tagen erreichte ich Berlin. In Gemeinschaft mit einem Freunde aus Zürich, welcher Natur-

wissenschaft studierte, Arnold Escher von der Linth, mietete ich eine gute Studentenwohnung. Wir hatten zusammen drei Zimmer in der Mittelstrasse (Nr. 52). Der Aufenthalt in Berlin gefiel mir von Anfang an sehr. Die volle persönliche Freiheit, die geistige Arbeit und die geistigen Genüsse befriedigten mich. Das Gefühl, mit Männern ersten Ranges in dem Reiche der Wissenschaft in persönliche Beziehung zu kommen, war erhebend. Unter ihnen verehrte ich Savigny und Schleiermacher am meisten. Daneben freute ich mich, das Theater zu geniessen. Für den genialen Ludwig Devrient und die Stich — nun Frau Crelinger — war ich begeistert. Ich habe auch später niemals Schauspieler gesehen, die mir einen tieferen Eindruck gemacht hätten. Auch die Oper, in welcher damals die liebliche Henriette Sonntag, die classische Milder und der kräftige Bluhme sich auszeichneten, wurde fleissig besucht.

Ich studierte vorzugsweise römisches Recht. Unter Kellers Führung hatte ich mich gewöhnt, aus den alten Quellen zu schöpfen, und war mit dem Corpus juris wohl vertraut. Die Methode Savignys, durch die Interpretation der überlieferten Fragmente aus der juristischen Litteratur und Gesetzgebung des römischen Altertums seine Zuhörer in das juristische Denken einzuführen, hatte meinen vollsten Beifall. Die entgegengesetzte Methode, der ich in dem Unterrichte auf Universitäten auch oft begegnete, die Studirenden lediglich mit einer Masse sogenannter positiver Wahrheiten und Kenntnisse anzufüllen, ohne sie im Denken und im Aufsuchen und Erkennen der Wahrheit zu üben, war mir allezeit verhasst; ich verglich dieselbe mit dem Stopfen der Gänse. Savigny war damals unbestritten der

erste Romanist in Deutschland oder, wenn man will, in der Welt. Seine Vorträge waren von einer bewunderungswürdigen Klarheit und Sicherheit des Ausdrucks, in der Form so schön durchgebildet, dass man die Rede unbedenklich wortgetreu drucken konnte, und doch so frei, dass der Vortrag den Eindruck der unmittelbaren frischen Geistesarbeit machte und weder aus einem Manuscript abgelesen sein, noch als Dictat zum Nachschreiben aufgefasst werden konnte. Die Zuhörer sahen auf ihn als das vollkommene Vorbild des juristischen Denkers, und indem sie das wesentliche des Vortrags in gekürzter Fassung rasch zu Papier brachten, nahmen sie teil an seiner Arbeit und bildeten dieselbe nach. Die Erscheinung von Savigny auf dem Katheder hatte etwas Feierliches und Würdevolles. Die Zuversicht eines Mannes, der seinen Stoff als Meister beherrscht, thronte sichtbar auf der hellen Stirne. Das grosse, klare Auge leuchtete, wenn er die juristischen Begriffe in ihrer Entstehung schilderte und in ihre Bestandteile zerlegte. Um den feinen Mund spielte gelegentlich ein ironisches Lächeln oder auch ein liebenswürdiges Wohlwollen. Nur die etwas zur Seite geneigte Haltung des Kopfes und der gerade Scheitel, der die Haare in zwei gleichmässig herabsinkende Hälften trennte, erinnerte an einen pietistischen Anhauch, der über die klare Seele wie ein Schleier hingegossen war.

Savigny war das anerkannte Haupt der geschichtlichen Schule unter den deutschen Juristen. Er hatte ihre Grundgedanken am klarsten ausgesprochen und am besten verteidigt. Im Gegensatz zu der früher herrschenden Meinung, dass das Recht lediglich das Erzeugnis der Gesetze sei, und dass diese aus der Willkür des Gesetzgebers

hervorgehen, hatte er das Recht in einen organischen Zusammenhang gebracht mit der besonderen Volksindividualität. Er hatte gezeigt, dass das Recht wie die Sprache eine Seite des Volkslebens sei und eine naturgemässe Entwicklung, eine Geschichte habe. Wie die Völker selber in ihren verschiedenen Lebensaltern einen verschiedenen Ausdruck haben, so habe auch ihr Recht einen andern Charakter in der Jugend, als in dem reiferen oder höheren Alter eines Volkes. Das Gewohnheitsrecht, welches sich in den Sitten und Übungen der Menschen offenbart, bekam so ein neues Licht und durfte sich dem Gesetzesrecht ebenbürtig zur Seite stellen. Vieles, was man zuvor als zufällig und willkürlich betrachtet hatte, erschien nun als notwendig und naturgemäss. Die Bedeutung des abstracten Vernunftrechtes sank, die des positiven geschichtlichen Rechts stieg in der Wertschätzung. Das Studium der nationalen Rechtsgeschichte erklärte manche rätselhafte Erscheinung in den geltenden Rechten. Indem man die Vergangenheit kennen lernte, gewann man eine gründlichere Einsicht in die Bedingungen, auf welchen die gegenwärtigen Rechtsinstitutionen ruhten.

Die historische Rechtsschule hatte so einen mächtigen Impuls gegeben zur geschichtlichen Erforschung des römischen und des deutschen Rechts. Die Rechtswissenschaft verdankte ihr die sorgfältigere Aufdeckung und Benutzung der älteren Rechtsquellen. Ich war ein eifriger Anhänger der Schule, für welche mich in Zürich schon Keller gewonnen hatte, und ich blieb derselben während meiner ganzen Universitätszeit zugethan. Erst in reiferen Jahren wurden mir die Mängel einer einseitig geschichtlichen Betrachtungsweise und die Gefahren offenbar, in welche der

vorzugsweise der Vergangenheit zugewendete Sinn sich verwickelt.

In Berlin vertrat damals unter den juristischen Professoren nur Eduard Gans die philosophische Richtung. Ich las wohl seine Schriften, ich hospitirte in seinem Colleg; aber der Mann missfiel mir, obwohl ich zugab, dass er Scharfsinn und gewandten Geist habe. Die kecke und rücksichtslose Art, wie er gegen Savigny Opposition machte, verletzte meine Verehrung für den grossen Lehrer, und der prahlerische Selbstruhm des eiteln Professors ärgerte mich. Es ging mir wie dem treuen Kent bei Shakespeare, als er den Hofmeister sah: „Seine Miene war mir zuwider.“

Ich war von Savigny, obwohl er in jenem Winter leidend war und oft über unerträgliche Kopfschmerzen klagte, vortrefflich aufgenommen worden, nachdem ich ihm eine Empfehlung von Keller überbracht hatte. Ich durfte sogar in seiner reichen Bibliothek bequem arbeiten. Auch die Familie des Meisters lernte ich kennen. Ein Sohn Savigny's studirte zugleich mit mir die Pandekten.

In dem Savigny'schen Hause, das an dem Pariser-Platze diesseits des Brandenburger Thors gelegen war und stattliche Räume hatte, sah ich öfter seine Schwägerin, die Frau von Arnim, eine geborene Brentano. Die berühmte, noch schöne, obwohl nicht mehr junge Frau interessirte mich lebhaft. Sie war allen andern Frauen, die ich bisher kennen gelernt hatte, durch blendenden Verstand, geistreichen Witz und gewandte Sprache überlegen. Gerade weil sie dieser Überlegenheit bewusst war, konnte auch das scheinbar naive Sichgehenlassen und die rücksichtslose Ungenirtheit, mit der sie sich über Alles aussprach, leicht Anstoss erregen und verletzen. Indessen hatte sie ein

gutes Herz, und die innere Menschenfreundlichkeit, die dem scharfen Auge nicht verborgen blieb, versöhnte wieder mit der originellen Erscheinung. Deutschland kennt und ehrt das Andenken an Bettina, „das Kind", das einst zu Goethe liebreich aufgeschaut hatte. Ich habe später andere Briefe der Bettina gesehen, die nicht veröffentlicht wurden, aber nicht weniger merkwürdig sind, als ihre Briefe an Goethe. Sie hatte einen jungen Schweizer aus Graubündten, Namens Hösli, einen echten Sohn des Hochgebirgs voll männlicher Stärke und Naturschönheit in ähnlicher Weise idealisirt, wie zuvor den alten Goethe. Ihre Briefe an jenen sind warm empfunden und mit den Farben eines dichterischen Gemütes reich geschmückt. Mit meiner blöden Schüchternheit und Unerfahrenheit hat sie zuweilen ihr Spiel getrieben; aber ich hatte ihr doch zugleich manche Anregung und manche Freundlichkeit, insbesondere auch die Einladung zu Schleiermacher, zu verdanken.

Nächst Savigny zog mich vorzüglich Schleiermacher an. Ich hörte bei ihm Dialektik und besuchte regelmässig seine Predigten. Der Eindruck, den der Professor auf dem Katheder machte, war sehr verschieden von dem Eindrucke des Predigers Schleiermacher auf der Kanzel. Dort erschien er kalt, schneidig, die Begriffe zerlegend, hin und her prüfend, kritisch. Hier war er oft warm, begeistert, erbauend. Dort zeigte sich der Mann der Wissenschaft, hier der Verkündiger der Religion. Der Philosoph Schleiermacher war ein anderer Mann als der Christ Schleiermacher. Als Philosoph hatte er die Monologen geschrieben und darin die Ideale seiner eigenen Individualität und seine persönlichen Gedanken über die Menschen und ihr Streben ausgesprochen, in seinen Predigten gab er sich dem christ-

lichen Geiste hin und liess sich von ihm erfüllen und bewegen.

Ich hielt mich zu keiner philosophischen Schule. Hegel, der damals lehrte, war mir zu abstract, zu künstlich und zu unverständlich. Es fehlte mir der Glaube nicht bloss an die Wahrheit, sondern sogar an die Wahrhaftigkeit seiner Philosophie. Sie kam mir vor wie ein geistreiches Spiel mit Phrasen, um die Menschen mit wissenschaftlichem Scheine zu täuschen und zu beherrschen. Schleiermacher hatte weder ein System geschaffen noch eine philosophische Schule gegründet. Er wirkte lediglich durch seine Eigentümlichkeit.

Da ich unter den Schweizern, die damals in Berlin studirten, manche guten Freunde hatte, die meistens der theologischen Facultät zugehörten, so hatte ich viele Gelegenheiten, auch über die religiösen Fragen mit ihnen zu sprechen. Die rationalistische Auffassung, wie sie in Zürich herkömmlich gewesen, genügte mir nicht mehr. Sie erschien mir zu oberflächlich und zu dürftig. Aber die orthodoxe Ansicht missfiel mir ebenfalls als unnatürlich und daher unwahr. Ich fing an, es besser als früher zu verstehen, dass viele Protestanten in Christus, und dass viele Katholiken selbst in der Maria die Gottheit gleichsam verkörpert zu sehen glaubten und ihre Gebete zu diesen richteten. Ich hatte eine sehr hohe Meinung von der weltgeschichtlichen Grösse von Jesus. Ich verehrte ihn als den „Gotterfüllten Menschen“, aber es widerstrebte meinem Wahrheitssinn und meinem religiösen Gefühle entschieden, ihn als Gott zu denken. Er war für mich ein Mensch, mit menschlichen Eltern und von menschlicher Art; aber allerdings ein Mensch, in welchem der göttliche Geist in

seltener, vielleicht in einziger Weise, vollkommener und mächtiger als in allen andern lebte. Nur in diesem Sinne, nicht in dem gewöhnlichen, konnte ich Jesus als den Sohn Gottes verstehen.

Aber auch meine Vorstellung von Gott hatte eine Änderung erfahren. Die pantheistische Ansicht, dass er ohne persönliche Eigenschaften nur die innere Notwendigkeit des Weltalls sei, befriedigte mich nicht mehr. Dieser Gott war mir zu kalt, zu leblos. Ich bedurfte einen Gott, der von der Liebe bewegt war, d. h. einen persönlichen Gott, und ich glaubte wieder an einen Gott, der Bewusstsein und Willen habe. Freilich war mir auch dieser Gott noch zu fern, zu unendlich. Ich fand die Brücke nicht, die das beschränkte, schwache Menschenkind zu ihm führe.

Schleiermachers Reden über die Religion eröffneten mir den Weg in das Gebiet des religiösen Geistes. Seine Predigten erwärmten mein Gemüt und schlossen mir die christliche Gedankenwelt auf. Ich war überzeugt, dass in der Tiefe und auf der Höhe des Geisteslebens harmonische Einheit sei von Religion, Kunst und Wissenschaft, die nur auf den Zwischenstufen, zur Zeit ihrer besonderen Entwicklung auseinandergehen. Da Gemüt, Phantasie und Verstand alle Eigenschaften und Ausflüsse desselben Einen Geistes sind, so können sie einander nicht im Wege sein, noch sich bekämpfen. Sie würden ja den Geist zerstören, der in ihnen lebt und webt. Ich betrachtete daher die Kämpfe zwischen Glauben und Wissen in unserer Zeit nur als Entwicklungsmomente und war überzeugt, dass schliesslich eine Versöhnung kommen werde.

In Schleiermacher verehrte ich ein lebendiges Bild dieser Harmonie. Eines Abends glückte es mir, durch die

Gunst der Frau von Arnim, einen Einblick in das Familienleben Schleiermachers zu erwerben. Ich war mit jener und Dr. Rudorff in den engen Familienkreis eingeladen worden. Schleiermacher war an diesem Abende sehr belebt und freundlich. Er zeigte uns auch seine Manuscripte. Die Schrift war klein und enge in einander geschoben, mit wenig Correcturen. „Ich kann nicht feilen und corrigiren“, bemerkte er, „meine Sprache mag daher zuweilen barbarisch erscheinen, ich bin kein classischer Schriftsteller, ich weiss es wohl.“

Das ganze Hauswesen machte einen wohlthuenden Eindruck. Es war Alles schön und reich, aber keine Spur von Prunk und Schein, Alles ächt. Seine Frau war sehr liebenswürdig, die Töchter natürlich und anmutig. Dieser Abend war der Glanzpunkt meines Berliner Aufenthaltes. Mit Rudorff spazierte ich auf dem Heimwege noch lange in der mondhellen Sommernacht. Wir sprachen über Schleiermacher begeistert. Noch im Traume sah ich ihn mit den Seinigen, wie ein Bild eines beseligten Weisen.

Als Student verkehrte ich anfangs fast nur mit meinen schweizerischen Landsleuten, meistens tüchtigen jungen Männern, die ich schon früher im Zofingerverein kennen gelernt, insbesondere Hans Meyer, Spöndli, Zimmermann, Vögeli aus Zürich, Abel Burckhard und Herzog aus Basel, Tschocke aus Aarau. Später machte ich Bekanntschaft mit deutschen Studirenden, vorzüglich mit dem jüngeren Rudorff, mit den beiden Brüdern Wackernagel, Philipp und Wilhelm, mit Buchholz. Mit den letzteren wurde eine Gesellschaft gebildet, „die Namenlosen“ benannt, die sich mit der neueren Litteratur beschäftigte. Wir machten uns durch eine Polemik bemerk-

lich, die wir gegen die Witzblätter Saphirs eröffneten. Im Verkehr mit W. Wackernagel änderte ich auch, dem Vorbilde der Germanisten folgend, meine Schrift und vertauschte die sogenannte deutsche Cursivschrift mit der runden und gediegenen lateinischen Schrift, welche zu jener Zeit verdorben worden war.

Auf den Rat des ältern Rudorff bearbeitete ich die Preisaufgabe der juristischen Facultät über das römische Noterbenrecht nach der Novelle 115. Gegen meine Erwartung wurde die Arbeit gekrönt, und ich erhielt die goldene Medaille mit dem Bilde des Königs Friedrich Wilhelms III. Ich war bei der Eröffnung des Urteils der Facultät an dem Geburtsfeste des Königs, am 3. August, nicht in der Aula, sondern sass bei Tische, als einer meiner Freunde die frohe Nachricht überbrachte. Meine Eltern und Freunde in Zürich hatten eine grosse Freude, als ihnen die unverhoffte Kunde über meine Auszeichnung zukam. Ich arbeitete die lateinische Dissertation nachher zu einem deutschen Buche, meinem Erstlingswerke aus, welches 1829 in Bonn gedruckt wurde. Die ganze Frage, die darin behandelt wurde, interessirte mich später wenig mehr. Aber während der Arbeit hatte ich doch den Anlass gerne ergriffen, mich in den Quellen und in der Litteratur des römischen Rechtes genauer umzusehen.

Der Gedanke, mich dem akademischen Berufe zu widmen und auf einer deutschen Universität als Privatdocent aufzutreten, wurde damals oft erwogen. Es lockten mich vorzüglich die Bilder von Heidelberg und Bonn. Dort konnte ich als Vertreter der geschichtlichen Rechtsschule die ungeschichtliche Methode von Thibaut ergänzen und berichtigen. Auch nordische Pläne reizten mich. Professor

Klenze empfahl mir, nach Upsala zu gehen und da das schwedische Recht in seiner Entwicklung zu studieren. Er meinte, in dem scandinavischen Norden seien so reichliche Quellen zu entdecken, dass man noch „mit Eimern aus dem Vollen schöpfen könne“.

So bedeutend die geistigen Eindrücke waren, die ich in Berlin empfing, so wenig befriedigte mich die kahle und öde Natur der Stadt und ihrer Umgebung. Die Stadt zählte damals kaum den vierten Teil der Bevölkerung, welche sie gegenwärtig bewohnt. Reich und gross in ihr erschien nur die Residenz des Königs und was mit dem höheren Beamtentume, der Generalität und der Universität zusammenhing. Die Bürgerschaft ernährte sich nur mühsam durch grossen Fleiss und zähe Sparsamkeit. Die Industrie und der Handel waren noch wenig fruchtbar. Der Gegensatz zwischen der schönen Lage meiner Vaterstadt und der Sandfläche von Berlin war zu empfindlich für mich. Auf die Dauer in Berlin leben zu müssen, kam mir entsetzlich vor. Wenn ich damals ernstlich daran dachte, mich in Deutschland, wenigstens für den Anfang, niederzulassen, so war ich doch entschlossen von Berlin abzusehen.

Von Gelehrten Berlins, die ich sah und hörte, sind noch zu erwähnen: der Geograph Carl Ritter, welcher die Geographie durch ihre Beziehungen zu der Menschenwelt zu beleben verstand; der Philologe Böckh, bei dem ich gerne die Vorträge über Griechische Altertümer besuchte; der Jurist Phillips, der die deutsche Rechtsgeschichte nicht ohne Geist vortrug, aber selber in dem verschlingenden Gestrüppe des Mittelalters sich verwickelte und gefangen blieb. Auch die berühmt gewordenen Vor-

lesungen Alexanders von Humboldt über den Kosmos hörte ich mit lebhaftem Interesse, aber wenig eigenem Verständnis. Diesen Vorträgen wohnten manche ergraute Statsmänner und Generäle bei, auf denselben Bänken wie wir jungen Studenten. Das hat mir damals sehr imponirt und eine hohe Meinung von der Bildung der höchsten Kreise Berlins gegeben. Besonders interessirte mich die Erscheinung des vormaligen Ministers und grossen Sprachgelehrten Wilhelms von Humboldt unter den Zuhörern, mit der ungewöhnlich weit aufstehenden Stirne. Von letzterem hörte ich in der Akademie ebenfalls einen öffentlichen Vortrag über vergleichende Sprachwissenschaft. Es war an demselben Tage, als Schleiermacher eine Rede hielt zur Erinnerung an Friedrich den Grossen. Diese Rede gab Zeugniss von der Geistesfreiheit, welche damals in Berlin heimisch war. Ich schrieb darüber nach Zürich: „Die ganze Rede war so frei, wie ich noch nichts dergleichen gehört hatte. Aber diese Freiheit fiel niemandem auf, als uns Schweizern. Ein Zeichen der Zeit.“ Überhaupt machte ich damals oft die Bemerkung, dass in der Schweiz ganz falsche Vorurteile über die deutschen Staten und die „deutschen Fürstenknechte“ verbreitet seien, wie hinwieder auch in Deutschland wunderliche Meinungen über die schweizerischen Republiken gehört wurden. —

7.

Universität Bonn. Die Harzreise. Bei Hugo in Göttingen. Freunde in Bonn. Professor Hasse. Puggé. Religiöse Ansichten. Niebuhr. Ideale. Politische Ansichten. Preussen. Reformen in Zürich. Wunsch einer Universität in Zürich. Doctorpromotion.

Im September 1828 bezog ich die Universität Bonn, hauptsächlich durch Hasse und Niebuhr angezogen.

Auf der Reise dahin lernte ich in Halle Bluhme kennen, an den mich Savigny empfohlen hatte. In seinem gastlichen Hause sah ich den munteren Pernice, und den Historiker Leo, der sich von der Hegel'schen Umstrickung abzulösen schien. In Halle traf ich meinen Freund Müller wieder, welcher bereit war, mit mir, Vögeli und dem Holsteiner Christiansen eine Fussreise durch den Harz zu unternehmen. Wir waren sämmtlich schlechte Fussgänger und machten nur kleine Tagemärsche von wenig Stunden. Der Weg auf den Brocken wurde durch die Erinnerung an Goethe's Faust anmutig verschönert. Die weite, aber wenig Manichfaltigkeit bietende Aussicht von der Bergeskuppe wurde durch zwei Gewitter, die von verschiedenen Seiten her zusammenstiessen, interessant gemacht. Wir genossen bei einigen Flaschen Rheinwein in Gesellschaft mit anderen Studenten aus Göttingen und Berlin da oben einen fröhlichen Abend.

Während dieser Harzreise machte ich meinen ersten Versuch in juristischer Praxis. In einem zu Preussen gehörigen Orte wurde einer von uns, der ruhig im Gehen aus seiner Pfeife rauchte, von einem Dorfwächter in brüsker Weise angepackt und unter der Androhung, die Pfeife zu verlieren, genötigt, wegen unerlaubten Rauchens zwei Thaler Strafe zu bezahlen. Empört über dieses Vorgehen

schrieb ich an den Preussischen Regierungspräsidenten in Wernigerode eine Beschwerde, in der ich das grobe Verfahren schilderte und bemerkte, wir Studenten seien von Berlin her an höfliche Begegnung gewohnt. Zugleich erklärte ich, dass ich nach Bonn reise und dort zu finden sei. Ich hatte die Geschichte bald wieder vergessen und zweifelte überhaupt, in Erinnerung an die heimatlichen Erfahrungen, ob die Beschwerde irgend eine Folge habe. Da erhielt ich in Bonn die amtliche Nachricht, meine Beschwerde sei untersucht und gegründet erfunden worden. Der Polizeidiener habe daher einen Verweis erhalten, und die Hälfte der Busse, die ihm zugefallen wäre, folge anmit zurück. Mit Jubel empfingen wir den Thaler und leerten manches Glas zu Ehren der Preussischen Justiz.

In Göttingen besuchte ich, mit einem Briefe von Bluhme versehen, den alten Ritter Hugo, den Veteranen unter den Führern der geschichtlichen Schule. Er hatte einen Hof von Studenten um sich, die er in seiner halb humoristischen halb pedantischen Manier examinirte. Ich hatte Glück, indem ich zufällig den Namen des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi auf seine Frage zu nennen wusste, während alle andern schwiegen. Abends fuhr er mit mir und einem jungen Doctor spazieren. Nachdem er uns erzählt hatte, dass er selber keinen Wein trinke, darin ungleich dem grossen Romanisten Cujaz, liess er den Wagen im Walde halten und bot uns den Wein an, den er in einem Flaschenmantel mitgeführt hatte, sammt Kuchen. Wir liessen uns die Gabe schmecken und freuten uns der schnurrigen Geschichten, die er uns überdem schenkte. Sehr gut gefiel mir seine hübsche Tochter, die Gattin Ottfried Müllers, die wir nachher in seinem Hause trafen.

Mit der Post fuhren wir über Cassel, wo ich die prächtige Wilhelmshöhe bewunderte, Düsseldorf und Elberfeld nach Cöln. Der Anblick des Rheins und des Domes, der damals auch im Innern noch einer Ruine glich, entzückte mich. Die Lage von Bonn gefiel mir sehr. Da konnte ich mich wieder, was ich so lange entbehrt hatte, der schönen Natur erfreuen.

In Bonn wohnte ich mit Christiansen zusammen in der Hundsgasse Nr. 1052. Wir betrieben dieselben Studien und unterstützten uns wechselseitig. Der Dritte im Bunde war Gustav Hasse, der Sohn des Professors. Christiansen war ein junger Mann mit riesiger Körperkraft begabt — er besiegte einmal einen reisenden Herkules —, von leicht erregbarer lebhafter Sinnlichkeit, aber gutmütig und wohlwollend, dabei gewandt in jeder Handtierung und von grossem, scharfem Verstande. Der junge Hasse war äusserlich kälter, innerlich leidenschaftlicher, von schneidigem Scharfsinn, darin dem Vater ähnlich. Christiansen wurde im Verfolg Professor in Kiel und schrieb ein Buch über römische Rechtsgeschichte mit der Färbung der Hegel'schen Philosophie. Ich machte dabei eine seltsame Erfahrung. Wir drei, besonders aber Christiansen und ich, hatten uns in Bonn aus Scherz ganz in die Sprechweise der Hegelianer eingelebt. Wenn wir einem solchen begegneten, so fingen wir an hellen Unsinn, aber in Hegel'schen Phrasen, zu sprechen und hatten dabei regelmässig das Vergnügen, dass die Hegelianer das als höchste Weisheit verehrten. Als aber Christiansen nach Berlin kam, wurde er doch von der Hegel'schen Philosophie gepackt, und er trieb nun mit Ernst, was wir zuvor zu unserm Spasse verhöhnt hatten. Er war übrigens eher ein

praktischer, als ein spekulativer Kopf und fand sich später doch wieder in einer verständigen Betrachtung der Dinge zurecht.

Der junge Hasse ist früh gestorben. Mir hatte er noch die Freude gemacht, seine lateinisch geschriebene Doktordissertation de operis novi nunciatione zu dediciren.

Meine Gesellschaft in Bonn bestand fast nur aus Deutschen, meistens vom Norden, vorzüglich aus Bremen, Hamburg und Holstein. Von Schweizern waren ausser mir nur Wilhelm Vischer aus Basel, später Professor der Geschichte, und der wackere Zofinger Siegfried, später Landammann in Aargau, in unserm Kreise. Unter den Süddeutschen war mir der Bayer Helmes vorzüglich zugethan. Von Norddeutschen erwähne ich v. Jeetze aus Potsdam, zu dem ich lebhafte Zuneigung empfand, Ulrichs und Garlichs aus Bremen, Perthes, später Professor in Bonn, Bätke und Palm aus Hamburg, Nicolovius, den Liebling des alten Goethe. Wir fanden uns regelmässig, aber in freier Weise, ohne Statuten und ohne Senioren in einer Kneipe zusammen.

An Hasses Vorlesungen über Erbrecht, Pandekten, Deutsches Privatrecht hatte ich grosses Interesse. Hasse hatte nicht die Gelehrsamkeit Savignys und zeichnete sich keineswegs durch philosophischen Blick aus; aber er war ein geborener Jurist, ähnlich den alten Römern. Bis ins Einzelne und Feine hinein zergliederte er jedes thatsächliche Verhältniss von der juristischen Betrachtung aus mit dem auf die Anwendbarkeit gerichteten praktischen Scharfblick. Wissenschaftlich war er eher Dogmatiker als Historiker, aber durchaus kein scholastischer Pedant, sondern

ein schöpferischer Denker. Für mich hatte er freundliches Wohlwollen.

Zu seinem Schwiegersohn, Professor Puggé, kam ich in nähere Beziehung. Ich harmonirte in mancher Hinsicht mit dem geistreichen, aber unglücklichen Manne. Auch über religiöse Dinge unterhielt ich mich gerne mit ihm, obwohl da unsere Ansichten weit auseinander gingen. Er war Katholik, aber sein Katholicismus war durch die Schelling'sche Philosophie beleuchtet und freier als der gewöhnliche. Oft hob ich im Gespräch mit den protestantischen Freunden die nüchterne Kahlheit des protestantischen Cultus als einen Mangel hervor und rühmte dagegen den sinnlichen Formenschatz des katholischen Cultus. Wann sie aber dann Verdacht schöpften, dass ich geneigt sei, katholisch zu werden, so reizte mich dieser Verdacht zu heiterem Lachen. Ich fand, dass unter den jungen Männern, die nicht Theologie studirten, gleichviel aus welcher Gegend von Deutschland sie herstammten, so ziemlich dieselbe Grundansicht über das Christentum verbreitet war. Die alte dogmatische Vorstellung, dass Christus ein Gott sei, war von allen als veraltet und undenkbar aufgegeben, aber willig verehrten wir in Christus den gottbegeisterten Menschen und achteten in dem Christentum die Religion der Gottes- und Menschenliebe.

In mein Tagebuch schrieb ich damals: „Paulus' Brief an die Kolosser ist das Schönste, was ich bis jetzt von christlichen Ideen kenne. Er ist so ganz durchglüht von der Hoheit des Christenthums und voll tiefer Begeisterung für das Heil, welches durch Jesus der Welt zu Teil ward. Aber gerade hier sehe ich, dass ich kein Christ bin. Der Glaube an Versöhnung im christlichen Sinne ist mir völlig

fremd, ebenso wie der Glaube an die Gottheit Jesu. Und noch immer begreife ich nicht, wie so viele geistreiche Männer behaupten mögen, dass der Mensch eines Vermittlers bedürfe, um an Gott zu denken. Ich und Viele mit mir glauben an Gott und verehren Gott ohne Mittler."

Aber so eingenommen von der geschichtlichen Betrachtung der Dinge war ich in dieser Periode, dass mir der bald zweitausendjährige innere geschichtliche Zusammenhang, dessen sich die katholische Kirche mit der Stiftung und Entwicklung des Christentums rühmte, ein grosser Vorzug zu sein schien vor dem Charakter der protestantischen Kirche, welche genötigt war, über das ganze Mittelalter hinweg zu springen, um an den ersten, frühesten Bildungen der christlichen Gemeinde anzuknüpfen. Um deswillen schien mir jene befestigter in ihrer Macht und sicherer ihres Besitzes. Das Alter der katholischen Kirche imponirte mir ebenso, wie ihre weltgeschichtliche Grösse und Einheit, wenn gleich ich sie von aussen her betrachtete und keine Lust verspürte, in dieselbe einzutreten. Ich teilte hierin die Erfahrung, welche Johannes Müller vorher gemacht hatte. Zwar tadelte ich ihren Stillstand und die Starrheit der Formen, welche die freie Bewegung hemmte, und sah in der protestantischen Geistesfreiheit die nötige Correktur und den Fortschritt der Zeit. Aber weil damals unter den Gebildeten Deutschen der Katholicismus mild und menschenfreundlich sich erwies, hielt ich ein versöhnliches und freundliches Zusammenwirken und die wechselseitige Ergänzung der beiden Confessionen für das Gebot und Streben der Zeit.

Eine neue Reformation der Kirche in unserer Zeit hielt ich für unmöglich gegenüber der Macht der deutschen

Wissenschaft und der Mannigfaltigkeit der Meinungen. Es müsste, meinte ich, ein Eroberer die Universitäten vorher zerstören und den deutschen Geist in Ketten schlagen, bevor ihm das gelänge. Aber das war eben meines Erachtens unmöglich. Eher noch hielt ich eine zweite Revolution für möglich, welche die Kirche zerschlage, als eine Reform, welche sie erneuere. „Wenn Luther und Zwingli wiederkämen und zusammen hielten, sie würden doch nur eine Sekte bilden, keine Kirche in unserer Zeit gründen können.“ So wenig schien mir die Gegenwart religiös angelegt.

Meine liebsten Collegien waren in Bonn die Vorträge Niebuhrs im Wintersemester über die römische Geschichte und im Sommersemester über die französische Revolution. Niebuhr war nicht Professor der Universität, er hielt seine Vorlesungen als freies Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine Sprache war nicht abgerundet und sicher, wie die von Savigny, nicht so flüssig, wie die von Schleiermacher. Oft fing er eine Periode an, deren Schluss erst in einem folgenden Satze zu entdecken war. Die Fülle des Stoffes und der Reichtum der Gedanken waren zu gross; er konnte sie nicht sofort in der Rede bewältigen. Das schadete jedoch dem Eindruck nicht; vielmehr wurde die Aufmerksamkeit der Hörer mehr noch gespannt, weil sie gewisser Massen mithelfen mussten, den passenden Ausdruck zu finden, der niedergeschrieben werden konnte.

Bisher kannte ich Niebuhr nur als Geschichtsforscher, welcher die mythische Vorzeit Roms durch kühne und gelehrte Hypothesen beleuchtet hatte. Nun genoss ich das Glück, täglich zu sehen, wie meisterhaft er die geschichtlich klaren Ereignisse der römischen Republik darzustellen

wusste. Es gab wohl Niemanden, der belesener war in der antiken Litteratur als Niebuhr, und doch war er völlig frei von toter Büchergelehrtheit. Sein Princip: „man muss die Geschichte so erkennen, wie sie geschehen ist“, blieb mir ein Leitstern für mein Leben. Die bloss eingebildete gemachte Geschichte kam mir verächtlich vor. Was Niebuhr erfasste, das nahm von seinem Geiste bestrahlt die Gestalt des Wirklichen an. Er sah die Römer lebend im Innern ihrer Häuser, im Senat, auf dem Forum, in der Schlacht. Er verstand es, sich in die verschiedenen Lagen und in die leibhaften Personen hinein zu denken. In seinen Charakterzeichnungen war Wahrheit.

Niebuhr war nicht geschaffen für die praktische Politik, wenigstens nicht in leidenschaftlichen Kämpfen. Er hatte zu empfindliche Nerven und ein allzu reizbares Temperament. Es war, wie wir es oft bei Künstlern und Gelehrten finden, etwas Weibliches in seiner Natur, was die männliche Thatkraft nicht aufkommen liess. Aber er hatte ein seltenes Verständnis für politische Motive und einen bewunderungswürdigen Scharfblick für das Leben der Völker und ihrer Führer. Man merkte es wohl durch, dass er auch als Statsmann an dem politischen Leben einen Anteil gehabt und sich gewöhnt hatte, in der grossen Welt Erfahrungen zu machen.

Auf meine Denkweise und mein Wesen übte Niebuhr einen sehr bedeutenden Einfluss aus. Der Statsgeist der alten Römer trat mir nun durch ihn nahe vor die Seele, und die zur Politik hintreibende Anlage meines Geistes wurde durch ihn wach gerufen und mächtig angeregt.

Wie tief ergriff mich seine Charakteristik von Julius Cäsar, dem Liebling meiner Jugend, zu dessen Ehren ich

auch in reiferen Jahren manchen Strauss bestand. Obwohl es mir nicht einfiel, mich dem grossen Römer irgendwie gleich zu stellen, und obwohl ich mich geneigt fühlte, mich dem überlegenen Geiste in williger Unterordnung und von Herzen anzuschliessen, so meinte ich doch, in meiner Natur ähnliche Züge wahrzunehmen. Ich merkte damals folgendes an: „Auch ich pflege vor dem Entschluss zur That lange Zeit hin und her zu schwanken, und Alles von verschiedenen Standpunkten aus zu überlegen. Dann aber kommt plötzlich ein rascher Entschluss. Nun werden alle Kräfte aufgeboten, um die That durchzusetzen. Gegen den geschlagenen Feind bin ich ebenfalls grossmütig. Ich suche ihn zu versöhnen. Den Neid kenne ich nicht; gern erkenne ich die Vorzüge Anderer und schätze Jeden nach seiner Eigenart. Ich verlange nicht, dass Andere seien wie ich, und messe sie nicht nach meinem Massstab. Gegen die Menschen fühle ich Wohlwollen und Liebe; aber es wird mir schwer, in dem Kreise, in dem ich bin, einen Andern über mir zu ertragen. Auch ich strebe nach einem hohen, idealen Endziel, dem das ganze Leben zugewendet ist. Das ist freilich nicht das cäsarische, nicht die römische Weltherrschaft und Weltbeglückung, sondern das bescheidenere eines völlig entwickelten Menschen, Bürgers, Weisen. Das moderne Ideal der Menschheit gilt mir mehr, als das stolze Ideal Cäsars, dem Rom noch das Grösste war. Diesen Vorzug verdanke ich dem Fortschritte der Weltgeschichte."

Über meine Erfahrungen in Preussen merkte ich Folgendes an: „Preussen ist zwar geographisch zerrissen, aber trotzdem ein sehr kräftiger Stat. Seine Militärorganisation ist überaus vortrefflich. Die Regierung gleicht einem strengen

Vater, der es wohl mit seiner Familie meint, aber sie für unmündig hält. Dabei mischt sie sich ins Einzelne und Kleine, oft zu sehr; sie belehrt, gibt Vorschriften, Winke, um das Wohl der Unterthanen zu fördern. Die Schulen sind gut. Die Pressfreiheit aber ist verpönt, damit die Unmündigen nicht die Ehrfurcht und das unbedingte Vertrauen verlieren zu ihrer Regierung. Im Ganzen fühlt sich das Volk glücklich, und in Sachsen bedauern es Manche, dass sie nicht Preussen geworden seien. Preussen wird sich übrigens auf jeden Fall über das nördliche Deutschland ausbreiten und dann um vieles mächtiger, reicher und grösser werden, als es heute ist. Eine ordentliche Verfassung haben die Preussen noch nicht. Die Provinzialstände bedeuten nichts. Es ist aber sehr die Frage, ob die Preussen im Norden und Osten der Monarchie schon für eine Verfassung reif sind. Ihre Verehrung für das Königshaus ist noch unbegrenzt, und sie sind an blinden Gehorsam gewöhnt. Aber Preussen zieht gute Köpfe an. Die meisten grossen Gelehrten sind von auswärts nach Preussen gekommen. Und doch steht das Volk auf einer hohen Culturstufe. Wenn die Entwicklung weiter gediehen sein wird, so wird auch die Verfassung nicht ausbleiben."

Meine politische Aufmerksamkeit war aber vorzugsweise der Heimat zugewendet. Ich fing an zu überlegen, ob es nicht besser sei, meine Wirksamkeit von Anfang an in Zürich zu beginnen, als mich auf einer deutschen Universität zu habilitiren. Ich correspondirte darüber mit meinem vormaligen Lehrer Ferdinand Meyer.

In Zürich hatte das herkömmliche Familienregiment durch das Falliment des Hauses Finsler, bei dem auch der Statsrat Finsler, ein aristocratisch gesinnter und sehr an-

gesehener Herr, betheiligt war, einen schweren Stoss erlitten. Die innere Fäulnis der öffentlichen Zustände hatte die Luft mit Modergeruch erfüllt. Jüngere talentvolle Männer wagten es, trotz der Censur die Schäden und Übel, an denen der Stat litt, aufzudecken und Besserung zu fordern. Es wurde den regierenden Herren vom kleinen Rat ängstlich zu Mute. Der grosse Rat wurde aufgeregt und ungeduldig. Er wollte sich nicht länger die strenge Vormundschaft des kleinen Rates gefallen lassen: er verlangte freiere Bewegung und grössere Selbständigkeit, als der souveräne Körper, dem die Gesetzgebung gebühre. Er änderte in diesem Sinn seine Geschäftsordnung, das sogenannte Reglement. Er beschloss sogar, die Pressfreiheit einzuführen. Das Eis der Restaurationsregierung war gebrochen. Die Atmosphäre war wärmer geworden, und die Hoffnungen auf frischeres Leben und fruchtbares Wachstum blühten auf.

Die jüngeren, auf deutschen Universitäten gebildeten Juristen, von Meiss, Keller, Hirzel, Finsler, zwei Ulrich, Meyer, Gessner, hatten zu diesen Erfolgen kräftig mitgewirkt. Nüscheler hatte ihnen sein journalistisches Talent als Alliirter zur Verfügung gestellt. Der Statsrat Usteri, selber ein Zeitungsredaktor, galt als der Hauptführer der aufstrebenden Partei, ein Mann von humaner Gesinnung und freiem Weltblick. Mit lebhafter Teilnahme folgte ich diesen Kämpfen und freute ich mich der Siege meiner Freunde.

In meinen Briefen an Ferdinand Meyer brachte ich mit besonderem Nachdruck die nöthige Reform der höheren Lehranstalten zur Sprache. Die gegenwärtige Organisation sei grundschlecht, aber es seien alle Elemente vorhanden,

um ein besser geordnetes Ganzes herzustellen. Ich sprach den Wunsch aus, dass in Zürich eine deutsch-schweizerische Universität gestiftet werde, welche den Zusammenhang unter den verschiedenen Wissenschaften darstelle und vor einseitiger Fachbildung schütze, welche das Ansehen und die Würde der Wissenschaft hebe, welche den studierenden Jünglingen die Wahl des wissenschaftlichen Berufes erleichtere und die höhere Ausbildung gewähre. Die Züricher Universität sollte nach der Art der deutschen Universitäten gestaltet, aber zugleich darauf Bedacht genommen werden, dass zwischen Lehrern und Schülern ein lebendigerer Wechselverkehr gepflegt werde, als das auf den deutschen Universitäten geschehe. Für die neue Universität forderte ich vollste Freiheit, ohne welche die Wissenschaft nicht zu fröhlicher Blüte komme. Auch die Studierenden sollen diese Freiheit geniessen; es sei besser, die Fehlgriffe Einzelner zu ertragen, als die Liebe Aller zu trüben. Eines Regierungscommissars bedürfe es in der Schweiz nicht, noch weniger der Demagogenriecher. —

Am Schlusse des Sommersemesters machte ich mein Doctor-Examen. Es hatten bisher nur wenige Juristen in Bonn promovirt. Die Prüfung war strenge. Sie bestand in schriftlichen Beantwortungen gestellter Fragen und in einem mündlichen Examen vor der versammelten Facultät, Alles in lateinischer Sprache. Nur über deutsches Recht wurde deutsch gefragt und geantwortet. Es ging mir gut. Ich hatte die Prüfung „egregia cum laude“ bestanden. Doch erlebte ich dabei einen charakteristischen Zug. Wir hatten in Bonn zwei Professoren, die Kirchenrecht lasen, Ferdinand Walter, welcher der hierarchischen Richtung freundlich war, und von Droste, welcher im Rufe eines

freisinnigen Katholiken stand. Zufällig hatte ich bei ersterem Kirchenrecht gehört. Die Vorträge waren gewandt und angenehm zu hören; gab man den katholischen Grundgedanken von der göttlichen Weihe und der höheren Erleuchtung der Priester zu, dann war gegen die logische Folgerichtigkeit der klerikalen Herrschaft nichts zu sagen. Mir leuchtete der Vordersatz nicht ein, daher hatte ich auch vor den Folgesätzen keine Furcht. In dem schriftlichen Examen machte sich v. Droste den boshaften Scherz, den Schüler Walters nach den Freiheiten der gallikanischen Kirche zu fragen. Davon hatte Walter natürlich Nichts gesagt, und ich hatte davon lediglich Nichts gehört. Ich war daher genötigt, die Frage ohne Antwort zu lassen. In der Zwischenzeit aber bis zur mündlichen Prüfung zog ich die Universitätsbibliothek zu Rate und wusste dann, wieder nach jenen Freiheiten gefragt, sehr gut Bescheid darüber. Die Stelle der Dissertation wurde mit der Zustimmung der Facultät durch die gekrönte und nun in deutscher Sprache umgearbeitete Schrift „Entwicklung der Erbfolge gegen den letzten Willen, nach römischem Recht, mit besonderer Rücksicht auf die Novelle 115“ (Bonn bei A. Marcus 1829) eingenommen. Ich hatte dieses Erstlingsbuch meinem verehrten Lehrer F. L. Keller gewidmet.

Die feierliche Promotion in der Aula der Universität, nach vorheriger öffentlicher Disputation ebenfalls in lateinischer Sprache, fand am 29. August 1829 statt. Christiansen, Gustav Hasse und Dr. Seckendorf opponirten. Mackeldey promovirte mich zum Doctor utriusque juris. Heffter war Rector. Die Promotion geschah nach Bonner Sitte in feierlicher Form. Dem Promovenden wurde der rothe Mantel mit Goldstreifen umgehängt, das rote

Barret aufgesetzt, der goldene Ring an den Finger gesteckt, das Buch übergeben und der Zutritt auf das höhere Katheder eröffnet.

So war ich nun in die gelehrte Ritterschaft eingetreten und hatte einen Titel für das übrige Leben gewonnen, den kein Volk und kein Fürst weder zu geben noch zu nehmen vermochte.

8.

Aufenthalt in Paris. Sinneseindrücke. Abspannung. Pariser Bekanntschaften. Rechtsansicht. Politisches. Die keimende Liebe zu Clementine von L.

Den Abschluss meiner Studienzeit sollte Paris bringen. So war es von Anfang an beschlossen, und so wurde es ausgeführt. Ich dachte dabei nicht an die Universität Paris, welche für den Doctor Juris, der auf deutschen Universitäten gebildet war, keinen Reiz hatte, sondern an das grosse Leben der französischen Hauptstadt und seinen Einfluss auf die feinere Bildung der Gesellschaft. Ich wollte da auch französisch sprechen lernen.

Der Weg nach Paris ging über Trier, wo ich die alt-römischen Denkmäler, voraus die majestätische Porta nigra bewunderte, Luxemburg und Metz. In den beiden Festungen hatte ich Gelegenheit, die strenge Mannszucht der dortigen preussischen Besatzung mit den liederlichen Sitten der Schweizer in fremden Kriegsdiensten und der französischen Soldaten, die ich hier traf, zu vergleichen.

Die schöne Stadt und das wogende Leben in ihr gefielen mir sehr. Obwohl Paris damals nur zwischen 700,000 und 800,000 Einwohner zählte, also nur ungefähr $^{2}/_{5}$ der

heutigen Bevölkerung, so machte es doch einen grossartigen Eindruck, der durch die nahe Erinnerung an eine gewaltige Geschichte gehoben wurde. Alle gedenkbaren Interessen der Wissenschaft, der Kunst, des geselligen Verkehrs waren hier durch hervorragende Personen und Anstalten reich vertreten. Wenn man Erholung suchte von der Arbeit, so boten sich unzählige Gelegenheiten dar zu jeglichem Genusse. Man brauchte nur in den Strassen mit ihren glänzenden Magazinen oder im Palais Royal zu schlendern, oder sich in einem Cafehaus an eines der vielen Tischchen zu setzen und die Menschen zu beobachten, und man war sicher, manche interessante Erscheinung wahrzunehmen.

Für einen jungen Mann hatte Paris auch verführerische Reize. Meine besorgte Mutter warnte mich ernstlich vor den Gefahren der Sinnlichkeit und bat mich, fest zu bleiben. Auch mein Freund Zeller beschwor mich, meinen alten Vorsätzen treu zu sein und das Vertrauen nicht zu täuschen, das viele Freunde auf mich setzten, und das sie in ihren eigenen Kämpfen stärke. Ich hatte mir die hohe Idee von der Ehe, die ich schon in der Heimat erfasst hatte, wohl bewahrt. Die Ehe erschien mir als die vollkommenste Darstellung der Menschennatur. In der Ehe erkannte ich die persönliche Einigung der in die beiden Geschlechter gespaltenen Menschheit und daher die Ergänzung und Verbindung der einseitigen Mannes- und der einseitigen Frauennatur zu Einem zweiseitigen Menschenleben. Die Ehe galt mir heilig als die höchste Entfaltung der individuellen Liebe von Mann und Frau und als die sittliche Quelle der Familie und der Nachkommenschaft.

Aber die puritanische Strenge meiner früheren Ansichten über die geschlechtlichen Beziehungen hatte sich im

Umgang mit andern jungen Leuten und nun vollends in der Pariser Atmosphäre spürbar gelockert. Der bloss sinnliche Genuss kam mir zwar noch niedrig, aber nicht mehr verächtlich vor. Ich beurteilte Andere, die sich demselben mit Mässigung hingaben, viel milder als früher. Obwohl die weibliche Natur auf meine Neigungen einen starken Reiz ausübte, und ich in meinen Gedanken und Vorsätzen wohl schwankte, so bewahrte ich dennoch das frühere Gelöbnis und enthielt mich des entscheidenden Bruchs. Ich verdankte dieses weniger den Mahnungen, die ich erhalten hatte, und weniger den eigenen Vorsätzen, als vorzüglich dem Instinkte meiner guten Natur. Ich habe diese Kraft öfters auch in späteren Jahren erfahren, sowohl bei dem Genusse des Weines und geistiger Getränke, als im Verkehr mit Frauen. Wohl konnte ich mit guten Freunden auch tüchtig zechen, und kannte ich wohl die aufgeregte Stimmung einer gemütlichen Weinseligkeit. Aber trotz dem deutschen Sprüchwort, dass wer niemals einen Rausch gehabt, kein braver Mann sei, habe ich es nie zu einem wirklichen Rausche gebracht, und zwar nur desshalb, weil in dem gefährlichen Momente, in dem die Grenze der Weinlust überschritten wird, mein Körper kein Verlangen mehr zuliess, sondern sich sträubte, neuen Trunk aufzunehmen. Ebenso widerstrebte meine Natur heftig jedem Versuch meiner aufgeregten Sinneslust, mich dem Vollgenuss eines fremden Weibes hinzugeben, und jene Lust erlosch plötzlich wie ein Strohfeuer, dem keine Nahrung zugeführt wird. Die Enthaltsamkeit war daher nicht das Verdienst meiner Einsicht, sondern die unbewusste Tugend meiner Rasse.

Ich war ermüdet von den Arbeiten im vorigen Som-

mersemester nach Paris gekommen. Auch mein Geist fühlte sich matt und geschwächt. Der Reichtum von Gedanken und die Fülle von Ideen, die in Berlin und Bonn mich beseligt hatten, schien grossenteils ausgeleert, der Mut und die Thatenlust, die in mir gegohren hatten, dem Erlöschen nahe. Ich kam mir selber öde, schwerfällig, langweilig vor. Zuweilen beschlich mich die Angst, es möchte auch mir ergehen, wie so manchen meiner Bekannten, welche als Studenten beflügelten Schmetterlingen und als Männer philisterhaften am Boden kriechenden Raupen glichen. Indessen erholte ich mich bald wieder, und jene Besorgnis verschwand. An ihre Stelle traten neue Hoffnung und Lebensfrische.

Ich verkehrte in Paris vorzüglich mit einigen Landsleuten, teils jüngeren Gelehrten und Studierenden, teils Kaufleuten und Militairs, so mit dem Berner Professor von Sinner, der den Stephan'schen Thesaurus linguae Graecae herausgab, mit Ryffel aus Stäfa, der in einer Erziehungsanstalt des Herrn von Reuse als Lehrer wirkte, mit den Zürchern Eschmann und Sprüngli, der Chemie studierte, mit den beiden Officieren Meyer aus Zürich, mit zwei alten Kameraden Huber und Siber.

Sodann lernte ich den gelehrten Strassburger Stahl kennen, den belesensten Kenner der verschiedenen Rechtsbücher aller Culturvölker der Welt. Mit einem deutschen Gelehrten, E. H. Kausler aus Stuttgart, arbeitete ich in Gemeinschaft an der Vergleichung und Abschrift eines alten Manuscripts: „Les Assises de Jérusalem", welche wir zusammen herausgeben wollten. Die Handschrift gehörte dem französischen Akademiker Champollion, welcher uns in liebenswürdiger Weise in seiner Wohnung ein wohl ge-

heiztes Zimmer einräumte, um da unsere Arbeit vorzunehmen, was in dem ungewöhnlich kalten Winter von 1829 auf 1830 doppelt angenehm war. Kausler hat dann später 1839 den Text allein herausgegeben unter dem Titel: „Les livres des Assises et des Usages du Reaume de Jerusalem (Stuttgart bei Krabbe). Für die mittelalterliche Rechtsbildung hat das Rechtsbuch um so mehr Interesse, als dasselbe in dem gemeinsam von der westeuropäischen Christenheit eroberten fremden Lande durch ein Zusammenwirken der Ritterschaft aus verschiedenen romanischen und germanischen Reichen, wenn auch allerdings vorzugsweise unter dem Einflusse der französischen Rechtscultur entstanden ist. Dasselbe ist heute noch nicht nach Verdienst beachtet und gewürdigt.

Ein fein gebildeter Deutscher, der sich vielleicht in der Absicht, den wahren Namen zu verbergen, Anders nannte, interessirte mich durch den geheimnisvollen Hintergrund seines früheren, wie es schien, sehr vornehmen Lebens, durch den melancholischen Zug in seiner Erscheinung und durch seine grosse musikalische Begabung. Orelli hatte mir den Satyriker Dr. F. Hauthal zugeschickt, dessen heitere Lebensansicht sich öfter in launigen Mahnungen entlud. Rasch hatte mein Herz ein junger Schottländer aus dem berühmten Geschlechte der Murray gewonnen. Ich sah und sprach ihn nur ein paar Mal, aber wir fühlten uns sofort wechselseitig lebhaft angezogen. Er kehrte nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Göttingen über Paris in seine Gebirgsheimat zurück, wie ich in die meinige. Ich habe später nichts mehr von ihm gehört.

Von französischen Bekannten erwähne ich noch die Advocaten Foelix, der als Schriftsteller sich einen ange-

sehenen Namen erwarb, und Plongoulm, der leider zu früh wegstarb. Ich besuchte gern die öffentlichen Gerichte und nahm an den gewandten Plaidoyers der Anwälte, wie an der präcisen und kurzen Begründung der Urteile durch die Richter grosses Interesse. Auch das Journal des Tribunaux las ich fleissig und schätzte es weit höher als die meisten politischen Zeitungen, deren leidenschaftliche Kämpfe mich kalt liessen.

Bei dem Besuche der französischen Gerichte wurde es mir recht deutlich, wie sehr die Entwicklung des Rechtes etwas Lebendiges sei, und welch grossen Anteil daran der Stand der Juristen habe. Der angeborene Rechtssinn wird in den Juristen zu einem feinfühligen Takte und einem scharfen Blicke ausgebildet, durch welche sie sich so durchaus von denen unterscheiden, die nur ein gutmütiges und weiches Billigkeitsgefühl kennen. Offenbar haben die Franzosen ein besonderes Geschick in der juristischen Praxis und zeichnen sich aus durch feine und klare Darstellung des Rechtes im Einzelnen. Manche Mängel der Gesetze werden durch ihre Jurisprudenz gehoben und verbessert.

Meine eigene Rechtsansicht hatte sich wenig fortgebildet. Ich war noch völlig in den Anschauungen der geschichtlichen Rechtsschule befangen und in jener conservativen Richtung, welche Savigny und Niebuhr empfohlen hatten. Es war mir als geschichtliche Erscheinung unzweifelhaft, dass auch aus ursprünglicher Usurpation mit der Zeit eine berechtigte Herrschaft werden, und dass anfängliches Unrecht sich allmählig in Recht verwandeln könne; aber ich verzweifelte daran, dass man den Zeitpunkt des Übergangs genau bestimmen könne, und der Grund der Wandlung war mir nicht klar geworden. Ich

beruhigte mich bei der äusseren Erscheinung und meinte: Wie in dem Wachstum eines Baumes auch die Übergänge der Knospe zur Blüte und dieser zur Frucht unmerklich sind, und doch es Jedem gewiss ist, wenn wirklich der Baum voll Laub, Blüten und Früchten prangt, so wird es dem unbefangenen Rechtssinn auch klar, ob ein vorhandener Zustand, dessen Begründung zweifelhaft oder sogar widerrechtlich war, zu festem, anerkanntem Rechte geworden sei.

Insofern betrachtete ich aber das Recht doch philosophisch, als ich seine tiefere Begründung lediglich in der Menschennatur erkannte. „Es gibt kein Recht der Sachen und es gibt kein Recht Gottes im eigentlichen Sinne. Wohl ist die Idee des Rechtes etwas göttliches, aber Gott selber bedarf nicht des Rechts. Für ihn gibt es so wenig Recht und Unrecht, als Gutes und Böses. Erst in den Menschen und für die Menschen beginnt das Recht. Indem der Mensch kraft seiner Freiheit seinen Willen durch die That zur Erscheinung bringt, aus seinem Ich auf die Welt, das Nichtich, einwirkt, muss er auch die Naturnotwendigkeit der Welt beachten und fällt er in den Bereich ihrer Macht und ihrer Herrschaft. Der Wille ist ein rechtlicher, welcher die Gesetze der Naturnotwendigkeit, die Gesetze der Welt achtet und beachtet.“

Die politischen Gegensätze waren damals in Paris sehr gespannt. Allerdings fiel die Heftigkeit des Kampfes mehr auf, wenn man die Zeitungen las, als wenn man die Leute in der Gesellschaft beobachtete. Es regierte damals noch Karl X. als König. Die grosse Mehrheit derer, welche über politische Dinge schrieben oder sprachen, das mehr oder weniger gebildete Bürgertum, war liberal gesinnt und

verhielt sich oppositionell gegen die absolutistische Regierung. Es gab freilich unter ihnen wieder verschiedene Stufen und Richtungen. Die drei gelesensten Zeitungen, die Débats, der Constitutionel und der National, waren die Vertreter und Führer dieser innern Unterschiede. Die Débats sprachen mehr in dem gemässigten, aber selbstbewussten Sinne der feiner und höher gebildeten Classen. Der Constitutionel repräsentierte den schlichten Kleinbürger. Durch principielle Schärfe und radicalen Eifer machte sich der National gefürchtet.

Die royalistische Partei hatte den Vorteil der Statsmacht. Ihre Stützen waren ausserdem der Hof, ein grosser Theil des Adels und der Geistlichkeit. Den Volksklassen war sie fremd und, soweit dieselben sich nicht willenlos leiten liessen, sogar verhasst. Es fiel mir aber sehr auf, dass der Adel, im Gegensatze zu Deutschland, als Stand keine Macht in der Gesellschaft mehr besass. Die Gleichheit, welche die Revolution mit der Guillotine eingeschärft hatte, war in den Sitten seither befestigt worden. Sogar sehr vornehme Herren durften es nicht wagen, in der Gesellschaft irgend einen Vorrang anzusprechen oder gar die Bürger mit verächtlichem Hochmute zu behandeln. Vielleicht auf den Schlössern des Landes konnte noch ein „Marquis von Carabas“ ungestraft über die „Vilains“ hinwegsehen und mit den ererbten Eitelkeiten und Vorurteilen fortspielen. In dem Pariser Salon war das unmöglich. Er wäre von dem heiteren Spotte sofort weggeblasen worden.

Im Allgemeinen machten mir die Franzosen den Eindruck einer hochcivilisirten Nation. Mochten ihre Gelehrten auch an gründlichem Wissen hinter den Deutschen zurück-

stehen, so war doch eine gewisse Bildung, und nicht bloss ein äusserlicher Schliff der Erscheinung, sondern auch die Fähigkeit, logisch zu denken und sich richtig auszusprechen, mehr, als ich es in Deutschland gesehen, über die untern Volksklassen ausgebreitet. Auch ein höher gebildeter Mann konnte sich bequem und auf dem Fusse einer behaglichen Gleichheit mit dem kleinen Handwerker, dem Arbeiter und selbst dem Dienstboten unterhalten, und das Gespräch floss ruhig hin und her. Ein freier und leichter Anstand und Ton war nicht das Privilegium der Vornehmen und Reichen, sondern ein Gemeingut Aller.

Es fiel mir auf, dass Alle, welche die Revolution handelnd durchgemacht hatten, von derselben ein festes Gepräge erhalten hatten, gleichsam versteinert worden waren. Wer damals für die Republik geschwärmt hatte, der war auch jetzt noch entschiedener Republikaner. Wer an dem Schreckenssystem teil genommen, war demselben noch zugethan. Ein Beispiel war der alte Terrorist Levasseur, der als ruhiger Greis noch mit Entzücken von der Tugend Robespierre's sprach. Ich lernte den Bischof Grégoire kennen, der zu den sogenannten „Régicides“ gehört hatte, indem auch er für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt; er erschien mir als ein wohlwollender alter Herr, und doch würde er unter ähnlichen Umständen auch heute wieder seine Stimme für den Tod des Königs abgeben. Er hat mir ein seltenes schottisches Rechtsbuch geschenkt.

Anzeichen eines neuen baldigen Ausbruchs der Revolution bemerkte ich übrigens damals keine. Ich erinnere mich nur eines Erlebnisses, welches ein halbes Jahr später durch die Juli-Revolution von 1830 das richtige Licht em-

pfing. In einem Salon nämlich, in welchem einige liberale Politiker sich einfanden, hörte ich eines Abends im Winter vorher ganz offen behaupten, dass der Enkel Karls des X. nicht auf den französischen Thron kommen werde, indem die Familie Orléans gegen die Echtheit des Prinzen Protest erheben werde und Belege in der Hand habe, welche sein Thronfolgerecht verneinen. Der Plan, die Orléans zu Nachfolgern der Bourbonen älterer Linie zu machen, bestand also damals schon; nur rechnete man nicht auf eine Vertreibung des alten Königs, sondern auf den nicht mehr fernen Tod desselben, um den Übergang zu vollziehen.

Drei und vierzig Jahre später habe ich dann wieder erlebt, dass der Enkel und Erbe des Königs Louis Philippe von Orléans, der Graf von Paris, seine Huldigungen jenem Enkel Karls X., als dem Haupte der Bourbonischen Familie und dem alleinigen Repräsentanten der legitimen Monarchie in Frankreich darbrachte, obwohl Heinrich V. nur eine Puppe war in der Hand der Jesuiten und ein Don Quichotte, der in einer eingebildeten Welt, nicht in der wirklichen Welt lebte.

Zum Schlusse meiner Erinnerungen an Paris muss ich noch einer jungen Dame erwähnen, deren Lebensschicksal sich einige Zeit dem meinigen zu nähern schien, dann aber, nicht ohne Schmerzen für beide, eine andere Richtung nahm und sich für immer von meiner Bahn entfernte. Sie war eine deutsche Rheinländerin, die aber schon lange in Paris gewohnt hatte, wohin ihr Vater als französischer Beamter unter Napoléon I. gekommen war, Clementine von L.

Das Verlangen nach einem weiblichen Wesen und die Sehnsucht nach Liebe, welche in der ersten Jugend-

liebe zu Emilie Vogel befriedigt worden war, dann aber durch den erzwungenen Abbruch jeden persönlichen Verkehrs einen herben Schlag erfahren hatte, kam auch während der Universitätszeit nicht zur Ruhe. Zwar fühlte ich mich frei von jeder Verpflichtung, aber das anmutige Bild des teuren Mädchens begleitete trotzdem meine Gedanken, die unsicher zwischen dem Verzichte für immer und der gehofften Erneuerung der gestörten Liebe hin und her schwankten. Von Zürich hörte ich, dass Emilie leidend gewesen sei, und dass in ihr noch das Vertrauen und die Hoffnung auf Wiedervereinigung fortlebe. Ich erfuhr ebenso, dass ihre Mutter einen andern als Freier begünstige, dass sie selber aber sich mir erhalten wolle. Meine Mutter hatte sie lieb gewonnen und nahm für sie Partei, sogar mein kälterer Vater schrieb mir gegen meine Erwartung, es sei nicht recht, ihre Hoffnung zu zerstören. Die Freunde hinwieder widerlegten nicht, sondern bestärkten eher meine Zweifel. Ich hatte nicht mehr den Glauben an eine starke Liebe in ihr. Ich hätte es zuweilen nicht ungern gesehen, wenn sie einen andern tüchtigen Freund gefunden und ihm die Hand gereicht hätte.

In solcher schwankenden Stimmung lernte ich Clementine kennen und fühlte mich von ihr angezogen. Einige Auszüge aus meinem Tagebuche werden am besten und wahrsten die Gefühle schildern, welche in mir auf- und niederwogten:

Im December 1829. „Schon oft dachte ich: Sollte ich kein Mädchen mehr finden, das ich tief und feurig lieben kann? Sollte für mich diese Liebe mit meiner Jugendliebe untergegangen sein und keine neuen Blüten mehr treiben? Heute fühlte ich, dass noch Frühlingskraft

in meinen Gefühlen sei. Ich spürte eine Anwandlung von Liebe. Ich, wie sie sagen, der kalte Verstand, weinte und lachte, war entzückt und traurig, mir war wohl und weh zugleich. Und doch war es nur ein fernes Bild der Phantasie, das mich lockte. Noch habe ich keine Geliebte. Hüte dich, mein Herz, dass du nicht neuen Schmerz bereitest, bevor der alte verschwunden ist. Jetzt gilt es alle Kraft des Geistes zusammen zu halten, damit nicht eine vergebliche Liebe angefacht werde, die nicht zum Leben gelangen kann. Mit Sorgen bedenke jeden Schritt, der vielleicht zu weit führt. Aber wenn ich wirklich die gefunden haben sollte, die für mich bestimmt ist, dann lasse Gott die Liebe in unsern Herzen treiben und Wurzeln schlagen, damit ein schönes neues Doppelleben mir erstehe."

„Als ich Clementine zuerst sah, bewunderte ich ihren hellen Verstand. Aber gerade dieser scharfe, blendende Verstand machte mich stutzig, da ich diese Kraft sonst nur bei Männern liebe. So gerne ich mit gescheiten Frauen spreche und den Umgang mit solchen hoch schätze, so wenig war ich geneigt, bei meiner Geliebten vorzüglich hervorragenden und herrschenden Verstand zu suchen. Jüngst hatte ich unter jungen Männern geäussert: ich möchte um keinen Preis eine Frau, die mich an Verstand überträfe. Aber sehr wahr bemerkte darauf ein junger Deutscher, halb errötend über seine scheinbare Unbescheidenheit: „Die Sorge plagt mich nicht, ich bin überzeugt, dass ich keine Frau fände, die gescheiter wäre als ich." In der That, die Schärfe und Stärke des Verstandes bleibt auf ewig der Vorzug der Männer. Frauen können sich nur von ferne annähern. Es bleibt in ihrem Verstand immer eine gewisse Schwäche zurück. Dagegen werden

uns ebenso die Frauen immer durch zarten Sinn und feines Gefühl übertreffen.“ —

„Bald erkannte ich auch diese wohlthätige Schwäche, die ich zarte Scheu nennen möchte, in ihrem Verstande. Was mich aber vollends versöhnte und zu Clementinen hinzog, das war, dass ich in ihr ein sanftes Gemüt und tiefes Gefühl zu entdecken glaubte. Es sprach sich aus in ihrem ganzen Äussern, nicht bloss in hingeworfenen Worten. Eine Schönheit ist sie nicht, aber sie hat feste, ausgezeichneten Frauen eigentümliche Züge. Sie ist eine Deutsche, das französische Wesen und Treiben ist ihr völlig fremd und zuwider. Ihr Herz hängt an Deutschland, und sie sehnt sich dahin zurück. Das Hauswesen versteht sie zu führen. In der Litteratur ist sie trefflich bewandert und spricht mit Geschmack von den Werken der Dichter. Sie ist auch eine tüchtige Klavierspielerin. Sie weiss die Gesellschaft mit sicherem Takte zu lenken. In all' diesen Beziehungen würde sie meine Wünsche erfüllen. Ich bedarf einer Frau mit dem Grade von Bildung, der auf der Frauenseite der Stufe entspricht, auf der ich als Mann stehe. Es muss zwischen uns ein Austausch der Gedanken möglich sein. In dieser Beziehung hat sie wohl vor Emilie einen bedeutenden Vorzug.“

17. Januar 1830. „Gestern wurde mir ziemlich klar, dass Clementine keine Liebe für mich fühlt. Ich glaubte das aus ihrem erklärten Widerwillen gegen die Schweiz schliessen zu müssen, welcher indessen, wie sie selbst sagte, nur auf einem dunkeln Gefühle und Vorurteil beruhe.“

28. Januar. „Clementine gefiel mir wieder sehr gut. Befreundet sind wir doch, wenn auch die Liebe sich nicht entwickeln sollte. Mit gescheiten Menschen wird man viel

bälder vertraut, als mit gewöhnlichen Menschenkindern. So ist es mir auch bei ihrer Mutter recht heimlich, und ich bin offener als sonst. Ich lege sogar meine Fehler und Schwächen ungescheut vor ihr zur Schau, was ich sonst vor Anderen nicht thue in dem Bewusstsein, dass sie es nicht richtig verständen."

2. Februar. „Das Bild Clementinens verlässt mich selten und erscheint mir oft liebenswürdig im Traum. Ich bin nicht mehr ruhig, wenn ich an sie denke. Meine Gefühle wogen erregt in ihrer Nähe. Aber ein melancholisches Gefühl der Unmöglichkeit schleicht hinter dem freudigen Gedanken her und scheint diesen zu erkälten und das Aufkeimen zu wehren. Bald werde ich abreisen. Bis dahin komme ich zu keiner Entscheidung. Ist sie aber für mich verloren, wenn ich ohne Erklärung abreise? Ich weiss das nicht, aber ich fürchte es. Meine Einsicht sagt mir, sie wäre für mich geschaffen, es würde ein schönes und reiches Leben werden, wenn wir uns fänden. Aber dann ist's mir wieder, wie wenn ein anderes Wesen zwischen sie und mich träte und uns von einander risse. Ich vermute, dass sie meine nicht ausgesprochene Neigung bemerkt hat. Ich betrachtete gestern ihr Bild im Spiegel und dachte an Einigung und Trennung. Ich war traurig. Da traf mich ihr Blick ebenfalls im Spiegel, und ich spürte es wohl, da war auf meinem Gesichte Verwirrung und Verlegenheit, Bangigkeit und Schmerz zu lesen und die Glut zu sehen."

2. März. „Ich glaube jetzt deutliche Zeichen gesehen zu haben von Clementinens Liebe zu mir. Ihre errötenden Wangen und ihre süssen, liebeglühenden Blicke reden deutlich. Vor allem muss ich jetzt nach Hause und mich

umsehen, ob mir die Mittel geboten werden, sie in ein selbständiges Hauswesen einführen zu können. Dann erst kann ich mich erklären.“ —

Ich hatte einmal gegen Ende meines Aufenthaltes in Paris einen seltsamen Traum: Ich sah Clementine und gelobte ihr Liebe und Treue. Dann verlor ich sie aus den Augen. Nun erschien mir eine Fürstin, reich gekleidet, schön und voll Würde. Ich wurde von ihr bezaubert und versprach auch ihr meine Liebe. Dann erinnerte ich mich wieder an Clementine, und mein Gefühl war zerspalten und schwankte zwischen beiden. Ich liebte beide und wusste nicht zu wählen. Wohl empfand ich, dass nur eine von beiden die meine werden könne. Dann verschwand das Bild der Fürstin, und Clementine blieb allein zurück. Ich freute mich dieser Wendung meines Schicksals, und meine Liebe zu ihr erstarkte und blieb unwandelbar fürs Leben. Sonderbarer Weise war aber die Clementine des Traumes meine erste Liebe, zu der ich zurückkehrte.

9.

Rückkehr in die Vaterstadt. Emilie Vogel. Erneuerte Liebe und Verlobung.

Ende März reiste ich von Paris ab. Der rasche Courierwagen der königlichen Post brachte mich nach der Schweiz. Meine Vaterstadt Zürich war mir noch nie in so freundlichem Lichte erschienen wie jetzt, als ich sie nach dritthalbjähriger Abwesenheit wieder sah.

Am gespanntesten war ich darauf, meine frühere Geliebte Emilie Vogel wieder zu sehen. Ich fühlte, dass ich einer bedenklichen Alternative gegenüber stand. Ich musste

nun wählen zwischen der neuen und der alten Zuneigung, zwischen Clementine und Emilie. Wie immer der Entscheid fiel, so war derselbe peinlich für mein Herz und für eine Freundin. Die formelle Freiheit der Wahl, zu welcher mich der frühere Abbruch der Verbindung mit Emilie und der Aufschub jeder Liebeserklärung an Clementine berechtigten, mochte das Rechtsgefühl beschwichtigen; eine moralische Verantwortung aber für die zwiespältige Lage konnte ich vor meinem Gewissen nicht ablehnen. Ohne persönliche Verschuldung war ich doch nicht in diese Lage geraten.

Die Auszüge aus meinem Tagebuch schildern die Erneuerung meiner ersten Liebe und ihre Beseligung.

„Zu Ehren meiner Heimkehr gab meine Mutter eine Gesellschaft. Da sah ich Emilie zum ersten Male wieder (31. März 1830). Sie gefiel mir sehr, besser vielleicht als jemals vorher. Das ist mein Verstandesurteil. Noch trübt nicht blinde Liebe dieses Urteil. Wohl aber fühle ich, dass die Liebe wieder in alter Stärke erwachen kann. Sie ist stiller und ernster geworden als früher. Eine wehmütige Milde scheint sich über sie ausgebreitet zu haben. Anfangs war sie an jenem Abend ängstlich in sich gekehrt, halb trauernd. Nachher wurde dieses drückende Gefühl durch die Freude verdrängt, welche ich bei ihrer Begegnung nicht verhehlte, und durch meine Aufmerksamkeit für sie. Noch habe ich mich nicht entschieden. Ich muss noch Alles überlegen. Aber sicher ist, dass Emilie meinem prüfenden Verstand wohl gefällt, und dass sie mir sanfter und weiblicher erscheint als früher. Ihr Verstand ist durchaus gesund und frisch, obgleich nicht glänzend noch blitzend. Als Hausmutter ist sie gewiss vortrefflich. Die Haupt-

frage ist nur noch: „Passt sie in geistiger Beziehung zu meiner Individualität?“

15. April. „Gestern traf ich Emilie wieder in Gesellschaft und war selig in ihrer Nähe. Mein Gefühl liebt sie. Clementine liebte ich mehr mit dem Verstand. An Geisteskräften überragt diese jene; aber Emilie ist dagegen auch frei von dem Stolz und der Anmassung geistreicher Frauen, die ich in Clementine erst hätte beugen müssen. Wohl erkannte ich in Clementinens Verstand die weiblichen Schwächen, aber sie wollte nichts davon wissen und gab nicht nach, wenn sie etwas verfocht, wenngleich ihre Gründe schwach und widerlegt waren. Auch bezweifle ich, ob unser kleines Statswesen und das bescheidene Privatleben ihr behagt hätten, da sie lange in einem grossen Stat und in einer reicheren Gesellschaft gelebt hat. Mein Herz spricht entschieden für Emilie. Ich will sie morgen um eine Unterredung bitten.“

17. April. „Heute besuchte ich Emilie in ihrer Wohnung. Sie lud mich ein, mit ihr den Thee zu trinken. Wir waren allein. — Zuerst sprachen wir von gleichgültigen Dingen, dann von der alten Lust und der Frühlingszeit der Liebe. Sie war mir immer treu geblieben, selbst in jener Zeit des scheinbaren Bruchs, in welcher die Eltern und Verwandten sie durch Zureden eingeschüchtert hatten. Sie liebte mich noch, auch nachdem ihr eine Äusserung von mir hinterbracht worden, dass ich sie gänzlich aufgegeben habe. Die kalte Äusserung wurde härter und unfreundlicher mitgeteilt, als sie geschehen war. Ich hatte den Glauben an ihre Liebe verloren. Desshalb hatte ich in Bonn einmal geäussert, ich wolle ihrem Glücke nicht im Wege stehen, wenn sie sich mit einem andern Freunde

verbinde. Diese Nachricht kam ihr zu und schnitt ihr in das zarte Herz. Oft weinte sie die Nächte durch und litt auch körperlich schwer unter den Wirkungen ihres Seelenschmerzes und meiner grausamen Kälte. Sie gestand mir das offen. Auch ich sprach von der alten Liebe und der jungen, frischen, die sich neu bilde und wie ein Phönix aus der Asche emporsteige. Mächtig wogte das Gefühl in mir und suchte hervorzubrechen aus dem Verschluss des Schweigens. Endlich wagte ich's und sprach das entscheidende Wort. Dann ergriff ich ihre Hand, und auf ihren Lippen bebte mein Kuss. Ich hielt sie in festem Arm und schwur ihr ewige Liebe zu. Ja die Liebe selbst ist von ewiger Natur. Noch nie hatte ich dieses selige Gefühl genossen. Ihr Leben war in mir und mein Leben in ihr. Das gute Mädchen gab sich mir liebevoll hin. Sie ist erprobt und sie bleibt die meine. Ich will versuchen, ihre Leiden wieder zu versüssen und meine Schuld zu tilgen. Ich will dich lieben herzinniglich, du sanftes Mädchen!"

Den 30. April. „Seit dem 19. April ist Emilie meine erklärte Braut. Um in das Gottesreich einzugehen, muss man nach Christi Ausspruch wiederum werden wie die Kinder. Jetzt erst verstehe ich die Weisheit dieser Worte. Die erste Jugend erneuert sich, man wird von neuem wieder von kindlichem Geiste beselt; nur ist diese Kindschaft höher, geistiger, bewusster als zuvor. Man spielt auch wieder mit heiterem, leichtem und zartem Kindessinn. Aber die Spiele sind feiner, ergreifender, bedeutungsvoller."

„Erst jetzt lerne ich Emilie ganz kennen. Von Natur zurückhaltend, öffnet sie mir jetzt ihr feinfühlendes Herz. Das arme Mädchen hat schwer gelitten. Ihr Leben drohte zu verwelken, wenn nicht die Sonne der Liebe die Blume

ihres Geistes wieder erwärmt und durchglüht hätte. Sie erzählte mir, wie sie erst stumm das Leid in sich getragen habe, gedrückt von den äusseren Anforderungen und Hemmnissen und vor ihnen weichend, wie sie dann, von der Verzweiflung getrieben, nach Freuden aller Art gehascht und Zerstreuung gesucht habe, dass sie aber den Frieden der Seele so nicht wiedergefunden habe und in Wehmut und Trauer versunken sei. Sie habe voll Sehnsucht, fast ohne Hoffnung meiner geharrt. Fürwahr, ihr Frauen liebt tiefer als wir. Aber hätte ich dieses Alles gewusst, hätte ich ihre treue Seele so erkannt, dann wäre ich auch nie von ihr gewichen."

„Ihre treffliche Gesinnung liegt nun ganz klar vor meinen Augen und ich liebe sie eben darum immer mehr. Ihr gesunder Sinn, das richtige Urteil, ihre Ansichten und ihre ganze Lebensweise harmonieren wundervoll mit meiner Art und meinen Eigenschaften. Ihre Liebe ist nicht stürmisch, nicht leidenschaftlich, aber fürwahr, wenn irgend eine, tief und dauernd. Ruhig sieht sie die Verhältnisse an und lässt sich nicht von wildem Taumel hinreissen. Daher verzehrt sich auch das Feuer nicht, sondern die reine Flamme leuchtet stetig fort. Ihre Einsicht ist klar, frisch und echt, durchdringender als die der meisten Frauen, die ich kenne. Sie bedarf noch der Ausbildung durch Lectüre. Auch dafür fehlt die Anlage nicht. Ich fordere nicht und wünsche nicht gelehrte Kenntnisse. Das rechte Mass von Wissen wird sich von selbst finden. Auch sie liebt, wie ich, ein schönes, reiches Leben und kann sich nicht begnügen mit philisterhafter Eingezogenheit oder ländlicher Naivität. Sie hasst aber, wie ich, eitlen Prunk und übertriebene, innerlich hohle Pracht. Mit Einem Wort, wir

gehören zusammen. Ich verehre dankbar das Geschick, das uns zusammenführte und für immer verband."

Mein Freund R. hatte den Brief, den ich ihm sofort nach meiner Ankunft in Zürich nach Paris geschrieben und in dem ich ihm angezeigt hatte, dass ich auf Clementine Verzicht leiste, nicht erhalten und unbesonnen ihr die Aussicht meiner Liebe eröffnet und dadurch eine schmerzliche Täuschung bereitet. Die Nachricht von meiner Verlobung brachte ihn ausser sich, und er schrieb einen heftigen Brief entrüstet an mich. Dieser unangenehme Vorfall nötigte mich, jetzt schon mein ganzes Verhältniss zu Clementine meiner Braut zu entdecken. Das arme, treue Kind litt sehr durch mein Bekenntnis. Sie hatte mir, freilich ohne dass ich es wusste, die Treue bewahrt; ich hatte mit Bewusstsein diese Treue gebrochen. Erschüttert zweifelte sie einige Stunden an der Dauer meiner Liebe und fürchtete neuen Wandel meiner Gesinnung. Durch meine Erzählung wurde noch eine andere Saite ihres Herzens berührt, die wehmütig erklang. Sie fürchtete nämlich, meinem Geiste nicht zu genügen und mich nicht befriedigen zu können. Diese oft wiederkehrende Besorgnis wurde geschärft durch die Vergleichung mit Clementine, die ich als eine ausgezeichnete Dame voll Verstand und Bildung zeichnete. Aber allmälich kehrte das volle Vertrauen wieder, und die Besorgnis wurde durch die Zuversicht der Liebe verscheucht. Wie vortrefflich ihr Herz sei, erfuhr ich eben damals, als ich sie wider Willen verwundete. Sie versicherte mich, auch wenn ich sie nicht mehr lieben würde, so würde sie dennoch mit ihrem ganzen Herzen an mir hängen.

Im Juli wurde Emilie zur Kur in das Heinrichsbad bei Herisau im Appenzellerland geschickt. Ihre Gesundheit

hatte unter der langen Ungunst der Verhältnisse schwer gelitten. Sie bedurfte sehr der Stärkung und der Pflege. Der Aufenthalt in der reinen Gebirgsluft übte eine wohlthätige Wirkung aus. Auch ich besuchte damals das Bad Stachelberg im Lintthal, um die dortige Quelle zu geniessen.

In jener Zeit schrieb ich an Emilie:

13. Juli: „Es ist eine sonderbare Lust, sich immer dasselbe zu sagen und es jedes Mal wieder gerne anzuhören. Nie verleidet das süsse Wort der Liebe. Das Wort hat einen unerschöpflichen, reichen Inhalt, und aus diesem nie versiegenden Brunnen quellen immer neue Lust und neuer Segen empor. Nimm den glänzendsten Gedanken und wiederhole ihn hundertmal, er wird Dir am Ende schal, fade, langweilig vorkommen. Aber das Gefühl der Liebe wird nie alt und langweilig, durch keine Wiederholung. Es bleibt frisch und jung. Das Gefühl der Liebe kennt nicht die Schranken der Zeit und des Raumes. Unbegrenzt ist es in seiner Fülle, ewig und frei, wie Gott."

Aus einem Brief vom 25. Juli: „Es gibt auch ein Schweigen, das aus Überfülle des Lebens entspringt, wenn der Kraft des Gefühls die Worte zu schwach, zu beengend erscheinen, wenn es nur noch in ungeregelten Lauten hervorbricht und nicht Worte, nur Töne herausbringt in „des Liebestammelns Raserei", wie Goethe es nennt. Ähnliches kennen auch wir, mein Liebchen. Zuweilen schwebt auch süsses Schweigen um uns her, und es ergötzt uns kein Gespräch; nur Laute der Lust stösst zuweilen das mächtige Gefühl aus."

Von Stachelberg 2. August: „Im ganzen Hause herrscht Trauer und Bestürzung. Der kalte Tod erfasste plötzlich, während wir am heiteren Mahle sassen, den würdigen alten

Geistlichen, Decan Trümpi von Glarus. Oft dachte ich in diesen Tagen an den Tod, und er erschien mir grausenhaft. Mir genügte nicht mehr die irdische Unsterblichkeit, welche wir uns selber schaffen in unseren Gedanken und durch unsere Thaten. Mir genügt auch nicht das Gefühl der Ewigkeit, wovon in heiligen Momenten der Liebe unser Herz voll ist und sich erhaben denkt über alle Zeit. Mein Geist sehnt sich nach einer anderen Unsterblichkeit. Er kann nicht sein eigenes Ich aufgeben, nicht sich selber vernichten. Er verlangt, mit Bewusstsein fort zu denken und fort zu leben, und wäre es in Gott. Wenn das Bewusstsein meines Geistes mit dem irdischen Tode gänzlich aufhörte, was wäre dann für meinen nichtigen Geist Gott, die Welt, das All? Für mich wären sie Nichts, in Ewigkeit Nichts, kein Gott, keine Welt, ein hohles leeres Nichts. Mein Geist kann nicht diesen Gedanken der Hölle fassen; entsetzt vor dem Wahne der Vernichtung alles Lebens beugt er sich zurück und sucht einen Halt für das Leben."

Den 8. August. Aus einem Briefe an Zeller: „Gar schön sprichst Du von den Idealen, in denen Du jetzt lebst. Bewahre mich Gott davor, sie herabzuwürdigen. Ideenlosigkeit halte ich für die erbärmlichste Philisterei. Vor allen Ideen aber leuchtet die Liebe, an deren Sonnenlicht mein Herz sich labt. Aber ein anderes ist die Idee und ein anderes die Wirklichkeit. Verkörperte Ideen gibt es eben nicht. Nur in Gedanken können die Ideen herrschen. Es ist eine merkwürdige Eigenschaft unseres Geistes, dass er den Leib verleugnen und frei von den Banden des Leibes sich in dem Reiche des Geistes bewegen kann. Es war ein Frevel mancher Philosophen, diese unsterbliche Kraft des Geistes zu leugnen. Aber ganz verschieden da-

von ist die Liebe nicht einer Idee, sondern eines bestimmten lebendigen Wesens, der Frau. Hier muss der ganze Mensch in Seele und Leib lieben, denn voll und ganz müssen die beiden Wesen, Mann und Weib, sich vereinen und zusammen einen höheren Leib bilden, die Erscheinung des Menschen vollenden. Die Sinnlichkeit in dieser Liebe ist daher etwas durchaus Sittliches, und gar wohl hat die Natur dafür gesorgt, indem ihre Macht Triebe schuf, welche die unvollkommene Einsicht der Menschen ersetzen sollten. Nirgends hört das Sinnliche so auf, sinnlich zu sei, wie in der Liebe. So enge ist hier das Sinnliche mit dem Geistigen verschmolzen, dass keines von dem andern zu unterscheiden und zu trennen ist. Wo die Liebe vorhanden ist, da werden die sinnlichen Triebe von selbst vergeistigt, es braucht keine Vorbereitung, keine Obhut der Seele. Die Natur wirkt allgewaltig selbst."

„Unser Freund Bernhard scheint nur für seine Braut und in ihr zu leben. Diese Liebe ist mir fremd, ich gestehe Dir das offen. So kann ich unmöglich lieben. Mein ganzes Wesen sträubt sich bei diesem Gedanken. So lieben auch meistens nur Frauen, so liebt auch meine Emilie. Aber meine Lebenskreise sind weiter gemessen, meine Thätigkeit hat ein grösseres Feld, das sie nicht für die Geliebte baut. Es gibt ein Wirken, dem ich in der Not sogar die Geliebte, freilich nicht die Liebe opfern könnte, aber nicht umgekehrt könnte ich um der Geliebten willen auf jenes Wirken verzichten. Ich male ihr keine Täuschung vor. Sie weiss diess. Und dennoch liebe ich sie fürwahr ganz und innig, mehr als irgend einen andern Sterblichen. Ich fühle es, sie gehört mir an und immer mehr lebt sie in mir, wie ich in ihr."

18. Okt. „Vorgestern waren wir bei den schönen Bäumen nahe der Weid. Die heilige Schönheit der Natur, der glänzende See, die glühenden Berge, die grünen Thäler und die vielfarbigen Wälder stimmen wunderbar zusammen mit zwei liebenden Herzen. Das Gefühl der Liebe wird lebendiger, gehobener, reiner und heiliger im Anblick dieser Natur. Man schwebt in süsser Seligkeit und ruht im Unendlichen, in der Allliebe, in Gott."

„Wie edel sie denkt, erfuhr ich gestern, als sie zu mir sagte: „Es ist ein furchtbarer Gedanke, dass wir durch den Tod getrennt werden. Aber sollte ich früher sterben, so würde ich mich vorher noch umsehen unter den Frauen und Jungfrauen, um die zu finden, welche dann deine künftige Gattin werden könnte und werden sollte, und ich spräche sterbend: Nimm diese und erneuere durch eine zweite schöne Ehe die erste. Auch ich würde dann fortleben in deiner zweiten Gattin, die ich dir zugeführt hätte; meine Liebe und meine Sorgfalt würden nicht untergehen. Der Tod würde mich nicht von dir trennen. Du würdest in der zweiten Gattin beide vereinigt finden und beide lieben."

10.

Statsdienst. Das alte Regiment. Politische Freunde. Die Julirevolution in Paris und ihre Wirkungen. Meine Schrift über die Verfassung von Zürich. Die Kämpfe über die Repräsentation im grossen Rat und die Verfassungsrevision. Anfänglicher Sieg der Jungen. Die Volksversammlung in Uster und die Versammlung in Zürich. Sieg der Revolution.

Der frühere Plan, auf einer deutschen Universität als Privatdocent meine akademische Laufbahn zu beginnen,

wurde nun aufgegeben. Statt dessen eröffnete sich mir die Aussicht, vorerst an dem „politischen Institut“ Vorträge zu übernehmen. Um die Praxis kennen zu lernen, erbat ich die Erlaubnis, in dem Amtsgerichte Zürich, dem Hauptsitze der wissenschaftlichen Rechtspflege, als Auditor den Verhandlungen beizuwohnen. Da wurde ich gewahr, wie wenig die juristische Universitätsbildung genügte, um das einheimische Recht in seiner Anwendung richtig zu erkennen und zu handhaben. Aber ich erfuhr ebenfalls an mir selber, dass die allgemeine Vorbereitung der Universitätsstudien doch den Blick geschärft hatte, und dass in verhältnismässig kurzer Zeit das Verständnis des einheimischen Rechtes und die Einsicht in die practischen Bedürfnisse sich erschlossen.

Ebenso erhielt ich den Zutritt zu den Verhandlungen der Regierungskommission des Innern, welche von Statsrath Usteri präsidirt wurde, und ihrer selbständigen Unterabteilung, der Kommission für administrative Streitigkeiten, welche von Ratsherr Rahn geleitet wurde. Diese Commission beurteilte die verwaltungsrechtlichen Streitsachen in oberster Instanz. Ich wurde daher auch mit dem Verwaltungsrechte einigermassen vertraut, das freilich damals noch wenig grundsätzlich durchgebildet war. Bald darauf wurde ich bei diesen Commissionen als Regierungssecretär angestellt und hatte insbesondere die Kanzleigeschäfte der letzteren Commission zu besorgen. So ward ich in den Züricherischen Statsdienst eingeführt, noch zur Zeit der Restaurationsverfassung vom 11. Juni 1814.

Die Verwaltung war, soweit ich sie beobachten konnte, durchweg wohlwollend, mit einem Zug väterlicher Sorge, aber wenig principiell, zuweilen auch launisch und herrisch.

Das Beste war, dass sie in der Regel die Leute sich selber helfen liess und nicht übermässig viel regieren wollte. Indessen machte doch damals die hergebrachte Zunftordnung oft ein Einschreiten der Regierung nötig, wo später die Gewerbefreiheit dasselbe entbehrlich machte. Als Secretär hatte ich keine beratende Stimme in den Sitzungen; da ich aber manchen Beschluss vorzubereiten und zur Ausführung zu redigiren hatte, so lernte ich den mittelbaren und stillen Einfluss des Bureaus wohl kennen und benützen.

Unter den jüngeren Gelehrten und Beamten zog mich am meisten der Statsschreiber Ferdinand Meyer an durch den edlen Patriotismus, die Reinheit und Wahrheit seines Wesens und durch seine mir sympathischen Grundansichten. Auch seine liebenswürdige und geistreiche Frau gefiel mir ausnehmend. Die beiden Ehegatten hatten etwas fast jungfräulich Zartes und Feines. Meyer war ein echter Republikaner, schlicht und verständig, ein Kenner der vaterländischen Geschichte und ein kluger Beobachter der Menschen. Er hatte auch bereits seine statsmännische Begabung bewährt. Er hatte das Grossrats-Reglement ausgearbeitet und durchgesetzt, welches den Grossen Rat von den herkömmlichen Banden befreite. Aber er war mehr dazu gemacht, in Zeiten des ruhigen Fortschrittes zu führen; in den Zeiten der Revolution war seine Natur zu feinfühlig und sein Charakter zu wenig hart und energisch, um durchzugreifen.

Keller hatte einen schärferen und schneidigeren Geist und war kühner und gewandter. Er scheute sich nicht, mit Menschen und Verhältnissen zu spielen. Auch Keller hatte Ideen und Ideale; insbesondere war eine wissenschaft-

liche und unabhängige Rechtspflege das Ziel seiner Arbeiten und seiner Kämpfe. Aber ich konnte die Wahrnehmung nicht abweisen, dass er zuweilen auch der kalten Selbstsucht die Zügel schiessen lasse.

Etwas ferner war mir der Oberamtmann Melchior Hirzel. Aber wenn gleich ich in seiner geschichtlichen und juristischen Bildung manche Lücken entdeckte, so gefielen mir doch der ideale Zug in ihm, die Liebe, die aus ihm hervorleuchtete, zum Vaterland und zum Volk, die Anregung, die er gab zur Verbesserung der Zustände, die Zuneigung der Bevölkerung, welche er in seinem Amtsbezirke zu wecken wusste.

Die ruhige Entwickelung unseres Statswesens wurde aber schon wenige Monate nach meiner Heimkehr durch die Erschütterung der Revolution unterbrochen. Ich war im Stachelberger Bade, als die erste Kunde von der Pariser Julirevolution die Badegäste aufregte. Je weniger wir auf dieses Ereignis vorbereitet waren, desto mächtiger war der Eindruck. Die Restaurationszuversicht war nun gebrochen. Es wehte ein frischer Wind über die stagnirenden Gewässer hin. Ich freute mich des gesteigerten Lebens und glaubte nicht an eine Wiederkehr der Schreckenszeit der Neunzigerjahre; aber ich war auch misstrauisch gegen radicale Überspannung der Reformanträge. In einem Briefe, schon vom 4. August, an die Braut sprach ich den Grundton meiner politischen Gesinnung scharf aus: „Anarchie und Pöbelherrschaft ist mir so zuwider wie Tyrannei. Wenige sollen herrschen, nicht das Volk; aber die Wenigen sollen die Verständigsten sein und das Zutrauen des Volks besitzen."

Auch unsere Züricher Verfassung musste den Stoss

empfinden, und unsere Restaurationsregierung spürte den Boden unter sich wanken. Ich hoffte ein frischeres Tempo in der begonnenen Reform und reichere Früchte unserer Arbeit, aber ich fürchtete die Überstürzung der Revolution. Mit jugendlichem Eifer nahm ich nun teil an der Politik. Es bildete sich ein vertrauter, enger Kreis von Gelehrten und Beamten, der sich die Aufgabe stellte, den Gang der Dinge zu beobachten und die Interessen des Tages freimütig zu besprechen. Ich wurde in denselben aufgenommen.

Ich schrieb damals im Einverständnis mit F. Meyer und Keller (September 1830) eine Denkschrift „über die Verfassung des Standes Zürich" und beleuchtete darin die Reformen, die mir notwendig schienen, insbesondere eine Änderung der Repräsentation im Grossen Rat. Nach der Verfassung von 1814 bestand der Grosse Rat aus 82 directe gewählten Mitgliedern (26 von den 13 Zünften der Stadt, 51 von den Landbezirken, den sogenannten Landzünften, und 5 von der Stadt Winterthur gewählt) und 130 indirecte von einem Wahlcollegium aus Grossen und Kleinen Räten ernannt, wovon 26 Landbürger sein mussten, die übrigen 114 Stadtbürger sein konnten und thatsächlich waren. Die Hauptstädter hatten also ungefähr zwei Drittel aller Stellen inne. Ich führte aus, dass ein so grosser Vorzug der vormals souveränen Stadt nicht mehr zu der anerkannten Freiheit und der Cultur der Landschaft passe, und dass auch den indirecten Wahlen ein zu grosses Übergewicht über die directen verliehen sei, während jene Wahlform hauptsächlich die Aufgabe habe, die directen Wahlen durch Beachtung intelligenter, aber übergangener Kräfte zu ergänzen. Ich schlug vor, dass Stadt und Land

in gleicher Anzahl vertreten werden, so dass jeder Teil vor Unterdrückung oder Missachtung seiner Interessen gesichert sei, und ebenso dass die directen Wahlen, voraus der Landschaft, erheblich vermehrt, die indirecten dem Grossen Rate selber überlassen werden, vorzüglich im Interesse der Intelligenz und des ganzen Gemeinwesens.

Überdem empfahl ich schärfere Sonderung des Obergerichts von dem Kleinen Rate, der Regierung, eine unabhängige Stellung der Justiz, Aufhebung des halb-geistlichen Ehegerichts, dagegen Beibehaltung der Oberämter. Voraus wünschte ich, dass die bestehenden Behörden selber die Reformen in gesetzlicher Weise festsetzen und durchführen, und warnte vor den Gefahren der Revolution.

Die Vorschläge wurden von der Reformpartei, den sogenannten „Jungen“ günstig aufgenommen, auch von Nüscheler im Beobachter wacker unterstützt, aber erregten den Missmut der „Alten“, welche überhaupt keine Verfassungsrevision wollten, und genügten, was schlimmer war, der wachsenden Unzufriedenheit vieler Landbewohner und der leidenschaftlicheren Bewegung der radicalen Partei, welche in C. Snell einen doctrinären, aber gewandten und eifrigen Vertreter in der Presse fand, bald nicht mehr. Die Reform wurde verschoben und gehemmt. Dann entlud sich unwiderstehlich die Revolution.

Ich habe die Geschichte der „Zürcherischen Revolution“ in einem Aufsatze dargestellt, welcher in Leopold Rankes historisch-politischer Zeitschrift (Hamburg 1832 Bd. I. S. 593 f.) erschienen und auch in Müller Friedbergs Annalen abgedruckt worden ist.

Die Biographie soll zeigen, wie sich die grossen Ereignisse in den persönlichen Eindrücken und Erlebnissen

des jungen politisch erregten Mannes abspiegelten. Die weiterblickende politische Geschichte erkennt den innern Zusammenhang in seinen grossen Zügen und urteilt gerechter; aber der schäumende Anprall der mächtigen Meereswelle an den kleinen Nachen eines bescheidenen Einzellebens hat auch seinen Reiz und sein Recht. Ich merke daher einige Notizen an:

22. Oktober: „Der Zweck meiner Schrift war: 1) den Gegensatz und das Misstrauen von Stadt und Land dadurch zu mildern, dass von der Stadt aus das Recht des Landes anerkannt werde; 2) durch Aufdeckung noch anderer Mängel der Verfassung ausser dem Repräsentationsverhältnis dem Streit die schroffe Einseitigkeit zu benehmen; 3) die Punkte, worauf es ankommt, zu fixiren und dem bösartigen Raisonniren ins Blaue hinein Schranken zu setzen; 4) endlich zu einer wesentlichen Verbesserung der Verfassung beizutragen.“

„Die Macht der alten Optimaten ist morsch; sie wird leicht gebrochen. Die Wissenschaft gelangt zu Ansehen. Die junge Generation, die nichts mehr weiss von der alten Stadtherrschaft, wird siegen. Aber auch Ungeziefer fliegt mit. In den Schenken wird schändlich raisonnirt. Der Kern des Volkes ist gut; die Notabeln des Landes können keine Unordnung dulden. Gefährlich sind nur die Fabrikgegenden, wo der Verdienst stockt.“

29. Oktober: „Ich besuchte meinen Badefreund Major Zuppinger in Männedorf, einen kerntüchtigen Mann, und mit ihm den Quartierhauptmann Wunderli in Meilen, einen der 32 Landgrossräte, die in Uster zusammengetreten sind. Ich fand im Ganzen die Stimmung des Volkes äusserst gespannt. Der gemeine Mann hebt den Kopf

8*

und droht, ohne recht zu wissen wem und wozu. Die Seegegenden werden sich mit der Hälfte Mitglieder für das Land im Grossen Rat nicht mehr zufrieden geben. Viele sprechen nun von zwei Dritteilen für das Land. Der nächste Montag, an dem der Grosse Rat zusammentritt, wird von Vielen gefürchtet. Es heisst allgemein, die Bauern wollen in die Stadt kommen. Indessen das Wetter ist schlecht, und wenn es so bleibt, werden der Gäste nicht allzu viele sein. Kommt Niemand, so wächst der Mut der Aristocratenpartei. Kommen Viele, so können die gährenden Elemente zusammenstossen. Ich besorge indessen wenig Schlimmes.

Vor 8 Tagen noch wäre die Hälfte der Repräsentation dem Lande völlig hinreichend erschienen. Jetzt befriedigt das nicht mehr. Die Stadt geht aber ungern darüber hinaus. Keller sagte, wenn nichts geändert werde, als die Repräsentation, so wolle er lieber die Revolution. Umgekehrt will ein Teil des Statsrats, unter der Führung der Bürgermeister von Reinhard und von Wyss, nur die Veränderung in der Repräsentation zugestehen, aber keine weitere Reform. Das sagte mir Altbürgermeister von Escher, welcher eine allgemeine Revision der Verfassung für nötig hält. Das Land aber wird, wie ich hoffe, in dieser Hinsicht zu den ‚Jungen in der Stadt' halten."

„Der öffentliche Ankläger Ulrich belächelt Alles, ohne Interesse für irgend eine Idee. F. Meyer und Keller bearbeiten Verfassungsentwürfe. Oberamtmann Hirzel zeigt eine sanguinische Lust am Gesetzmachen. Rasch vorwärts zu schreiten ist die einzig mögliche Taktik. Man muss alles Verzögernde auf organische Gesetze versparen, die man später ruhig machen kann. Die Verfassungs-

urkunde braucht nicht ein vollständiges Compendium des Statsrechts zu sein. Sind wir nur erst fertig im eigenen Lande, dann können wir für die Schweiz entscheidend auftreten. Schon hat in Thurgau die Schrift des Pfarrers Bomhauser die Flamme der Revolution entzündet."

31. Oktober. „Die Stimmung wird etwas ruhiger, je näher der Grosse Rat rückt; aber es steigt auch der Kamm der Optimaten. Ich brachte heute den Stadtschreiber F. Meyer dazu, eine verstärkte Commission für die Verfassungsberatung vorzuschlagen: 6 vom Kleinen Rat, 6 Stadtbürger vom Grossen Rat und 6 Landbürger vom Grossen Rat. Je zahlreicher die Commission sein wird, um so mehr werden die Jungen durch ihre Intelligenz wirken. Ich rechne auf Meyer, Keller, Hirzel."

Abends 10 Uhr: „Die Gefahr scheint wieder zu wachsen. Es ist eine Compagnie Schweizer aus französischen Diensten angelangt. Die Ratsherren scheinen etwas im Sinn zu haben, so wenigstens sprach einer von ihnen heute Abend in abgebrochenen drohenden Worten. Auch nach mir hat ein verdächtiger Mensch gefragt. Nun gilt es. Wenn der Grosse Rat die Verfassungsrevision versagen sollte, dann bleibt nichts übrig als Auflösung desselben und die Erwählung eines neuen."

Montag den 1. November: „Vergebens hatte sich unsere Bürgerschaft heimlich gerüstet und vergebens wurde in den Zeughäusern gearbeitet. Der Feind erschien nicht. Vor dem Rathaus fanden sich viele Bürger ein; es war auch einiges Gesindel in der Stadt. Im Grossen Rat selber schwankte die Meinung und der Sieg. Der Kleine Rat wollte durchaus keine Verfassungsänderung, ausser dem Repräsentationsverhältnis, die nur von den verhassten

„Jungen“ gefordert werde. ‚Lieber Bauern und Ochsen, als die Jungen‘, das ist das Stichwort der Optimaten. Hätte man heute abgestimmt, so hätten die Jungen die Schlacht verloren; denn manche Führer vom Lande waren der Meinung, vorerst nur die Änderung der Repräsentation zu verlangen und das Übrige dem neu zu wählenden Grossen Rate vorzubehalten. Diese Falle merken endlich die Herren vom Kleinen Rate. Hoffentlich lassen sie sich nun für die Gesamtrevision gewinnen. Haben wir erst die neue Verfassung, so mag sich der jetzige Grosse Rat auflösen. Es schadet dann nicht mehr. Wenn er dagegen jetzt nur die Repräsentation ändert und alles Andere einem künftigen Grossen Rate anheimstellt, dann haben wir inzwischen gar keine Verfassung; denn die Autorität der alten ist gebrochen und die neue noch nicht da, und in solcher Anarchie würden die beiden entgegengesetzten Extreme, die Demagogen und die Optimaten, ihr frevelhaftes Spiel treiben. — Wie sehr wünsche ich, an der Discussion teilnehmen zu dürfen; es fehlen mir nicht Mut und Kraft, aber meine Jugend schliesst mich vom Grossen Rate aus.“

25. November: „Die Schlacht war am 3. November doch für die Jungen gewonnen. Der Oberamtmann Hirzel hatte den Sieg entschieden. Ihm glückte es, einige Ratsherrn, insbesondere von Muralt und die Führer der Landleute Stapfer, Brändli, Künzli zu gewinnen. Diesen versprach er die Majorität in dem neuen Grossen Rate, wenn sie zu den Jungen halten. Das wirkte, und dadurch wurde die innerlich unnatürliche Allianz der Alten mit den Landleuten gesprengt. Zugleich erklärte Hirzel, wenn die Totalrevision abgelehnt werde, so werde er in die nächste Sitzung auch eine Petition von 31 Stadtbürgern bringen,

welche Garantien für die bürgerliche Freiheit und Trennung der Gewalten verlangen, und er denke, dieselbe werde ebensogut Gehör finden, wie das Begehren der 31 von der Landschaft, welche Garantien für die Landschaft verlangen. Der Landammann Reinhard versuchte noch seine Listen, aber Hirzel hielt ihn, nach dem Ausdruck des Oberamtmanns Meiss, bei dem Fuchsschwanz und schüttelte ihn."

Ich speiste nach der Verhandlung bei F. Meyer mit Hirzel. Wir freuten uns königlich über den Sieg. Ich eilte nacher zu dem greisen Obmann Füssli, um ihm Nachricht zu bringen. Er küsste mir vor Freude die Hand.

Inzwischen nahmen die Dinge wieder eine schlimmere Wendung. Eine Commission arbeitete an der Ausgleichung. Mit 11 gegen 10 Stimmen wurde eine genaue Ausscheidung in festen Zahlen beschlossen. Dann zankte man sich lange darüber, ob die Hauptstadt 90 oder 92 Stellen erhalten solle. Schliesslich bestimmte man, die beiden Städte Zürich und Winterthur sollten die eine Hälfte der Mitglieder, die Landschaft die andere Hälfte erhalten. Aber anstatt den Vorschlag sofort dem Grossen Rate vorzulegen, wurde die Sitzung aufgeschoben. Sie war am 22. November möglich und wurde auf den 25. vertagt. Reinhard hatte noch einen Tag Aufschub durchgesetzt. Damit war das Friedenswerk vernichtet und die ganze Ausgleichungsarbeit vergeblich.

Die Zwischenzeit wurde von den Demagogen fleissig benutzt, um das Land aufzuregen. Im Thurgau und Aargau, auf beiden Seiten des Cantons Zürich, war helle Anarchie. Die Appenzeller Zeitung blies in die Flammen. Es wurden aufrührerische Schriften in Umlauf gesetzt. Viel alter Groll gegen die Stadt kam auf einmal ans Licht.

Der Ausgleichungsvorschlag konnte sehr leicht als eine böse List der Stadt Zürich ausgedeutet werden, Winterthur, wo die Opposition der Landschaft tüchtige Führer gefunden hatte, von dieser zu trennen und das Land seiner intelligentesten Vertreter zu berauben.

Entscheidend wurde die Volksversammlung, die in Uster am 22. November zusammentrat. Es sollen 6000 bis 10000 Personen daran teilgenommen haben. Als Redner traten drei Männer auf, mit denen ich später befreundet wurde, gegen die ich aber damals misstrauisch war, der Dr. Hegetschweiler von Stäfa, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und ein guter Patriot, in dessen Familie aber die Erinnerung an die schwere Unbill, welche sein Schwiegervater, der alte Vater Bodmer, in den Neunzigerjahren von dem alten Regimente der Stadt erduldet hatte, zu Rachegedanken reizen mochte; der jugendliche Müller Gujer von Bauma, ein Mann von idealen Neigungen in der Politik und in der Religion, der sich durch Privatstudien ausgebildet hatte, und Steffan von Waedischwyl, eine derbe, kräftige Natur, wie sie unter den „Seebuben" gedeihen konnte; dabei leidenschaftlich erregbar. In Uster wurde eine Petition beschlossen, welche wie ein Befehl an den Grossen Rat betrachtet wurde. Die Ausgleichung war darin verworfen und ein Repräsentationsverhältnis von zwei Dritteil Stimmen für das Land, mit Winterthur, gefordert.

Die Versammlung in Uster erfüllte die Stadt mit Besorgnissen. Ich brachte den Gedanken zur Sprache, in der Stadt eine Versammlung zu berufen, um für die Unabhängigkeit des Grossen Rates einzustehen. Andere verlangten sofortige Bewaffnung der Stadtbewohner. Manche

erregte junge Bürger wollten sich auf den bevorstehenden Kampf mit der Revolution rüsten und in diesem Sinne einen kriegerischen Stab bilden. Dem widersetzten wir uns mit allen Kräften: wir wollten um keinen Preis den Bürgerkrieg zwischen Stadt und Land einleiten lassen. In den weiteren Kreisen der Bürgerschaft fand der kriegerische Gedanke keinen Beifall. Nur im Interesse der Sicherheit und Ordnung wollte man sich bewaffnen, nicht um die fallende Aristokratie zu halten.

Im Schützenhause fand die Versammlung statt. Es waren etwa 400 bis 500 Personen anwesend, auch einige Landbürger. Es gab ein heftiges Ringen zwischen den beiden Parteien, den kriegerischen Aristokraten und den liberalen „Jungen“. Unsere Gesellschaft gewann den Sieg schon bei der Bestellung des Vorstandes: Professor Escher wurde zum Präsidenten, ich zum Secretär ernannt; sodann in der Discussion, in der besonders Keller sich auszeichnete, und in den Beschlüssen und Ausschusswahlen. Es wurde entschieden ausgesprochen, dass wir die Verständigung und nicht den Krieg mit der Landschaft wollen. Die Bewaffnung sollte lediglich zum Schutz der Personen und des Eigentums gegen Gewaltthat dienen. Der alte General Ziegler übernahm, nicht ohne Widerstreben, das Commando. Unsere Beschlüsse wurden ohne Verzug gedruckt und überall verbreitet.

Im Auftrag des Ausschusses reiste ich am Tage nachher nach Knonau, wo die Gemeindeammänner und Friedensrichter des Bezirks versammelt waren, und sprach zu ihnen. Ich fand ihre Stimmung freundlicher und jedem revolutionären Vorgehen abgeneigt. Mit dem Oberamtmann Hirzel fuhr ich nach Zürich zurück. Noch war er

voll Hoffnung, es werde ihm gelingen, den Strom zu bemeistern. Aber die Freunde in Zürich waren grossenteils entmutigt. Ich machte damals die Erfahrung, dass die Meisten mutlos und schwach werden, sobald sie aufgeregte Massen sich gegenüber sehen. Auch mein Freund F. Meyer erlag der natürlichen Scheu vor den wilderen Volkskräften und wurde in der Gefahr geneigt, Güter wegzuwerfen, deren Wert er zuvor wohl erkannt und die zu verteidigen er sich vorgenommen hatte. Keller behält mehr die ruhige Klarheit seines Verstandes und bleibt fester. Ich selbst werde um so energischer und entschiedener, je mehr die Krisis steigt. Aber ich mache den Fehler, dass ich dann zu hitzig vorgehe.

Am Donnerstag war Versammlung des Grossen Rates. Er bewiess durch seine schwache Haltung, dass er nicht länger wert war, den Stat zu regieren. Nur Hirzel gab ein ehrenhaftes Votum ab, und Keller sprach gut, konnte aber keinen Gegenantrag machen, da offenbar ein panischer Schrecken alle Gemüter gebeugt hatte. Wäre ich im Grossen Rate gewesen, so hätte ich auch zu der verlangten Repräsentation zu zwei Dritteilen für das Land und einem Dritteil für die Stadt gestimmt, aber nicht ohne zugleich mich sowohl gegen die Demagogen, als gegen die schwache und unverständige Regierung auszusprechen. Die Mitglieder vom Lande erklärten sämtlich, sie dürften nicht nach Hause, ohne die beruhigende Nachricht von der geänderten Repräsentation mitzubringen. Da bemerkte ihnen der alte Oberrichter Hegnauer von Elgg, der schon manche Revolution erlebt hatte, mit Lachen: Wenn sie sich fürchteten, so wolle er „allenfalls“ mit ihnen nach Hause gehen. Die Zweidrittelsmajorität für die Landbürger

wurde beschlossen und die indirecten Wahlen durch den Grossen Rat auf ein Sechsteil vermindert. Der jetzige Grosse Rat aber hatte sein Ansehen gänzlich verloren. Die Mitglieder vom Lande hatten gedroht, wenn nicht entsprochen werde, auszutreten. Dann würde in den Seegemeinden die Sturmglocke ertönen. Nur vor der Drohung, nicht vor den Gründen, wichen die Aristokraten zurück, haltlos und zaghaft.

Damit war der Sieg der Revolution entschieden. Es begann nun auch die Zersetzung der bisherigen liberalen Partei der Jungen und der Zwiespalt der bis dahin verbundenen Freunde.

11.

Politische Stimmung. Die Verfassungscommission. Eine Äusserung Niebuhrs. Meine Ansichten und Besorgnisse. Wahlspruch der Schrift: Das Volk und der Souverän.

Der, wenn auch verdiente, Sturz des Grossen Rates machte auf mich einen tiefen und schmerzlichen Eindruck. Ich litt unter den Fortschritten der Revolution gemütlich und geistig; gemütlich, weil mein Gefühl für statliche Autorität und Ordnung verletzt und meine Besorgnis vor den ungezügelten Leidenschaften der Menge gereizt war, und geistig, weil mir, dem Jünger und Verehrer der geschichtlichen Schule, der gewaltsame Bruch der bestehenden Verfassung und der plötzliche Wechsel aller Organe der Statsgewalt verderblich schienen, und ich mit Missbehagen bemerkte, wie sehr die verachteten naturrechtlichen Ideen auch in der Schweiz volkstümlich und wirksam waren. Es kränkte mich, dass die gewünschte Reform

in die verhasste Revolution umgeschlagen habe, und der Wein zu Essig geworden sei.

Es mischten sich so in meine Auffassung ehrenwerte Gefühle mit unreifen Urteilen. Meine Stimmung und auf Jahre hin auch meine politische Stellung in der Schweiz erhielt durch dieselbe ihren Charakter und ihre Signatur.

Der neue Grosse Rat hatte, soweit ich von aussen und in Commissionen sehen konnte, zu denen ich als Sekretär zugezogen wurde, einen bessern Ausdruck, als der alte. Die Landleute sahen frischer, kräftiger und freier aus, als viele ältliche und philisterhafte Städter, welche von jenen nun verdrängt waren. Bald bemächtigten sich Hirzel und Keller, jener durch ideale Wärme, dieser durch juristische Kälte, der Führung des jugendlichen Körpers.

Zur Ausarbeitung der neuen Verfassung wurde eine Grossrats-Commission gewählt. Statsrat Usteri, das liberalste Mitglied der früheren Regierung und der erstgewählte Bürgermeister des neuen Regierungsrats, war Präsident derselben. Die aristokratische Partei war darin nur schwach vertreten, vornehmlich durch den Ratsherrn Rahn. Dagegen war die Reformpartei aus der Stadt in Zahl und mehr noch der persönlichen Bedeutung nach sehr gut vertreten. M. Hirzel, Keller, v. Meiss, F. Meyer, Ulrich, Hess waren Mitglieder. Von Winterthur waren zwei Sulzer darin. Das Land war durch gewichtige Männer repräsentiert, unter denen Stapfer von Horgen, Brändli von Staefa, Gujer von Bauma, Pfenninger von Staefa hervorragten. Als Actuar fungierte F. Meyer. Ihm wurde ich als Gehülfe beigeordnet. Noch besitze ich die Notizen über die einzelnen Voten der Mitglieder, die ich damals niederschrieb, und ebenso das Register über die Masse von

Petitionen, welche von allen Seiten her einliefen. Diese Petitionen erinnerten mich an die französischen Cahiers während des Zusammentritts der Nationalversammlung im Jahre 1789. Die Wünsche bezogen sich auf alles Mögliche, und einer widersprach dem andern. In der Masse Spreu war nur wenig Korn zu finden.

Den grössten Einfluss hatten auch hier Hirzel und Keller. Jenem vorzüglich ist die Organisation der Bezirke und die Gemeindeverfassung zuzuschreiben, welche sich beide bewährt haben. In den örtlichen Organen des Gemeindelebens lernt der Schweizer zuerst sich in der Selbstverwaltung üben. Da macht er gewissermassen die politische Volksschule praktisch durch, und gewöhnt sich an die öffentlichen Geschäfte und an die Beachtung gemeinsamer Interessen. Da jeder Bürger Teil hat an der Gemeindeversammlung, und diese alljährlich mindestens zweimal berufen wird, um Beschlüsse zu fassen und den Haushalt der Gemeinde zu controlieren, so wird der schlichte Bauer und Bürger in der freien Meinungsäusserung geübt, und die zahlreichen Gemeindeämter, welche von gewählten Bürgern verwaltet werden, regen das Pflichtgefühl an, für das Wohl der Gemeinde zu arbeiten. Durch die Trennung des Gemeinderats, als des örtlichen Verwaltungsorgans der Bürgerschaft, und der Stelle des Gemeindeammanns, als eines Statsbeamten in der Gemeinde, wurde die Selbständigkeit der Gemeinde gefördert. Es blieb aber noch die hergebrachte Bürgergemeinde erhalten, welche wie eine erweiterte Familie die bürgerlichen Familien umschloss und wesentlich auf der Fortpflanzung des Geschlechts und dem Blutsverbande beruhte, im Unterschied von der Einwohnergemeinde, die sich aus der Beweglichkeit des modernen

Verkehrs und der entscheidenden Wirksamkeit des Wohnorts allmählich neu zu entwickeln begann. In der Bezirksverfassung wurde die Trennung der Verwaltungs- und der Gerichtsämter schärfer durchgeführt, als unsere früheren Vorschläge wollten. Für jene wurden die Statthalter der Bezirke bestellt sammt den Bezirksräten, welche für die Vormundschaftspflege und die verwaltungsrechtlichen Streitigkeiten ihnen beigeordnet wurden; für diese wurden die Bezirksgerichte eingerichtet.

Keller kämpfte fast ausschliesslich für die Unabhängigkeit der Gerichte und die Hoheit des Obergerichts, als dessen künftigen Präsidenten er sich mit gutem Grunde erkannte. Er wollte auch grössere Gerichtsbezirke und besser besoldete Richter, vermochte aber den Widerspruch der populären Meinung, welche umgekehrt eine möglichst nahe und wohlfeile Rechtspflege wünschte, nicht zu überwinden. Dagegen glückte es ihm, Garantien für die richterliche Selbständigkeit zu erwerben. Für die collegiale Beratung erwiess er sich als äusserst gewandter Debatter. Ich abstrahierte mir damals aus der Beobachtung dieser Verhandlungen folgende Regel: „Es ist nicht geraten, eine völlig ausgebildete neue Ansicht sofort auszusprechen und anzutragen. Die Neuheit regt alle Bedenken auf, und leicht wird der Vorschlag von den Einwendungen, die von allen Seiten auf denselben einstürmen oder sich an ihn anhängen, erdrückt. Besser ist es, an bereits Erörtertes anzuknüpfen und nur vorläufig und unbestimmt Neues anzudeuten. So gewöhnen sich die Anderen nach und nach an das Neue, das sie zuerst erschreckt. Sie werden vertrauter damit und merken eher auf, wenn sie sich in den Bedenken gegen frühere Vorschläge verwirrt haben und

einen Ausweg suchen. Dann ist die Zeit da, den neuen Gedanken in seinem Zusammenhang aufzudecken, die Gründe dafür auszuführen und die Gegengründe zu widerlegen." Nach meinem politischen Gefühl betrachtete aber Keller den Stat zu sehr durch die gefärbte Brille eines Civilrichters. Es war doch eine Verkennung der organischen Natur des States und der auf zweckmässige Förderung des öffentlichen Wohls gerichteten Bedürfnisse, wenn er den Schwerpunkt aus der Regierung in das Obergericht verlegen und von da aus im Grossen Rate den Stat leiten wollte. Ich sah damals schon diesen Irrtum wohl ein und beklagte es, dass F. Meyer, welcher sich der Regierung annahm, die Kraft nicht hatte, seine richtigeren Ansichten durchzusetzen. Keller war ihm in der Debatte überlegen und wusste auch das Misstrauen der Landleute gegen die alte Regierung zur Schwächung der Regierungsinstitution auszubeuten.

Der Winterthurer Professor Eduard Sulzer lavierte vortrefflich zwischen Keller und Meyer und unterhandelte fein mit jenem. Oft gelang ihm eine Vermittlung; aber es überwog doch die Energie Kellers bei dem Compromiss über die schüchterne Gediegenheit Meyers. Eduard Sulzer äusserte einmal zu mir: „Die Gerichte sollen souverain werden, das ist die Tendenz Kellers;" und ich fügte bei: „Allerdings, und Keller will der Souverain des Souverains werden."

Der andere Sulzer, Amtsrichter von Winterthur, hielt im Herzen zu den Alten und war absolutistisch gesinnt, wenngleich mit einem Zuge von traditioneller Abneigung gegen die Stadt Zürich; aber er besass einen guten hausbackenen Verstand und hüllte seine oft kernhafte Meinung in einen Schwall von leeren Worten ein.

Der Ratsherr Rahn bekannte nun liberale Grundsätze, die er innerlich verabscheute, und gab leicht der Tagesströmung allgemeine Prinzipien preis, wie wenn sie doch nichts zu bedeuten hätten; machte aber im Einzelnen und Kleinen eine wenig fruchtbare Opposition.

Von den Landleuten gefiel mir besonders Gujer durch seinen redlichen Eifer und seine Lernbegierde, durch seinen raschen Verstand und durch sein glänzendes Auge. Stapfer war der echte Vertreter des verständigen und biedern Mittelstandes.

Der Präsident Usteri beschränkte sich auf die formelle Leitung der Revision. Er dachte offenbar im Stillen an die Reform der schweizerischen Bundesverfassung, die folgen müsse, und bemühte sich mehr, die Bewegung zu fördern als zu zügeln.

Mit gemischten Empfindungen und kühler Kritik betrachtete ich das neue Verfassungswerk. Wenngleich es mir persönlich günstige Aussichten darbot, hatte ich doch keine volle Freude daran. Ohne Zweifel hatte der Abscheu, welcher mir von meinen deutschen Lehrern gegen alle Revolution eingepflanzt worden war, einen erheblichen Anteil an meiner Stimmung. Niebuhr, dem ich meine Schrift über die Züricher Verfassung zugeschickt hatte, äusserte mir in einem Briefe seine düstere Meinung von der Zukunft, welche ihn nach der Julirevolution und vor seinem Tode mit Schmerz erfüllte, in den stärksten Worten: „Meine ganz entschiedene Überzeugung, dass uns Verwilderung nach äusserstem Elend bevorsteht, ist in der Vorrede des zweiten Bandes der Geschichte ausgesprochen. Bei Ihnen wird es ein trübseliges Wesen werden, da die Rohheit, unschädlich in grossen Landsgemeinden, in den

Räten überwältigend herrschen wird. Dabei kann den Leuten doch nicht wohl werden, und so muss Revolution auf Revolution gegen die Personen folgen."

Ganz so finster erschien mir die Aussicht in die Zukunft doch nicht; der junge Mann konnte nicht ebenso alle Hoffnung fallen lassen, wie der lebensmüde Greis, der sich zum Sterben neigte. Aber dass auch mich damals zuweilen sehr trübe Gedanken beschlichen, zeigen die folgenden Auszüge aus meinem Tagebuch.

Januar 1831.

„Die meisten Menschen haben keine Grundsätze, sondern blosse Manieren. Die Angewöhnung, nicht die Erziehung hat sie gebildet."

„Es ist mir unbegreiflich, wie der edle H. schwärmen kann in süssen Träumen von Wahrheit, Weisheit, Geist, die immer mehr im Volke und durch das Volk zur Herrschaft gelangen. Unter Volk verstehen sie die unwissende Menge, die im Geld allein ihr Heil erblickt und sich nichts um die Ideen kümmert. Diese Menge ist noch lange nicht reif, um selber zu regieren; sie muss regiert werden durch die Einsicht."

„Die Volkswünsche für die neue Verfassung sind grossenteils gierige Bettlerwünsche. Die guten Petitionen sind selten und dann nur von Einem unterzeichnet, die schlechten haben hundert Unterschriften. Die besten Petitionen sind kurz, die schlechten lang. Jene enthalten einen einzigen oder nur wenige Artikel, diese häufen alle möglichen Wünsche."

„Unsere Demagogen zeigen eine wahre Zerstörungswut. Wer weiss, ob nicht Manche von ihnen während des wilden Taumels gezeugt worden sind, welchen die

französische Revolution der Neunzigerjahre in den erhitzten Gemütern aufgeregt hatte, so dass ihr Geist da schon den Impuls empfing zu dieser Zerstörungslust.“

„Der kalte Verstand ist revolutionär. Er sondert, schneidet, spielt mit der Welt und mit Gott, baut auf und reisst wieder nieder.“

„Halbtalente sind oft hündisch frech. Da wedeln sie hinter dem Herrn her und bellen jeden Fremden an, den sie nicht verstehen. Dafür gibt ihnen der Herr die Abfälle seiner Tafel.“

Februar 1831.

„Ich fühle in der trüben Zeit, wie sehr mein Sinn und meine Liebe an den schönen Erzeugnissen des menschlichen Geistes, an den Formen des States und an der Ordnung der Freiheit hängt, wie unglücklich mich die wilde Zerstörung und das Zertreten alles Bestehenden machen. Jahre lang kann man die edlen Pflanzen freisinniger Institutionen sorgsam pflegen und die edelsten Geisteskräfte ihrer Entwickelung weihen. Dann kommt auf einmal das wütende Heer der Begierden und Leidenschaften, zertritt die zarten Pflanzen und säet Unkraut, welches keiner Pflege bedürfe, sondern sich selber genüge in wilder Freiheit und üppig gedeihe.“

„Wenn Staten in Krankheit fallen und untergehen, dann mag auch den Einzelnen die Neigung anwandeln, mit ihnen unterzugehen.“

„Das Schicksal der Schweiz wird durch den Krieg der europäischen Mächte und nicht durch unsere Kämpfe entschieden werden. Sollte man nicht bei solcher Überzeugung das Unabwendbare ruhig erwarten können? Dennoch nagt die Erfahrung der Gegenwart an der heitern

Frische meiner Jugend und umdüstert mir zuweilen den Geist mit finsterm Grame.“

März 1831.

„Um die Burgen der Ritter sammelten sich Dörfer, Flecken, Städte und fanden anfangs Sicherheit unter ihrem Schutz. Aber der Sohn verdrängte mit der Zeit den alternden Vater. Die Städter brannten die Burgen ab, die nun ihren Verkehr bedrohten, und lebten fröhlich fort unbekümmert um die verfallenden Trümmer.“

„Die erste Geisteskraft, die in dem jungen Leben des Kindes erblüht, ist die Phantasie. So ist es auch in dem ersten Leben der Völker. Ihre Phantasie freut sich der bunten Bilder, der wundersamen Mährchen und Sagen, der tiefen Mythen. Mit den Menschen leben die Götter in vertrautem, freundlichem Verkehr.“

Mai.

„In grossen Staten hat jede Thätigkeit ihren eigenen Träger, jedes Organ seine eigene Gliederung. In der belebten Maschine des kleinen States dagegen muss dasselbe Rad vielerlei Kräfte in Bewegung setzen und Eine Feder Verschiedenes leisten.“

„Ein zürcherischer Statsmann äusserte jüngst: „Zuerst Freiheit, dann Gerechtigkeit.“ In diesem inhaltschweren Wort liegt die ganze Lehre des Radikalismus. Voran muss die Freiheit, nachfolgen mag dann die Gerechtigkeit. Was ist aber eine Freiheit, die vorher der Gerechtigkeit nicht bedarf, sich um das Recht nicht kümmert, was anders als die Willkühr der Selbstsucht und die zügellose Leidenschaft? Diese Freiheit verzehrt sich am Ende selbst in wilder Gier, nachdem sie alle anderen Rechte zerstört hat.“ Den Gegensatz zu dieser radicalen Meinung sprach

ich später deutlicher durch den Wahlspruch aus, den ich für mein Leben als Richtstern erkor: „Gerecht und frei."

Juni.

„Ein grosser Kunstgriff Kellers, der selten die Wirkung verfehlt, besteht darin, dass er, um seine Vielen missfällige oder allzu gefährlich scheinende Meinung durchzusetzen, vorerst noch eine verhasstere oder noch mehr gefürchtete Meinung zur Sprache bringt, vor der er eindringlich warnt, als könnte sie wider seinen Willen den Sieg erringen. Dann glauben die Leute, indem sie ihm beistimmen, sie ziehen das kleinere Übel dem grösseren vor."

„Unsere Revolution unterscheidet sich von den anderen wesentlich durch den wissenschaftlichen Geist, welcher in die verworrene Volksrichtung gebracht wurde. Sie wurde, ohne dass die Gefährten es merkten, eine juristische. Die Macht der Bildung unterwarf die rohe Materie. Das ist unbestreitbar das Verdienst Kellers."

„Ich hoffe von Preussen eine neue, volksgemässe Statenbildung. Preussen entwickelte sich allmählich von Innen heraus, geleitet von dem Licht der Wissenschaft. Seine Beamtung ist die gebildetste und seine Armee die bestorganisierte und volkstümlichste."

Ich hatte die Überzeugung gewonnen, dass die Massen, von dem Dünkel der Souveränetät berauscht, sich einbilden, sie haben die Macht und das Recht, Alles, was sie wünschen und verlangen, kraft souveräner Willensäusserung zum Gesetz und zu Recht zu machen. In diesem Souveränetäts-Schwindel der Menge glaubte ich die Hauptursache der politischen Missgriffe und Unsicherheit zu erkennen, und ich entschloss mich zu dem Wagnis, denselben zu bekämpfen. Um diesem gefährlichen Wahn ent-

gegenzutreten und zunächst die Gebildeten aufzuklären, verfasste ich in jener Zeit die statsrechtliche Schrift: „Das Volk und der Souverän im Allgemeinen betrachtet und mit besonderer Rücksicht auf die schweizerischen Verhältnisse“ (Zürich bei Orell, Füssli und Comp. 1831).

Ich versuchte vorerst einige statliche Grundbegriffe zu beleuchten. Voraus den Begriff des Volkes, im Gegensatze zu der blossen Gesellschaft von Einzelnen. Volk heisst nicht eine beliebige Menge von Individuen, die sich irgendwie an einander anreihen, sondern Volk ist ein naturgemässes Ganzes, ein Gesamtwesen mit einem bestimmten Charakter und Geist und einer Lebensgeschichte, die nach Jahrhunderten, nicht, wie das Leben der Einzelnen, nach Jahren zu bemessen ist. Das Volk ist die Gesamtperson, welche im State sich ihren Körper gebildet hat. Volk und Stat gehören zusammen; sie sind Eine Person. Das Volk ist die Substanz, gleichsam der beseelte Stoff des States; der Stat ist die Form, die Organisation des Volkes. Die Regierung und die Regierten zusammen bilden das Volk. Nur uneigentlich und in secundärem Sinne wird auch der eine Teil, die Gesamtheit der Regierten, Volk genannt und dem Statshaupte, das doch nicht ausserhalb des Volkes, sondern nur an der Spitze des Volkskörpers ist, entgegengestellt.

Wenn ich sodann der unstatlichen Menge, der Gesellschaft, jede Souveränetät absprach, und ebenso es für eine Thorheit erklärte, der Masse der Regierten im Gegensatze zur Regierung souveräne Gewalt zuzuschreiben, so waren das unwiderlegliche Wahrheiten, welche die landläufigen Vorstellungen von Volkssouveränetät verscheuchten. Aber indem ich die souveräne Gewalt ausschliesslich dem

obersten Organ im State, dem Statshaupte, als dem Offenbarer des Statswillens zuschrieb, war ich doch noch in der damals herrschenden Theorie der deutschen Rechtswissenschaft befangen, welche nur die Souveränetät des Monarchen kannte, und kam mit den republikanischen Vorstellungen und Sitten in's Gedränge, welche die Regierungsgewalt als abgeleitet von der Gesetzgebung dachten und daher jener keine souveräne Stellung und Würde zuschrieben. In den schweizerischen Demokratien erklärte ich die Landsgemeinde für den Souverän, in den repräsentativen Cantonen den Grossen Rat, als den Gesetzgeber des Landes und der auch die Oberaufsicht habe über die Regierungsbehörde. Die demokratische Statsform, wie sie in den kleinen Bergcantonen in Übung war, hielt ich für eine kleine einfach lebende Völkerschaft, deren Sitten und Anschauungen gleichartig seien, als ganz geeignet, aber verglichen mit der Repräsentativverfassung, welche für grössere Völkerschaften mit reicheren Culturgegensätzen und höherer Bildung unentbehrlich sei, für eine untere, noch rohe Stufe in der Statenbildung, und nicht, wie Viele wähnen, für das höchste Statsideal. Weil in der Landsgemeinde alle Landleute beisammen sind und abstimmen, wird es ihnen oft schwer, ihre Privatwünsche dem Statsbedürfnis unterzuordnen, und werden sie leicht verleitet, ihre persönliche Willkür als Statswillen auszusprechen. Daher schwanken sie oft zwischen Anarchie und Despotismus hin und her. Ich verglich die Demokratie mit den niederen Bildungen der Tiergattungen, die noch keinen ausgebildeten Kopf von dem Rumpf unterscheiden und die Functionen des Kopfes über den ganzen Leib ausbreiten.

Mit Wärme sprach ich mich, im Gegensatze zu Rousseau,

für die repräsentativen Statsformen aus. Ich sehe darin einen grossen Fortschritt der modernen Statenbildung im Gegensatz zum Mittelalter wie zu den antiken Staten, einen Fortschritt, welcher vorzüglich der germanischen Liebe zur Freiheit und den germanischen — zuerst von den Engländern ausgebildeten — Sitten zu verdanken sei. Die repräsentative Monarchie, welche den Stat zu einem echten Freistat macht, ohne ihn seiner Einheit, des Königs, zu berauben, und die repräsentative Republik erklärte ich für die beiden vorzugsweise für civilisierte Völker passenden, zugleich Freiheit und Ordnung schützenden Statsformen der Neuzeit. Die Zeit der schweizerischen Patricier- und Stadtbürger-Aristokratien war vorüber; es konnte nur die Repräsentativverfassung die heutige Bevölkerung befriedigen.

Der Grosse Rat besass unzweifelhaft souveräne Befugnisse. Er war der Stellvertreter des Volks und das höchste Organ des Statswillens. Nichts hinderte, ihn eine souveräne Behörde zu nennen. Aber auch der Grosse Rat leitete doch seine Autorität ab von dem Volke, dessen Vertreter er war. Im Namen des Volkes sprach er den Statswillen und das Gesetz aus, nicht kraft eigenen Rechts. Ich gab zu, dass seine Souveränetät von dem Volke komme, dass sie in der Idee auf dem Volke ruhe. Aber ich bestritt, dass man deshalb das Volk Souverän nennen dürfe; ich bestritt das, weil ich die Ausdrücke Souverän und Statshaupt für gleichbedeutend hielt, und in der repräsentativen Republik das Volk nicht selber Haupt war, sondern in dem Gesetzgeber ein höchstes Organ des Statswillens, ein Haupt hervorgebracht hatte.

Wenn mir schon damals klar gewesen wäre, dass

man nicht bloss dem Statshaupte, sondern auch dem State als einem ganzen Körper, als einer lebendigen mit Willen und Rechtsmacht begabten Person Souveränetät zuschreiben muss, so hätte ich mich leichter mit den besseren Köpfen unter den Gegnern verständigen können und weniger Anstoss und Widerspruch erregt. In meiner Schrift waren manche beherzigenswerte Wahrheiten verfochten, aber indem ich als Greis auf die Jugendarbeit zurückblicke, ist mir doch begreiflich geworden, dass die noch unreife Statslehre in einer Zeit, welche mit Nachdruck eine Verbreitung und Stärkung der Volksfreiheit und der Volksrechte anstrebte, die Geister nicht überzeugen und nicht befriedigen konnte. Mein politischer Mut war grösser als die politische Einsicht.

Die Schrift brachte überdem auch einige reformatorische Gedanken zur Sprache. Sie verlangte die Fortbildung der schweizerischen Bundesverfassung, nicht im Sinne eines Einheitsstates, dem die ganze Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der Gegensatz der deutschen und französischen Nationalität widerstreben, wohl aber im Sinne eines Bundesstates, welcher die auswärtigen Beziehungen, das Militärwesen, den Handel und Verkehr zwischen den Cantonen und mit dem Auslande durch gemeinsame Gesetze und Institutionen ordne und verwalte. Ich sprach auch das Verlangen aus nach schweizerischen Anstalten für die Wissenschaft — einer schweizerischen Akademie und einer schweizerischen Universität, und wünschte, dass wenigstens einzelne Gruppen von Cantonen sich zusammenschlössen zur Herstellung gemeinsamer Strafanstalten und eines gemeinsamen Cassationshofes.

Die schweizerische Kritik wurde durch die Schrift

lebhaft angeregt. Es erschienen mehrere ausführliche Recensionen, auch eine besondere Brochüre als Gegenschrift, welche für die alte Theorie des Contrat Social eintrat. Ein Mitglied der neuen Regierung, Eduard Sulzer, hielt sich für berufen, mich zurechtzuweisen. Ich entgegnete ihm in einem scharfen, öffentlichen Sendschreiben. Im Allgemeinen wurde die Schrift von den höher Gebildeten günstig beurteilt; aber die Farben der Parteien übten doch auch einen erheblichen Einfluss auf das Urteil. Den Anhängern der alten Aristokratie und den Verehrern der früheren Zustände war die Schrift viel zu liberal und reformatorisch. Den Radikalen umgekehrt kam dieselbe, wenigstens zum Teil, aristokratisch und reactionär vor. Mich erfreute die Wahrnehmung, dass vorzüglich von den Extremen die Schrift getadelt, von den Gemässigten und Liberalen gelobt werde. Aber bezeichnend für die deutschen Presszustände jener Zeit war es, dass das Königlich Preussische Ober-Censur-Collegium durch Erlass vom 3. Sept. 1831 zwar den stillen Debit der Schrift der Nicolai'schen Buchhandlung gestattete, aber die öffentliche Ankündigung derselben „aus Gründen“ versagte.

12.

Heirat. Das Amt des Gerichtsschreibers und Notars. Spaltung unter den Jüngeren. Die Partei der Gemässigten oder Freisinnigen. Im grossen Stadtrat. Städtische Reformen. Angemerkte Gedanken und Eindrücke.

Am 7. März 1831, an meinem vierundzwanzigsten Geburtstage, ward ich mit Emilie in der Kirche zu Bülach getraut. Mein Freund Müller hielt die sinnige Traurede

und segnete die junge Ehe. Ich hatte diesen Tag ersehnt, an dem für mich ein neues Leben begann. Dennoch wechselten die Gefühle zwischen heiterer Freude und schmerzlichem Ernste, wie die Witterung des Tages zwischen Regen am Morgen und Sonnenschein während der kirchlichen Feier. Wie das Schiff, das in dem erstrebten Hafen anlandet, einen Stoss empfindet, so erfährt der Mensch, der eine frühere Lebensperiode abschliesst und eine neue anfängt, einen Schmerz, der jedoch bald wieder verschwindet.

Ich fühlte mich glücklich in der Ehe. Sie war mir die verklärte und geweihte Liebe, das Heiligtum eines Doppellebens. Ich erfuhr es nun noch mehr als zuvor, um wie vieles inniger die Verbindung des Mannes mit der Frau ist, als die Liebe des Freundes zum Freunde.

Infolge der neuen Statsverfassung vom 31. März 1831, welche durch Abstimmung der gesamten Statsbürgerschaft des Cantons mit einer Majorität von 40,503 Stimmen gegen 1721 genehmigt worden war, gab es grosse Änderungen in den neugewählten obersten Behörden. Mein Freund F. Meyer und M. Hirzel wurden Mitglieder der neuen Regierung, der Amtsrichter Keller und der bisherige Oberamtmann v. Meiss Präsidenten des neuen Obergerichts, der Amtsgerichtsschreiber Dr. Finsler Präsident des neuen Bezirksgerichtes Zürich. Ich wurde nun zu seinem Nachfolger gewählt. So wurde ich als Gerichtsschreiber und als beratendes Mitglied dieses Gerichts und zugleich als Notar der Stadt und Führer der Grundprotokolle in die juristische Praxis eingeführt.

Diese Stelle interessierte mich anfangs sehr. Sie eröffnete, wie kaum eine andere, den Einblick in das mannigfaltige Rechtsleben der Menschen. Ich sah nun alle die

feinen Verzweigungen der lebendigen Rechtsverhältnisse. Was zuvor der Theorie wie ein kalter, lebloser Begriff sich dargestellt hatte, das gewann nun durch die lebensvolle That eine practische Anschaulichkeit und Bedeutung. Nun erst lernte ich das Zürcherische Recht allmählich besser kennen und begreifen. Noch war dasselbe wissenschaftlich nur wenig bearbeitet, geschichtlich gar nicht erforscht. Einige Vorarbeiten waren wohl vorhanden, aber nur in den Anfängen. Hier war noch das Meiste neu zu thun. Es war mir eine lockende Aufgabe, wissenschaftliche Studien über dieses Recht zu machen. Das noch wilde, unbebaute Feld verhiess dem jungen Ansiedler reichliche Früchte.

Auch die eigentümliche, vorzüglich durch Keller eingeführte Form der Urteile reizte mich. Ein gutes Urteil kam mir wie ein kleines Kunstwerk vor. Wie nicht leicht eine andere Form der Rede oder Dichtung bildete es ein wohlgegliedertes einheitliches Ganzes, dessen Teile, die Rechtsfrage und das entscheidende Urteil darüber, die thatsächliche Grundlage des Streitfalls und die juristische Erwägung sich auf einander bezogen. Der Ausdruck musste scharf und bestimmt sein, er durfte nichts überflüssiges, nichts zweideutiges zulassen. Die ursprüngliche Verwirrung der factischen Verhältnisse musste sich lösen in verständig gesonderte Gruppen und klare Linien. Dann kam das Licht des juristischen Gedankens und erhellte die dunklen Beziehungen und schloss das fragende Rätsel auf. Es ergab sich die Antwort auf die ursprüngliche Frage mit logischer Notwendigkeit. Als Gerichtsschreiber hatte ich viele solche Urteile zu redigieren. War die Arbeit gelungen und zugleich den wissenschaftlichen Juristen genügend und für das grosse Publikum verständlich und

plausibel, so genoss ich ein ähnliches Vergnügen, wie der Dichter, dem ein untadelhaftes Sonett geglückt war.

Die Stelle eines Gerichtsschreibers und Notars war auch ökonomisch gut ausgestattet, besser sogar als die des Gerichtspräsidenten. Auf der Gerichtskanzlei arbeitete auch eine Anzahl Freiwilliger. Dieselbe diente als eine practische Übungsschule für juristische Anfänger. Mancher spätere Oberrichter erhielt da seine Ausbildung. Ich kam nun auch mit manchen tüchtigen Juristen vom Lande in nähere und freundliche Berührung, so mit dem Gerichtsschreiber von Regensberg, Rüttimann, der mit ungewöhnlichem Eifer sich als Autodidakt der Rechtswissenschaft weihte, mit Gerichtsschreiber Huber von Stäfa, mit dem jungen Ullmer und anderen.

Dennoch war ich von Anfang an nicht gesonnen, sehr lange in diesem Amte zu verharren. Meine Natur verlangte nach grösserer Freiheit und nach mehr Bewegung, und vor allen Dingen genügte diese oft kleinliche und einförmige Praxis meinem wissenschaftlichen Streben nicht. Sie gewährte keine Musse zu weiteren Studien, und ich wollte nicht auf letztere verzichten. Daher betrachtete ich diese Berufsthätigkeit als eine Durchgangsstufe, nicht als Ziel meines Strebens.

In der früher einigen Reformpartei der sogenannten Jüngeren war infolge der Revolution eine Spaltung eingetreten. Einige der ersten Führer, M. Hirzel und Keller, hatten sich an die Spitze der Bewegung gestellt, jener mehr seiner idealen Begeisterung vertrauend, dieser eher mit kühler Berechnung. Sie wurden von der Gunst des Landes emporgehoben und gelangten in den Besitz der öffentlichen Gewalt. Am meisten kränkte es mich, dass

Keller, der geistig den gewöhnlichen Radicalismus verachtete, sich nun zum Haupt der radicalen Partei erheben liess. Er spielte mit den Menschen, und dieses Spiel schien mir unwürdig. Es trat zwischen ihm und mir eine Spannung ein. Den Bruch aber suchten wir beide zu vermeiden.

Der andere Teil der Jüngeren, wie vorzüglich F. Meyer, Dr. Finsler, Oberrichter Ulrich, kamen nach und nach aus Widerwillen gegen die roheren und radikaleren Elemente in der herrschenden Bewegungspartei in eine oppositionelle Stellung. Die früheren Freunde wurden so in ein radikales und ein conservatives Lager geschieden. Die Einen hatten die Mehrheit der Landbevölkerung und daher des Grossen Rates für sich. Auch in der Regierung und im Obergericht hatten sie eine herrschende Autorität. Die Anderen stützten sich vornehmlich auf die Gesinnung der Hauptstadt und fanden in der Stadtgemeinde und den städtischen Räten einen Halt. Die Ersteren waren zuweilen genötigt, der misstrauischen Stimmung des Landes gegen die Stadt und den Launen und Leidenschaften ihrer Parteigenossen Zugeständnisse zu machen. Die Letzteren konnten der überlieferten Vorurteile und der absolutistischen Neigungen, die in der Stadt noch eine Macht hatten, nicht immer Meister werden.

Die Revolutionskämpfe in dem Canton Basel zwischen der Stadt und der Landschaft, die schliesslich zu einer Trennung beider in zwei Halbcantone führten, trugen sehr viel bei zu der gegenseitigen Entzweiung und Verbitterung der Zürcherischen Parteien. Da zeigte sich's handgreiflich, wie gefährlich für den Stat die Leidenschaft zweier Parteien sei, welche sich zugleich als Stadt und Land örtlich

unterscheiden, und daher sich auch statlich trennen konnten. So schroff waren die Zürcherischen Parteien nicht gegen einander. Es war nun doch ein Glück, dass die Zürcherische Landschaft ihre ersten Führer unter den Stadtbürgern fand, und dass in der Stadt Zürich die junge Schule der Reformfreunde an der Verbindung von Stadt und Land grundsätzlich festhielt. In Basel waren weit mehr die extremen Richtungen zur Herrschaft gelangt. Aber die Sympathie mit den Einen und die Antipathie gegen die Anderen fanden doch auch im Canton Zürich einen lebhaften Anklang.

Ich litt sehr unter dem Gebahren der beiden mir verhassten Extreme und klagte viel über die rohe Verwilderung der Radicalen und die starre Beschränktheit und den thörichten Hochmut der „Zöpfe“. In Zürich hielt ich mich entschieden zu der conservativen Gruppe der früheren Reformfreunde; aber ich wusste und verhehlte es nicht, dass meine Herzensneigung liberal sei.

In Nachbildung der von Casimir Périer in Frankreich begründeten Partei des Juste milien nannte sich diese Zürcherische Partei „die Gemässigten“. Mir missfielen beide Namen, weil sie keinen eigenen Gedanken aussprachen, sondern sich von den extremen Parteien nur durch ihre Scheu unterschieden, zum Äussersten consequent vorzugehen. Ich hätte den Namen „die Freisinnigen“ vorgezogen, und versuchte es in einem politischen Aufsatze, den Charakter dieser Partei positiv zu bestimmen. Sie sollte sowohl der radikalen Partei entgegentreten, welche nach Umwälzung und Neuerung gierig durch einseitige Bewegung den sichern Bestand des States gefährde, als auch der aristokratischen, welche einseitig das Bestehende

erhalten wolle und den Fortschritt des States hemme. Wie im State beide Elemente vorhanden und nötig seien, so sollte diese dritte mittlere Partei „eine zeitgemässe, dem Culturzustande des Volkes angemessene, organische und allmähliche Entwickelung des Statslebens anstreben.“ Es war damit ein principieller Standpunkt gewonnen, der nicht von den Extremen abhängig war. Aber die verfügbaren Kräfte waren zu schwach für die grosse Aufgabe. Die Zeit begünstigte mehr die Extreme.

Die Partei hatte ein eigenes Blatt gegründet, den „Vaterlandsfreund“, bei dessen Redaction ich mich beteiligte. Aber wenn gleich Männer von Geist und Ansehen Mitarbeiter waren, wie die Professoren Orelli, H. Escher, Hottinger, so konnte die Zeitung doch nicht dem radikalen „Republikaner“, der von Snell geschickt redigiert war, die Wage halten. Sie fand auf dem Lande wenig Verbreitung und ging schon im Jahr 1832 wieder ein. Der Charakter des Blattes war redlich, wahrheitsliebend, patriotisch, aber auch beschränkt, ängstlich, ohne Schwung und dürftig in den Ideen.

Das Jahr 1832 trieb die Gegensätze schärfer heraus und war dem Radikalismus günstig. In der Schweiz schlossen sich die Cantone, welche eine Bundesreform anstrebten, in dem sogenannten Siebener Concordat enger zusammen, ein liberal-radikaler Sonderbund innerhalb der eidgenössischen Bundesverfassung. Auch der Canton Zürich trat demselben bei. Diesem Bündnis entgegen entstand der Sarner Bund, in welchem die Anhänger des alten Bundes zusammenstanden. Beide Teile dachten an Gewalt und rüsteten sich. An Macht waren die Siebener den Sarnern überlegen, diese konnten sich eher auf das geschichtliche

Recht stützen. Die Zeit war jenen günstig, aber nicht in dem Grade, um die Bundesreform im Frieden durchzusetzen. Für den Canton Zürich hatten diese eidgenössischen Parteibildungen die Folge, dass die conservativ gesinnten Mitglieder der Regierung austraten und durch Liberale und Radikale ersetzt wurden.

Da ich durch mein jugendliches Alter von dem Grossen Rate ausgeschlossen war, so konnte ich diesen Kämpfen nur aus der Ferne zuschauen. Dagegen eröffnete mir die Stadtverfassung einen engern Bereich politischer Thätigkeit. Ich wurde in den Grossen Stadtrat gewählt und nahm nun Teil an den städtischen Angelegenheiten. Hier konnte ich eher meiner liberalen Natur gemäss für Reformen wirken, ohne Furcht, dass dieselben in die Revolution ausarteten. In der Stadt hatte man nicht, wie in den cantonalen Angelegenheiten, mit den Radikalen zu kämpfen — diese hatten da wenig Anhang und keine Autorität —, sondern eher mit den absolutistisch gesinnten Verehrern des Alten und mit der philisterhaften Beschränktheit.

Ich wollte dahin wirken, dass die Stadt durch Steigerung ihres inneren Lebens, durch Hebung der Industrie und der Gewerbe, durch höhere Ausbildung und sorgfältige Benutzung der geistigen Kräfte wieder die erlittenen Verluste an äusserer Machtstellung ersetze. Die Stadt sollte grösser, ihre Bürger reicher, ihre öffentlichen Anstalten sollten vollkommener werden: das war mein Bestreben. Zu diesem Zwecke sollte auch die Aufnahme neuer Bürger erleichtert werden. Ich wünschte, dass das Bürgerrecht tüchtigen Männern geschenkt und angesehene Landleute dadurch geehrt werden. Indessen schon diese Bemühungen stiessen auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und nur

wenige Anträge der Art fanden einigen Beifall Meinem Hauptplan, den Stadtbann auf die ringsum anstossenden Gemeinden auszudehnen und mindestens das alte Weichbild der Stadt dieser einzuverleiben, standen sowohl die altbürgerlichen Vorurteile der Stadtbürger, als das Misstrauen der Radikalen entgegen, welche das Wachstum der Stadt für eine Gefährdung ihrer Herrschaft hielten und überall das Gespenst der Reaction zu sehen meinten. Meiner Meinung nach war die Reaction nirgends weniger zu fürchten als in Zürich. Es fehlte ihr beides, die Führer und das Gefolge. Die Bürger waren allerdings den Personen der neuen Regierung nichts weniger als zugethan und übten gerne eine unfreundliche Kritik über die Handlungen derselben. Aber sie waren zufrieden damit, ihrer Stimmung durch stechende, spitze Worte Ausdruck zu geben, und dachten nicht entfernt daran, die früheren Zustände zurück zu erobern, oder den harmlosen Tadel durch feindliche Thaten zu bekräftigen.

In meinem Tagebuch merkte ich in dieser Zeit unter Anderem Folgendes an:

Im November 1832: „Alle Kräfte des Friedens werden aufgeboten, diesen zu erhalten, die Furcht vor dem Kriege allein kann uns vor demselben retten. Die Diplomatie entwickelt alle ihre Talente, um durch den Schein des Krieges diesen zu beseitigen.“ (Belagerung von Antwerpen.)

„Die romanischen Staten sind in der Auflösung begriffen. Das grosse Leben der Staten wird zersplittert in eine Masse von Einzelleben, die alle nur sich und ihre Interessen, nicht das Ganze vor Augen haben. Die germanischen Staten dagegen haben eine eigentümliche, frische

und unverbrauchte Lebenskraft. Ihr Mark ist noch gesund."

„Das französische Juste-milieu hat uns um allen Credit gebracht. Organische Entwickelung wäre das richtige Wort."

„Die Radikalen und die Stockphilister taugen beide wenig, aber jene sind doch gescheit und diese dumm. Ich ziehe den klugen Teufel dem dummen Teufel vor."

„Das politische Kannegiessen ist doch ein wunderliches Geschwätz. Da halten sich die einfältigsten Menschen, die nie einen eigenen Gedanken erzeugt haben, für witzig genug, um die feinsten politischen Köpfe zu beurteilen und ihre geheimsten Pläne und Absichten zu durchschauen. Je weniger sie von den Sachen verstehen, desto rascher sind sie im Klaren."

1833. „Die Schweiz ist gegenwärtig in demselben Zustande der Revolution, wie der Canton Zürich zu Ende 1830. Die Massen sind ebenso aufgeregt. Aber die Kraft des Widerstandes ist hier grösser. Die Bundesverfassung stürzt nicht ebenso leicht zusammen, wie die alten Cantonsverfassungen, wenn eine Volksversammlung es fordert oder die Zeitungen lärmen. Die verschiedenen Interessen sind zu mächtig und in einzelnen Teilen der Schweiz zu fest begründet. Die Schweiz ist zu gross und zu mannigfaltig geartet, um auf so vereinzelte Stösse zu fallen, wie die Cantone."

„Ich begreife den Ehrgeiz derer nicht, welche genau so regieren wollen, wie es die Menge wünscht. Sie jagen dem Scheine des Herrschens nach, während sie in Wahrheit regiert werden, und zwar von Leuten, die tief unter ihnen stehen. Wohl begreife ich den Ehrgeiz eines Mannes,

der herrschen will als der Träger des Volksgeistes, aber dann muss der Geist in ihm seiner Höhe bewusst sein, er muss sicher sein, nicht den Launen der thörichten Menge zu fröhnen, sondern das Rechte und das Gute zu wollen.“

„Vor Kurzem traf ich Heinrich Börne im Seefeld. Der Knabe des Grafen Benzel war ebenfalls anwesend. Professor Oken sagte zu diesem, er thue besser, sich den Naturwissenschaften zu widmen, als der Politik. Da fiel Börne rasch ein: „Nein, nein, der soll ein Régicide werden. Er muss den letzten König morden.“ — Solche Wahnsinnige wollen die Jugend erziehen.“

„Um die Parteien gerecht zu beurteilen, muss man sich in sie hineindenken. Man muss gewissermassen für einige Augenblicke zu ihnen übergehen. Dann schwindet manche Täuschung. Überall tritt einem die menschliche Natur entgegen, mit ihren Kräften und mit ihren Schwächen. Nur die sind gefährlich, die von der Leidenschaft wie von einem Wahnsinn getrieben werden, ihrer selbst nicht mehr mächtig.“

„Dummheit ist in der Politik auch ein Verbrechen. Die Baseler haben sich nie gegen das hergebrachte Recht verfehlt, aber gegen die Klugheit hundertfältig. Das war ihr Unglück. Die trotzige Rechthaberei des reichen Kaufmanns ist keine politische Tugend.“

„Ich wollte, es möchte eine grosse Volksversammlung versuchen, die Tagsatzung zu sprengen. Das brächte uns ins Gleichgewicht. Sie könnte dann auf der einen Seite die Sarner schlagen und auf der andern die Wühler.“

„Alles vergisst sich in der Politik. Die Parteien zerfallen und sterben. Nur das ungerecht vergossene Blut schreit wieder nach Blut. Schon hört man das Verlangen

nach der Guillotine. Es wird nicht dazu kommen. Der gesunde Volkssinn weist dies Verlangen mit Abscheu zurück."

„Niemals darf sich der Politiker abschliessen. Sonst verliert er den Blick in die Menschen und über die Ereignisse. Auch von den Gegnern darf er sich nicht absondern. Er muss sie in der Nähe prüfen und ihre Stellung wahrnehmen."

„Oh, messt doch nicht den grossen Geist mit dem Massstabe des kleinen! Wie viel grösser ist Cäsar als Cato. Wenn jener die Republik in die Monarchie umgestaltete, so war das nicht ein Verbrechen, wenngleich es einem beschränkten Republikaner so erscheinen konnte, sondern eine notwendige Fortbildung, welche von der Weltgeschichte bestätigt ward."

„Es gibt im Leben des Statsmanns Momente, in denen er über die offene Bahn des wohlgeordneten Rechtes hinausschreiten muss. Nur darf er das nie leichtsinnig thun. Er darf es nur thun, wenn er gewissermassen sein Haupt auf den Block legt und dem Scharfrichter zuruft: „Schlag' zu, wenn der Erfolg mich nicht rechtfertigt."

„Was man gewöhnlich Moral nennt, ist oft nur die nötige Schranke der Mittelmässigkeit. Nur wer Grosses in sich fühlt und die Kraft hat, seine eigenen Grenzen ausserhalb der allgemeinen zu erkennen, darf sich über diese hinauswagen."

„Jeder wandert auf gefährlicher Bahn, der von der Landstrasse abgeht, auch in der Geisteswelt. Wohl dem, dem es glückt, den eigenen Weg zu finden."

„Was ist bedeutend im menschlichen Leben, wenn

nicht das Ungemeine, Hervorragende, das sich seine eigene Regel bildet? Oder vielmehr, es schafft die That, die Anderen finden dann die Regel hinterdrein.“

13.

Stiftung der Universität Zürich. Anstellung als ausserordentlicher Professor. Studium der Zürcherischen Rechtsgeschichte. Rechtsconsulent der Stadt Zürich und der Kaufmannschaft. Geburt von zwei Kindern. Tod einer Schwester. Eine Freundin. Freundeskreis. Gesellschaftliche Genüsse. Reise nach München.

Zu Ostern 1833 wurde die neu gegründete Universität Zürich eröffnet. Das Schulwesen überhaupt hatte unter dem neuen Regiment eine kräftige Förderung erfahren. Darin bewährte sich der lebhafte Bildungstrieb des Zürichervolks. Die höchste Blüte der öffentlichen Bildungsanstalten aber wurde durch die Stiftung der Universität erreicht. Es war das vorzüglich dem politischen Einflusse von M. Hirzel und F. L. Keller zu verdanken. Im Einzelnen halfen voraus die Professoren Orelli, H. Escher, Hottinger bei der Ausführung des hohen Werkes.

Dadurch wurde eine Hoffnung meiner Jugend erfüllt, und mir die erwünschte Aussicht zur Ergreifung des akademischen Berufes eröffnet. Die Geldmittel, welche der Canton Zürich für die Hochschule verwenden konnte, waren freilich sehr bescheiden. Das Stiftungsgut der Probstei zum Grossen Münster reichte dafür nicht aus. Die Aufgabe war nur durch Anspannung auch freiwilliger Kräfte und durch geschickte Combination teils mit dem Gymnasium, teils mit anderen öffentlichen Ämtern zu erfüllen. An die besser dotierten Professuren wurden durchweg

deutsche Gelehrte berufen, meistens jugendlich aufstrebende Docenten, überdem einige wenige berühmte reifere Männer, denen die reactionäre Richtung der deutschen Bundespolitik den Aufenthalt in der Heimat verleidet hatte, wie z. B. Oken und Schönlein. Für die Schweizer wurden nur die Ämter der sogenannten ausserordentlichen Professuren vorbehalten, die sich von den ordentlichen Professuren aber nur teils durch die geringere Besoldung, teils durch die Befugnis unterschieden, dass der ausserordentliche Professor zugleich ein anderes Statsamt bekleiden durfte. Im Übrigen hatte er gleich dem ordentlichen Professor Sitz und Stimme in der Fakultät und im Senat und war zu allen Universitäts-Ämtern wählbar. Sogar Keller erhielt nur eine ausserordentliche Professur. Er blieb aber Präsident des Obergerichts. Auch ich erhielt von Anfang an eine ausserordentliche Professur, mit einer Besoldung von 800 alten Schweizerfranken.

Mein Amt als Bezirksgerichtsschreiber und Notar der Stadt gab ich nun auf, um dem wissenschaftlichen Beruf mich ungehemmt hingeben zu können. Aber da die Professur keine Familie ernährte, so nahm ich daneben das Amt eines Rechtsconsulenten der Stadt an, welches in diesem Jahre gegründet wurde.

Vorerst docierte ich als Mitglied der „statswissenschaftlichen Facultät“ römisches Recht. Ich las Institutionen, Rechtsgeschichte, Pandekten und leitete auch Interpretationsübungen der Studierenden. In allen diesen Dingen folgte ich dem Vorbilde meiner früheren Lehrer Keller, Savigny, Hasse und Puggé. Nach Schweizerart kümmerte ich mich weniger um die römischen Kaisergesetze, als um die Schriften der römischen Klassiker, weniger um die mittelalter-

liche Glosse und die Scholastik der gemeinrechtlichen Doctrin, als um die wissenschaftliche Erkenntnis der grossen römischen Juristen. Die wahre Aufgabe des juristischen Professors erblickte ich nicht in der Anhäufung von positiven Gesetzen und nicht in dem Vollstopfen von gelehrtem Wust, sondern in der Anleitung zu juristischer Betrachtung der lebendigen Verhältnisse und in der Übung im juristischen Denken und Urteilen.

Aber allmählich nahmen meine Studien eine andere Richtung, die mich von dem römischen Rechte weg und der Bearbeitung des nationaldeutschen Rechtes zuführte. Die nähere Bekanntschaft mit dem Zürcherischen Rechte, welche ich in der gerichtlichen Praxis gewonnen hatte, überzeugte mich, dass dasselbe nicht aus dem römischen, sondern in allen seinen Grundbegriffen nur aus dem deutschen Rechte zu erklären sei. In der Schweiz war das alte deutsche Recht dem neuen Bedürfnisse gemäss volkstümlich fortgebildet und diese Entwickelung war nicht, wie in Deutschland, durch die Reception des römischen Rechtes durchbrochen und gestört worden. Die schweizerischen Gerichtshöfe waren niemals von bloss gelehrten, auf den Universitäten zum Gehorsam gegen das kaiserlich römische Gesetzbuch erzogenen Berufsrichtern besetzt worden. Es blieben in den Gerichten auch unstudierte Männer aus dem Volke sitzen, und sie sprachen und entschieden mit bei dem Urteil. Es konnte daher nie die lateinische Rechts- und Gelehrtensprache die gemeinverständliche deutsche Volkssprache verdrängen, wie das in Deutschland allerdings geschehen ist. Auch das Reichskammergericht, dessen hohe gelehrte Autorität in den deutschen Landen einen vorbildlichen Einfluss übte auf

die zahlreichen Hof-, Landes-, Stadt- und Herrschaftsgerichte, hatte in der Schweiz kein Ansehen, und erschien dem Schweizer nicht als ein nachahmungswürdiges Muster. Um desswillen erhielt sich der deutsche Grundcharakter in den schweizerischen Rechten reiner und vollständiger, als in Deutschland. Gerade dieser nationale Grundzug gefiel mir sehr. So grossen Respect ich vor dem juristischen Scharfblick der römischen Juristen hatte, und obwohl ich den wissenschaftlichen Wert der römisch-rechtlichen Begriffe anerkannte, so war mir doch die formale Gesetzesautorität des Corpus Juris von Justinian, wie man sie in Deutschland lehrte, als eine unnatürliche und unleidliche Fremdherrschaft verhasst. Ich habe oft in meinem Leben an dem eisernen Gitter dieses römischen Käfigs gerüttelt, ohne viel Erfolg.

Ich fing nun an, die Geschichte des Zürcherischen Rechts, die damals noch ganz dunkel war, zu untersuchen, und sammelte dafür in den Archiven, und wo ich sonst noch Aufschlüsse zu finden hoffte, mancherlei Notizen, welche ich später in meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte verwendete.

Als Rechtsconsulent der Stadt wurde ich zu den Sitzungen des Stadtrates in allen Geschäften, für welche die Kenntnis des Rechts erforderlich schien, mit beratender Stimme zugezogen. Sodann hatte ich die Stadt in ihren Processen vor Gericht zu vertreten. Die politische Umgestaltung hatte auch manche Rechtsstreitigkeiten zwischen der Stadt und dem State zur Folge. Solang die Stadt die Landesherrschaft über den Canton besessen hatte, waren das Statsvermögen und das Stadtvermögen ununterschieden beisammen gewesen. Als dann durch die Re-

volution die Souveränetät der Stadt entzogen und von dem ganzen Volke des Cantons als sein natürliches Recht in Besitz genommen wurde, bedurfte es einer Auseinandersetzung zwischen dem Statsgut, das nur dem Canton zukam, und dem Stadtvermögen, welches der Stadtgemeinde allein verblieb. Diese Ausscheidung und die Ausstattung der Stadt wurde unter der Autorität des Consuls Napoléon Bonaparte, als Vermittlers der Schweizerischen Eidgenossenschaft, in Form einer sogenannten Liquidations- und Aussteuerungsurkunde der Stadt im Jahr 1803 festgesetzt. Der Stadt wurden dabei auch mancherlei Gefälle und Binnenzölle und ebenso einzelne obligatorische Anstalten, welche eine Einnahme abwarfen, zugewiesen und angerechnet. Indem die neuere Gesetzgebung diese Einkünfte aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt, der Verkehrsfreiheit und einer richtigeren Wirtschaft beseitigte, erhob sich die Streitfrage, ob nun der Fiscus der Stadt gegenüber zur Entschädiguug verpflichtet sei, und in welchem Masse. Mir kam es zu, im Namen der Stadt den Process zu führen. Es gereicht sicher den damaligen Gerichten zur Ehre, dass sie das Recht der Stadt schützten, obwohl diesem Schutze die Autorität der Regierung und die Meinung und Neigung der herrschenden Partei widerstrebten.

Ich hatte als Rechtsconsulent der Stadt auch die Pflicht, dem Schirmvogteiamte d. h. der Commission des Stadtrates, welche die Obervormundschaft der Gemeinde ausübte, mit meinem Rate beizustehen. Dadurch wurde ich in die Verwaltung der Vormundschaft eingeweiht. Desshalb wurde mir später die Redaction des neuen Vormundschaftsgesetzes anvertraut.

Während einiger Zeit wurde ich auch als Rechts-

consulent von der Zürcherischen Kaufmannschaft beigezogen und kam dadurch in nähere Beziehung zu angesehenen Kaufleuten. Unter der Verwaltung und Aufsicht nämlich eines Directoriums der Kaufmannschaft war ein bedeutendes Stiftungsgut, der „Directorialfond", angesammelt worden. Auch darüber entspann sich ein Rechtsstreit, indem einerseits der Stat, anderseits die Kaufmannschaft sich als Eigentümer des Fonds betrachteten. Zu einem Process kam es indessen nicht, indem sich schliesslich beide Parteien in einem Vergleich verständigten. Ein Teil der Summe wurde den Zürcherischen Kaufleuten mit der Auflage überlassen, denselben zu öffentlichen gemeinnützigen Werken zu verwenden. Der übrige grössere Teil des Fonds wurde dem State zugeschieden. Aus dem erstern Teile wurden sodann von den Kaufleuten die steinerne Münsterbrücke gebaut, ein Hafen angelegt, Quais hergestellt, ein neues Kornhaus errichtet. Diese schöpferische Verwendung aufgesparter Stiftungsgelder sagte meinen Neigungen zu, und ich hatte ein lebhaftes Interesse an den Werken, welche auf diesem Wege zustandekamen. Die Sorgen und Mühen dieser Arbeiten führten mich oft mit dem Präsidenten der Kaufmannschaft, Director Martin Escher, meinem Nachbar in der Schipfi, und mit dem Ingenieur Negrelli zusammen, welcher aus Österreich zur Leitung technischer Arbeit berufen worden war.

In meiner Familie lernte ich nun auch die Vaterfreuden kennen. Am 9. Juli 1832 wurde meine erste Tochter Emilie Luise und am 31. Juli 1834 mein ältester Sohn Friedrich Carl geboren. Die erste Thräne und das erste Lächeln des neugeborenen Kindes machten mir einen tiefen Eindruck. Ich schrieb in mein Tagebuch:

„Die erste Thräne des Kindes. Als die kleine Engelsseele herunterstieg auf die Erde und in den neugeborenen Körper des Kindes eintrat, da erschrak sie über das Feste, Dichte, Unbehilfliche ihres Leibes und weinte laut auf. Als aber die Mutterliebe den Körper wärmte und ihn sorgsam wartete, als das Mutterauge in das Auge des Kindes liebend hineinblickte und sein Seelchen ihre Seele fühlte, da lächelte das Kind der Mutter und der Welt zum ersten Male zu.“

Zum ersten Male trat mir auch das Angesicht des Todes im eigenen Familienkreise entgegen, unerwartet und in grauser Gestalt. Meine zwölfjährige Schwester Caroline hatte in dem elterlichen Garten hinter dem Hause mit einem andern Mädchen nach Kinderart Haushaltung gespielt. Sie hatte einen kleinen eisernen Feuerherd, ein Spielzeug, herbeigeschleppt und zündete nun ein Feuer an. Da kam ihr leichtes Sommerkleid der züngelnden Flamme zu nahe und wurde von derselben entzündet. Zufällig war Niemand in der Nähe, um dem schreienden Kinde zu helfen. Das Kleid verbrannte ihr an dem Leibe, und der junge kräftige Körper wurde von dem grimmigen Elemente so schwer verletzt, dass sie in der folgenden Nacht unter heftigen Schmerzen starb. Dieser furchtbare Feuertod wirkte erschütternd auf meine Eltern, aber auch reinigend. Die natürliche Herzensgüte meiner Mutter kam nun mehr zum Vorschein, und sie wurde zugleich milder und gehaltener. Auch der Vater wachte sorgfältiger über dem Frieden der Familie. Für meine Schwester selber war der grausame Tod vielleicht ein Glück; denn ihre leidenschaftliche und unzufriedene Anlage verhiess keine günstige Entwickelung.

Meine Frau und ich verkehrten damals oft mit meinem

früheren Lehrer und damaligen Freunde Ferdinand Meyer und seiner Frau, einer geborenen Ulrich, für die ich eine verehrungsvolle Freundschaft empfand. Sie erschien mir wie das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit. Geistreiche Frauen, die mit den Männern wetteiferten, waren mir unangenehm. In ihr aber fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes, schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines sittliches Gefühl mit lieblichster Anmut, Sanftheit und Milde gemischt. Sie war eine treue, sorgende Gattin, eine gute Mutter, eine aufopferungsfähige Freundin der Armen, eine anspruchslose Hausfrau und eine freundliche und heitere Wirtin. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich wie gehoben und reiner als sonst. Sie war tief religiös, aber nicht unduldsam und nicht kopfhängerisch. Die Religion gab ihr einen Halt, dessen sie um so mehr bedurfte, als ihr beweglicher und entzündlicher Geist sie leicht hätte ins Masslose und ins Weite fortreissen können. Es war etwas Ungewöhnliches und daher Unberechenbares in ihr. Dadurch war sie ihrem Manne, so hochgebildet er war, doch geistig überlegen. Seine Tugend war schulgerechter als die ihrige. Sie konnte wagen, wozu ihm der Mut schwankte. Für mich hatte sie das Gefühl einer ältern Freundin und inniges Wohlwollen. Aber auch ihr Geist wurde in meiner Gegenwart belebter und heller. Eine innere, niemals in Worten ausgesprochene Sympathie verband uns. Am Ende ihres schweren Lebens und am Schlusse eines langen Wittwenstandes wurde sie noch ein Opfer ihrer kranken Stimmung und ihrer leidenden Nerven. Zur Heilung in eine Anstalt für Gemütskranke gebracht, fand sie Kühlung und Tod in den Fluten.

Mein Verhältnis zu den Freunden erlitt auch einige

Änderungen. Zwar hielt ich noch das Band der Freundschaft fest, das mich mit Zeller verband, aber das Leben hatte ihn doch von mir weiter entfernt. Er hatte sich während seines Aufenthaltes in Norddeutschland einer pietistischen Schwärmerei hingegeben, die mir durchaus fremd war, und ich empfand mein Unvermögen, ihn von dieser Krankheit zu heilen. Wäre dieser Pietismus geistreich, so wollte ich denselben noch achten. Aber die engbeschränkte, von Salbung triefende, hoch-demütige Art der Pietisten war mir ein Gräuel. Ein eiserner Glaube an die heiligen Bücher ohne alle Kritik, ein völliges Absehen von Allem, was vorher und nachher gewesen und geworden war, eine masslose Überschätzung des engen Ideenkreises, in dem sie wie in einem Gefängnis eingeschlossen waren, die Unkenntnis und Geringschätzung aller weiteren Gedankenkreise, ein schreckliches Verläugnen aller menschlichen Kraft und Freiheit, eine unwürdige Geistessclaverei, eine frömmelnde Verehrung des eigenen Systems in den Personen, anstatt der Liebe zu den Menschen, alle diese Eigenschaften und Merkmale machten mir den Pietismus geradezu verhasst. Im Verfolge hat auch Zeller wieder die ungesunde Schwärmerei abgestreift, er ist später als Pfarrer von Stäfa dem realen Volksleben wieder verständlicher geworden. Er ertrug meine freiere Weltanschauung mit alter Freundschaft. Aber die Bahnen unserer Entwickelung waren doch von einander abgewichen und berührten sich nicht mehr so nahe wie in unserer Studienzeit.

Dagegen kam mir nun Bernhard Hirzel näher, in dem ein gewaltiges inneres Leben gährte. Er hatte sich nun ganz in die Indischen Studien vertieft und machte auch mich zwar nicht mit dem Sanskrit, aber mit Indischer

Weisheit vertraut. Er hatte schon in Paris das liebliche Drama von Kalidasa, die Sakuntala, übersetzt und übersetzte nun ein philosophisches Drama Upanishad, dessen Ideen mich höchlich interessierten. Durch ihn wurde ich auch auf das merkwürdige alte Gesetzbuch Manu's aufmerksam gemacht, das mich auch im spätern Leben oft beschäftigte.

Hirzel war in der Ehe nicht glücklich. Leidenschaftlich und reizbar, wie er war, bedurfte er der liebenden Hingebung des Weibes und stiess oft auf kalten, abweisenden Stolz und statt der anmutigen Weiche weiblicher Empfindung auf harten mit dem Manne um die Herrschaft ringenden Trotz. Er war tief unglücklich über dieses Missverhältnis und wurde dann auch im Unmut über den häuslichen Zwiespalt gereizt, ausser der Ehe Genüsse zu suchen, die er zu Hause nicht fand. Zuletzt zog es ihn auf das Land. Er nahm die Stelle eines Pfarrers von Pfäffikon an. In religiöser Hinsicht war Hirzel sehr frei, und er heuchelte auch keinen Glauben, den er nicht hatte. Aber er hasste den Radikalismus in der Politik und in der Religion, und nahm in seiner Predigt und in seinem Unterricht Rücksicht auf die Fassungskraft seiner Zuhörer und Schüler. Er suchte ihnen die christlichen Heilswahrheiten so vergeistigt, wie er sie erfasste, und doch so volkstümlich, wie er sie darstellen konnte, befruchtend einzuprägen.

Im Jahr 1834 verlor ich zwei meiner liebsten Freunde und Universitätsgenossen durch den Tod, beide Theologen, zuerst Hans Meyer, der an der Schwindsucht hinstarb und eine trauernde Braut hinterliess, dann Rudolf Spöndli, der als jugendlicher Pfarrer von Dübendorf starb. Dieser war der entschiedenste und kräftigste Verfechter des ortho-

doxen, aber von der Wissenschaft getränkten Christentums. Ihm war Hans Meyer in der Lehre nachgefolgt, im Tode vorausgegangen. Ich bekam durch diese beiden Todesfälle den Eindruck, dass diese theologische Richtung nicht mehr für die Gegenwart, wenigstens für unser Land nicht mehr geeignet sei. Wenn die Zeit einer Pflanze vorüber ist, so sprach ich zu mir, dann fallen die Blätter ab als dürres Laub, und der Wind bricht die saftlosen Äste. Aber die tiefe Trauer der Gemeinde bei dem Begräbnis ihres trefflichen Geistlichen rührte mich, obwohl ich an dem Gottesdienste, soweit er die orthodoxe Form hatte, nur wie ein Fremder teilnahm und nur durch die allgemein-menschlichen Gedanken und Gefühle persönlich ergriffen wurde. Ich konnte es verstehen, dass sich meine Freunde in ihrem Christenglauben befriedigt fühlten, aber ich verglich sie mit Leuten, die ihr Leben lang in einer grossen Stadt wohnend, mit allem ihrem Sinnen und Denken sich nur an das Leben der Stadt hielten und nur davon wussten, aber nie fremde Länder besucht, nie die Berge betrachtet, nie das weite Meer geschaut hatten.

Besser verständigte ich mich mit einem andern Alters- und Studiengenossen und nun meinem Collegen bei der Universität, dem Professor Alexander Schweizer, einem Schüler und Nachfolger Schleiermachers. Er erkannte das Recht der Kritik an und verlangte für die Wissenschaft volle Freiheit der Forschung. Er hatte einen scharfen Verstand und handhabte gelegentlich die Kratzbürste kalter Ironie. Mit seinem Meister hatte er die Neigung und das Geschick der dialektischen Betrachtung von entgegengesetzten Standpunkten aus gemein und geriet infolge dessen ebenfalls in den Verdacht des Schaukelns, das nicht vorwärts

bringt, sondern nur bald in die Höhe schnellt, bald in die Tiefe zieht, ohne den Standpunkt zu ändern. An Energie des Willens und der That war ihm der berühmte norddeutsche Theologe freilich überlegen. Alexander Schweizer war ein ausgezeichneter Prediger, zumal für ein gebildetes Publikum. Mit Rücksicht auf diesen Vorzug wurde ihm eine Pfarrstelle an dem Grossmünster verliehen d. h. an der ersten Hauptkirche der Stadt, deren Kanzel vormals der Reformator der Zürcherischen Kirche, Ulrich Zwingli, inne gehabt hatte.

Die meisten früheren Studiengenossen hatten sich der Kirche gewidmet. Einige andere aber dienten, wie ich, dem State. Voraus erwähne ich eines Freundes, den ich in dem Zofingerverein kennen gelernt hatte, und der nun an der eidgenössischen Politik einen bedeutenden Anteil nahm, August v. Gonzenbach aus St. Gallen, welcher zum zweiten Statsschreiber der Eidgenossenschaft erwählt ward. Er war eine Zeit lang täglich in meinem Hause und speiste regelmässig an meinem Tische zu Mittag. Gonzenbach ist ein Mann von vielseitiger Bildung und ungewöhnlichen Gaben. Aber es wurde ihm, trotz aller Gewandtheit seines Geistes, schwer, sich in die neue Zeit hineinzufinden. Seine innerste Neigung gehörte einer vergangenen Weltepoche an. Ich sagte ihm oft, es komme mir vor, als habe sein Geist während mehrerer Jahrhunderte vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet, in einen Menschenkörper einzufahren, und sei nun verspätet zur Welt gekommen, ein lebendiger Anachronismus. Es war ein ritterliches Wesen in ihm, mit allen Vorzügen des Edelmutes, des aristokratischen Wohlwollens gegen Untergebene, der Tapferkeit, des Feingefühls für vornehme Formen und

höfische Sitte; aber auch von den Schwächen und Mängeln des mittelalterlichen Junkertums war er nicht frei. Sein kluger Verstand zwang ihn oft, modern zu denken und zu handeln, aber sein Gemüt empfand einen innerlichen Schauder vor der Kühnheit und der Kälte der modernen Wissenschaft. An einem Fürstenhofe hätte er noch eine glänzende Rolle spielen können, in der bürgerlichen Demokratie wurde er fast wie ein Fremder mit Misstrauen betrachtet. Auch für die Gegner war er eine interessante Erscheinung. Er belebte jedes Gespräch durch seine Fülle von feinen Beobachtungen, durch Lebhaftigkeit des Ausdrucks und durch originelle Gedanken. Ich unterhielt mich sehr gern mit ihm, wenngleich wir selten übereinstimmten.

Die in der Schweiz vorherrschende Gesinnung war überall den vormaligen Hauptstädten ungünstig. Trotzdem diente die Missgunst der Radikalen dazu, die schlummernden Kräfte in den Städten aufzuwecken und das Wachstum der Städte zu fördern. Die behagliche Ruhe, welcher früher unsere Gelehrten und Kaufleute sich bequem hingegeben hatten, war nun durch die täglichen Kämpfe gestört. Aber bald wurden beide Classen durch die reicheren Erfolge getröstet, welche ihre Anstrengungen belohnten. Das Leben in Zürich wurde geistig und wirtschaftlich interessanter.

Ich beteiligte mich an drei wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften, der historischen, welche schon seit langem bestand, gelegentlich nun neue Anregung empfing, der antiquarischen, die neu gestiftet und von meinem Freunde Ferdinand Keller mit ebenso viel Umsicht als Thatkraft geleitet wurde, und einer juristischen, in welcher sich mehrere befreundete Richter, Professoren

und Advokaten sowohl zum Austausch ihrer Erfahrungen und Ansichten, als zu heiterer Geselligkeit wöchentlich einmal zusammenfanden. Mit den alten Studiengenossen kam ich in der Montagsgesellschaft zusammen, im Winter in einem der Zunfthäuser, welche Wirtschaft trieben, im Sommer auf der herrlichen Terrasse des Baugartens mit ihrem freien Blick über den See und die Berge.

Auch ein gemischtes Lesekränzchen wurde gestiftet, in welchem unsere Frauen mit den edlen Früchten der schönen Litteratur vertraut gemacht wurden, und welches wie eine erweiterte Familie das Leben aller Genossen verschönte.

Mit meinen Collegen an der Universität, den schweizerischen und den deutschen, war ich ebenfalls in freundlicher und fruchtbarer Verbindung. Von Deutschen nenne ich den Germanisten Freiherrn v. Löw und den Romanisten Sell, die mit mir zu derselben Facultät gehörten, dann den Philologen Sauppe, den Historiker Mittler, den Theologen Hitzig, den Philosophen Oken und den Mediciner Schönlein. Zuweilen klopfte aber in mir die Neigung an, auf eine deutsche Universität zu gehen, um da einen grösseren Wirkungskreis zu suchen, als in Zürich möglich war, wo nur etwa dreissig juristische Studierende zu finden waren. Indessen that ich keine Schritte, um den Gedanken zu verwirklichen. Ich vertraute nur einmal Savigny den Gedanken, der mir aber von der Ausführung abriet. Und als ich einen Ruf an die neugestiftete Universität Brüssel erhielt, lehnte ich denselben trotz der günstigen ökonomischen Bedingungen ab. Ich konnte mich nicht entschliessen, in französischer Sprache zu docieren.

Mit meiner Frau machte ich im October 1834 eine Reise nach München, ohne eine Ahnung, dass wir dereinst in reiferen Jahren dort eine neue Heimat finden würden. Uns interessierten mehr die reichen Blüten der Kunst, welche, von König Ludwig gepflegt, in jugendlichem Schmucke prangten. In München war für die deutsche Kunst ein neues Leben aufgegangen, und wir erfreuten uns des idealen Strebens und der schönen Werke unbefangenen Sinnes. Um die vernachlässigte Universität kümmerten wir uns nur wenig.

14.

Persönliche Beziehung zu Keller. Wechselseitige Erklärung. Erneuerter Verkehr. Auszüge aus dem Tagebuch über Wissenschaft, Gott und Christus, Unsterblichkeit, Politik, Recht, Psychologie.

Wenn frühere Freunde sich trennen, indem sie sich zu verschiedenen Parteien halten, so entsteht leicht eine gereizte Stimmung beider wider einander. Die gesellschaftlichen Verbände werden dann zerrissen, und geschäftige Zungen steigern die wechselseitige Verbitterung durch ihren Klatsch. Besonders schlimm wirkt solcher Zwiespalt in einer kleinen Stadt, wo Jedermann alle Einwohner von Bedeutung kennt und Keiner dem Anderen völlig ausweichen kann.

Auch in Zürich waren diese schädlichen Wirkungen eingetreten. Zwar versuchte man, einige neutrale Versammlungsorte herzustellen, wo der Parteihader schweigen sollte. In solcher Absicht wurde das stattlich ausgerüstete Lesecabinet, das Museum, gestiftet, zu welchem alle Parteien beitrugen, und wo alle Parteien in der Zeitungspresse und

in den Zeitschriften und Streitschriften reichlich vertreten waren. Aber dieser Friede war doch nur durch das Gebot des Schweigens und stiller Lectüre zu behaupten. Zu geselligen Zusammenkünften verbanden sich die Parteien höchstens ausnahmsweise.

Mir war dieses Missverhältnis besonders Keller gegenüber peinlich, für den ich trotz aller Gegensätze doch eine fortdauernde Zuneigung empfand. In wissenschaftlicher Hinsicht stand ich Keller noch nahe und war ihm als meinem früheren Lehrer dankbar. Als College an der Universität und in der juristischen Facultät verständigte ich mich jederzeit leicht und gerne mit ihm. Aber die politischen Parteien trennten uns und hinderten jeden engern Verkehr. Keller war damals das wahre Haupt der radikalen Partei und der mächtigste Mann im Canton Zürich. Im Grossen Rate war er der Mehrheit ziemlich sicher, die auf ihn als den leitenden Kopf mit Ergebung hinblickte. Als Präsident des Obergerichtes war er an der Spitze der Rechtspflege. Auch in dem Regierungsrate hatte er einen folgsamen Anhang. Die geistige Überlegenheit Kellers reizte aber auch den Neid und die Missgunst sogar mancher Parteigenossen, mehr noch den Hass der Gegner wider ihn.

Meine Stellung in der städtischen und constitutionellen Partei, wie sie damals genannt wurde, war nicht ebenso herrschend, wie die Kellers in der radikalen Partei. Aber ich galt doch, ungeachtet meiner Jugend, als einer der anerkannten Führer jener Partei. Ich empfand nun ein moralisches Bedürfnis, mich offen Keller gegenüber auszusprechen und mich mit ihm ins Klare zu setzen. In dieser Absicht schrieb ich an ihn (29. Mai 1834) und schlug ihm eine vertrauensvolle und wechselseitige Aussprache der

persönlichen Meinungen und Beschwerden vor, in die sich kein Dritter störend mischen dürfe, und die vielleicht zu einem besseren Verständnis führe und doch die verschiedene Eigenart in ihrer vollen Freiheit gewähren lasse.

Keller ging mit herzlicher Freude auf den Vorschlag ein. Seine Antwort vom 31. Mai zeigt, dass auch er, dem eine verbreitete Meinung eine kalte, herzlose, aber gescheite Selbstsucht vorwarf, ein warmes Gefühl für Freundschaft in seiner Brust verschloss. Er erwiderte: „Äussern Sie sich also wie Sie das Herz treibt, schriftlich, mündlich, wie Sie wollen. Ich werde es ebenso halten; es soll, wenn Sie das nicht stösst, auf meine Stimmung ankommen, ob ich Ihnen schriftlich oder mündlich antworte. Ich kann jetzt nicht mehr schreiben, seien Sie überzeugt, dass ich Ihren Schritt gegen mich nicht gering anschlage, und dass er mich mächtig verpflichtet. Ich hoffe, den Glauben an die Menschheit, den Glauben an Ehre und Treue wieder zu finden."

In einem noch sehr jugendlich gedachten und gehaltenen Briefe vom 8. Juni 1834 suchte ich die spätere Entfremdung zu erklären, welche eingetreten sei, obwohl die innere Zuneigung fortgedauert habe, und es für beide Individualitäten viele gemeinsame Berührungspunkte gebe. Ich hob drei Ursachen der Entfernung hervor. Zuerst die Politik. Ich erklärte ihm offen, dass ich ihn niemals für einen Radikalen habe halten können, wenn gleich er Führer und Haupt der radikalen Partei geworden sei. Schon seine wissenschaftliche Bedeutung, mehr aber noch seine Fähigkeit, die Menschen zu durchschauen und zu beherrschen, sei mit jener Annahme unvereinbar. Zwar halte ich den Radikalismus nicht für etwas absolut Böses. Als

untergeordnetes Element wirke er sogar wohlthätig auf das öffentliche Leben. Aber wenn er den ganzen Stat durchdringe und allein herrschen wolle, dann werde er verderblich. Da sei es mir denn schmerzlich gewesen zu sehen, dass er mit seinem Geiste die Alleinherrschaft des Radikalismus erst ermögliche und befestige. Ich sei überdem durch die Wahrnehmung verletzt worden, dass er im Siege die Gegner mit schneidender Kälte und grausamer Härte verhöhne, oder wenigstens geduldet habe, dass untergeordnete Wortführer der Partei die besiegten, aber ehrenwerten Gegner durch ungerechte und heftige Angriffe beleidigen.

Sodann der persönliche Character. Ich habe mich vorzüglich durch Blicke in sein Familienleben überzeugt, dass ihm nicht, wie die Meisten glauben, jede gemütliche Kraft fehle. Aber im gewöhnlichen Leben zeige er vorzüglich die Kälte des Verstandes und lasse dem herben Spott die Zügel schiessen, wodurch er auch befreundete Naturen von sich verscheuche.

Endlich den Mangel an gegenseitigem Verkehr. Infolge der Parteieinflüsse entstehen notwendig Missverständnisse, welche dann unberichtigt bleiben und wuchernd um sich greifen. Dem könne man nur begegnen, indem man sich über die Parteien stelle und unmittelbar aus der Quelle schöpfe.

Ich schlug ihm nun einen erneuerten freundlichen Verkehr auf der Grundlage voller Aufrichtigkeit und mit Beseitigung von störenden Zwischenpersonen vor und lud ihn ein, auch mir seine Vorwürfe rückhaltlos zu eröffnen.

Die Antwort Kellers (vom 3. Juli 1834) ist nicht minder offen, aber eine reifere Frucht statsmännischer Über-

legung. Meine Behauptung, dass er von Natur kein Radikaler sei, übertrumpfte er durch die andere Behauptung, dass ich „von Geburt ein Radikaler“ sei und daher auch nicht zu der Stadtpartei passe, der ich mich angeschlossen habe. In diesem Vorwurf war das allerdings richtig, dass meine entschieden liberale Natur in der Parteiverbindung mit zahlreichen mehr oder weniger illiberalen und absolutistischen Elementen nicht zu rechter Entwickelung komme und in verkehrte Richtungen hingedrängt werde. Radikal in dem Sinne, wie ich das Wort verstand, war ich nie. Den eigenen Radikalismus stellte Keller als durchgreifende Verbesserung der Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung d. h. als Liberalismus dar. Er bezeichnete es als seinen reformatorischen (allerdings radikal formulierten) Grundgedanken, das alte väterliche, auf Gnade und Ungnade, oder vielmehr auf den individuellen Willen und die individuelle Güte der Regenten basierte Regiment abzuschaffen und statt dessen die Herrschaft des Grundsatzes, des Gesetzes, der Wissenschaft einzuführen. Er habe vermeiden wollen, dass die Revolution wieder wie früher mit ein paar unwirksamen Grundsätzen und mit Personaländerung ablaufe. Die allgemeinen Grundsätze, die in der Verfassung stehen, beissen Niemanden, aber wenn man sie anwende und durchführe, dann schreien die Leute. Deshalb haben sie auch gegen ihn geschrieen, weil er Ernst gemacht habe mit der grundsätzlichen Durchführung.

Er bestritt nicht, dass auch er gelegentlich hart geworden und schroff erschienen sei; aber er erklärte das aus seinen Erfahrungen und meinte, wenn ich früher gekommen wäre und den „alten Mist“ gesehen hätte, würde ich weniger Anstoss an seinem Verhalten genommen haben.

Seinen früheren Freunden innerhalb der gemässigten Partei warf er vor, dass sie die politischen Gegensätze nicht mit dem Verstand zurecht gelegt und eine gemütliche Entfremdung verschuldet haben. Keiner habe sich offen gegen ihn ausgesprochen, keiner ihn ehrlich vor einem Wege gewarnt, der zur Trennung führte. Dieses Verhalten seiner nächsten Freunde habe ihn am tiefsten verwundet. Mich traf dieser Vorwurf nicht, sondern die Altersgenossen. Dagegen warf er auch mir vor, und nicht ohne Grund, dass ich den Verdächtigungen, denen er von Angehörigen meiner Partei in der Presse zuweilen ausgesetzt worden, zu wenig entschieden entgegengetreten sei und entgegengewirkt habe. Ganz denselben Vorwurf aber konnte ich auch ihm entgegnen. Das ist der Fluch des Parteiwesens, dass die Parteiführer zu mancher Unbill, welche die Parteianhänger wider ihre Gegner verüben, die Augen zudrücken und dieselbe gewähren lassen.

Auch über den Schein der Gemütlosigkeit sprach sich Keller offen aus. Er gab zu, dass mancher verständige Beurteiler sich in ihm deshalb irren könne, weil sein Gemüt nicht auf der Oberfläche liege, sondern in der Tiefe verborgen sei. Aber er berichtete von heftigen Gemütskämpfen, in denen er mit sich selber gerungen habe, während Andere meinten, sein Herz sei ein Eiszapfen.

Zum Schluss sprach er sich gegen die kindische Gleichstellung aus, welche dem gewöhnlichen Radikalismus vorgeworfen werde. Die reine Demokratie und alles Nivellieren seien ihm gründlich zuwider. Er halte die Menschen der Menge nach für dümmer und schlechter, als ich ihm vielleicht gelten liesse. Aber das verlange er, dass, wenn der Wettlauf des Lebens beginne, Alle auf Einer Linie

stehen, und man Keinem eine Springkette anlege. Nach seiner Meinung soll das Volk durch seine Agenten d. h. Behörden und Beamten so strenge regieren, wie ein König. Der nächste Kampf werde sich zwischen den höheren ideellen Interessen auf der einen Seite und dem kurzsichtigen und niederen Rusticismus auf der andern Seite entwickeln, und in diesem Kampfe werden wir zusammen auf derselben Seite stehen.

Ich habe nach Kellers Tod diese Briefe in der „Erinnerung an Friedrich Ludwig Keller“ abdrucken lassen (München 1861, in der kritischen Vierteljahrsschrift und in besonderer Auflage). Sie geben einen tiefen Blick in sein inneres Wesen und in das meinige. Die damalige Correspondenz war die Einleitung des erneuten persönlichen Verkehrs, an welchem auch die beiden Frauen, beide Jugendfreundinnen, einen wohlthätigen Anteil hatten. Die Parteistellung änderte sich nicht; aber wir sprachen uns offen auch über die Parteibestrebungen aus, und die freundliche Beziehung der beiden Männer wirkte doch oft ermässigend und versöhnlich auf die Haltung der Parteien.

Erst nach mehreren Jahren hörte der intime Verkehr wieder auf aus Gründen, die nicht dem öffentlichen Leben angehören, und die zu bezeichnen ich weder die Pflicht noch die Neigung habe. Sie berühren mein eigenes Leben nur durch den Eindruck, den ich von dem Einfluss bekommen habe, welchen unter Umständen die Leidenschaften Kellers auf sein Leben und auf Andere übten. Nachdem Kellers Macht durch die Revolution von 1839 gebrochen worden war und er die Schweiz verlassen hatte, um als Professor des römischen Rechts erst an der Universität Halle (1843), später in Berlin zu wirken, habe ich ihn

nur Einmal noch in Berlin gesehen, wo er als Nachfolger Savigny's den Lehrstuhl des römischen Rechts inne hatte und nun als ein Vertreter der conservativen Partei und als „Reactionär" wider die „Revolution" kämpfte. Gegen mich war er bei diesem Anlass persönlich liebenswürdig. Wir konnten uns aber politisch noch weniger einigen, als früher in der Schweiz, obwohl nun die beiden Rollen in Deutschland umgetauscht zu sein schienen.

Das Tagebuch, dessen Aufzeichnungen mir die Darstellung meines Lebens sehr erleichtert haben, hört im Jahr 1837 auf. Erst vom Jahr 1842 an, seit der Bekanntschaft mit Friedrich Rohmer, beginnen dann neue Vormerkungen von Erlebnissen und Gedanken, die mich beschäftigten. Es fällt mir aber auf, indem ich das Tagebuch der Jahre 1833—1837 durchsehe, dass mich damals schon die religiösen Grundfragen zugleich mit den politischen am tiefsten beschäftigt haben, und dass meine Ansichten von Gott und Unsterblichkeit schon in jener Zeit mit denen nahe verwandt waren, welche mir später durch die Rohmer'sche Wissenschaft in neuer Gestalt und mit vollständiger Begründung zugeführt worden sind.

Einige Auszüge, die ich je nach dem Inhalte übersichtlich ordne, mögen hier Platz finden.

Wissenschaft.

„Der Geist, der sich in der Geschichte als Geist der Völker und Staten geoffenbart hat, hat einen reicheren Inhalt als der Geist einzelner Menschen."

„Wie thöricht sind jene Weisen, die sich einbilden, Gott und Welt entstehen erst durch sie und ihre Gedanken. Sie gleichen den Kindern, welche die Bilder ihrer Phantasie höher schätzen, als die riesige Wirklichkeit. Gegenüber

dem von Ewigkeit her lebendigen Gott sind sie doch nur wie unscheinbare Stäubchen, die im Lichte glänzen."

„Die Weltgeschichte ist die Offenbarung Gottes auf Erden." (In so absoluter Fassung ist der Satz doch nicht wahr. Nur wenn er ergänzt wird durch die Anerkennung, dass die Menschennatur und die menschliche Freiheit ebenfalls ihren wesentlichen Anteil an der Weltgeschichte haben, wird derselbe richtig. Mein damaliger Fehler war, dass ich noch immer der geschichtlichen Macht zu viel und der persönlichen Freiheit zu wenig Wert beilegte.)

„Jetzt ist die Zeit der positiven Wissenschaften. Wir müssen nun arbeiten und im Einzelnen thatsächliche Ergebnisse gewinnen. Dann mag später wieder eine Periode der Speculation kommen, welche die Masse der verarbeiteten Stoffe überschaut und das Wesen einheitlich herausfindet."

„Poesie und die philosophischen Wissenschaften scheinen für die Jugendzeit der Völker, die realen Wissenschaften eher für die reifere Mannesperiode zu passen. Wie in dem Jüngling Phantasie, Gefühl, Schwung des Geistes, ideale Begeisterung besonders wirksam sind, so fängt der Mann, dem die Sorge für das Haus obliegt, an zu zählen, zu messen, zu rechnen. Die Franzosen sind in der kälteren Lebensperiode angelangt. In der Poesie haben die Deutschen ihre Aufgabe bereits gelöst."

„Die Amerikaner aber sind ein junges Volk und rechnen doch wie die Alten. Wie erklärt sich das? Kinder, die von bejahrten Eltern erzeugt werden, haben in ihrer Jugend schon recht alte Gesichter. So sind die Amerikaner die Kinder der alten Europa mit ältlicher Anlage."

Gott und Mensch, Christus.

„Gottes Leib ist die Welt.“

„Auch in der Menschheit äussert sich das Wesen Gottes. Aber es ist Thorheit zu glauben, der ganze, unbegrenzte Gott könne in der beschränkten Gestalt eines Menschen dargestellt werden, selbst wenn dieser Mensch das verwirklichte Ideal der Menschheit wäre; und es ist Vermessenheit zu wähnen, irgend ein Sterblicher habe Gott völlig erfasst. Auch der beste und grösste Mensch, selbst Christus, konnte doch nur eine mangelhafte Anschauung Gottes haben.“

„Das Gefühl des unmittelbaren Zusammenhangs des menschlichen Geistes mit dem göttlichen Geiste war niemals in einem Sterblichen lebendiger und klarer ausgebildet, als in Christus. Der Glaube an Gott war in Christus vollkommener und wirksamer geworden, als in irgend einem andern Menschen. Aber die Erkenntnis Gottes kann und muss noch wachsen.“

„Sokrates fasste Gott mehr vom Standpunkte des Erkennens und Wissens auf, Christus mehr von dem Standpunkte des Glaubens und Lebens. Eben deshalb eignete sich Christus mehr als Sokrates zum Religionsstifter.“

„Sokrates war vielleicht weiser als Christus; aber Christus war sicher religiöser als Sokrates.“

„Wer Christus für einen Schwärmer hält, muss Raphael für einen Pfuscher halten.“

„An die Göttlichkeit von Christus glaube ich, aber die Gottheit Christi erscheint mir wie Blasphemie.“

Unsterblichkeit.

„Meine Ansicht von der Unsterblichkeit ist kurz ausgedrückt folgende. Der Geist, der in dem Menschen lebt,

ist ein Individuum. Er war schon vor der Geburt vorhanden, gleichsam eine Idee des göttlichen, ewigen Geistes. Desshalb lebt er auch nach dem Tode fort. So weit die geistigen Eigenschaften in dem menschlichen Körper ihren Ursprung oder ihre notwendigen Bedingungen der Existenz haben (später wurde dieser Teil Seele und Rasse genannt), so weit gehen sie mit dem Körper unter. Wie der menschliche Körper sterblich ist, so auch aller menschliche Geist, der an die Bedingung des Körpers gebunden ist. Daher gehen unter mit dem Tode das eheliche Verhältnis, das Wissen irdischer Dinge, das menschliche Vermögen. Der individuelle Geist aber, der nicht von der Erde stammt, geht nicht mit dem Körper unter, den er als Mensch bewohnt hat. Je nachdem er während des Menschenlebens seine Kräfte entwickelt, sei es erhöht, sei es erniedrigt hat, geht er kräftiger oder schwächer, reiner oder befleckter von dannen. Die Tugend, die Arbeit des Denkens, die That wirken daher nach, über den Tod hinaus. Der zukünftige Zustand wird der innern Kraft entsprechen. Der gehobene und veredelte Geist wird eine vollkommenere neue Gestalt erhalten, der verdorbene und geschwächte Geist wird eine niedrige Gestalt annehmen. Wo und wie das geschehe, das wissen wir nicht. Aber wir können den Fortschritt ahnen."

„So lange der Mensch auf der Erde weilt, muss er seine irdische Bestimmung erfüllen. Er soll auf der Erde leben und wirken und auch da die Spuren seines Lebens zurücklassen. Indem er das thut, wird er auch mittelbar der höheren Bestimmung zureifen."

„Mein Freund Hirzel machte mich aufmerksam, dass die alten Indier im Grund dieselbe Ansicht hatten. Die

indischen Weisen besassen in hohem Grade die Kraft, durch Vertiefung in das innere Geistesleben sich von den Einflüssen des Körpers frei zu machen und sich den Einwirkungen der Welt zu entziehen. Dadurch erwarben sie eine reine Anschauung des innersten Geisteslebens und der höchsten Ideen. Wir müssen den entgegengesetzten Weg wandeln. Zu viel der Welt hingegeben, die seither fortgeschritten ist, vermögen wir zu den höchsten Ideen nur dadurch empor zu steigen, dass wir die reiche Erfahrung der Welt von hohem Standpunkte aus überschauen."

„Der innerste Kern unseres Geistes ist nicht durch unseren Körper bedingt, nicht von menschlicher Abkunft und Art. Zu diesem Geiste, der vorher war und nachher sein wird, gehören die Ideen der Gottheit und des Ewigen, welche der körperlich beschränkte Menschengeist nicht begreifen kann, sondern seiner irdischen Anlage nach bezweifelt und sogar läugnet. Dieses innerste Bewusstsein einer überirdischen Geisteskraft ist das höchste und selbst das gewisseste. In allen anderen Dingen denken wir nur, wie irdische Wesen denken müssen, in diesen höchsten Dingen werden wir unserer höheren Geistesnatur inne und denken wir wie überirdische Geister."

„Das Bild des Schmetterlings ist ein gutes Bild der Unsterblichkeit. Wie die Raupe, die als Wurm an der Erde kriecht, durch den Scheintod der Puppe hindurch sich zum Schmetterlinge entfaltet und nun frei von Blume zu Blume fliegt, so kann auch der Geist im Menschen, vorerst durch seinen Körper an die Erde gefesselt, sich zu einem höheren Wesen entwickeln, welches der Erde entrückt wird."

„Dem Menschen ist es gegeben, mit seinem geistigen

Auge über den Erdkreis hinaus und in das unermessliche Weltall hinein zu schauen und die Ewigkeit zu ahnen. Darin liegt die sicherste Bürgschaft, dass die Bestimmung unseres Geistes nicht auf der Erde ihr Ende findet."

„Wer in seinem Lebenskreise die Verhältnisse der Erde durchgelebt und ihre Erscheinungen verarbeitet hat, der mag nach vollbrachtem Tagwerk ruhig dahin gehen, wo seiner neue Verhältnisse und neue Erscheinungen warten."

„Auch das Wissen ist nicht bloss um der Erde willen da. Der wissende Geist ist höher als der unwissende. Er wird sich auch auf einem andern Sterne rascher zurecht finden, als der im Denken ungeübte Geist. Die irdische Wissenschaft mag vergessen werden, aber die Ausbildung der Geisteskraft wirkt fort."

„Die meisten Menschen stellen sich vor, Gott werde über sie richten und alle guten und bösen Thaten untersuchen und abwägen, recht wie unsere amtlichen Statsrichter, nur scharfsichtiger und gründlicher. Aber die Schöpfung Gottes ist nicht nach solchen Gesetzen eingerichtet. Das Gericht hat Jeder in sich."

„Die schlechte That brennt auf der guten Seele, aber diese kann wieder gereinigt werden durch den Brand."

„Wären im Himmel alle gleich, so möchte ich nicht hinein. Die ganze Natur weist auf Mannigfaltigkeit hin. Es kann Jeder in seiner Weise in vollem Rechte und glücklich sein. Aber gleich sind die verschiedenen Naturen nicht. Der Doctor Faust ist doch ein höherer Geist als sein Famulus Wagner."

Politik.

„Die Staten und Statsformen fallen, wie im Herbste

die welken Blätter. Ganze Völker verdorren, wie alte faule Bäume. Auch Frankreich scheint mir sich dem Verfall zuzuneigen. Seine Jugend ist schon lange vorüber, auch sein Mannesalter ist zurückgelegt. Weniger vorgerückt ist England; aber mir kommt es vor, als wäre England gegenwärtig ungefähr in derselben Altersentwickelung, in welcher die Römer zur Zeit der Gracchen waren."

„Was wird aus Europa werden, wenn dereinst auch die germanischen Staten absterben werden? Wird sich die slavische Rasse auch positiv entwickeln, während sie bisher nur receptive, nicht schöpferische Kräfte gezeigt hat? Kennen wir schon den Umfang ihrer inneren Kraft? Vielleicht entsteht später eine Mischung von germanischem und slavischem Wesen und darum ein neues germanoslavisches Leben, nachdem das romanogermanische untergegangen sein wird."

„Es bereitet sich mehr und mehr ein grosser Kampf vor der germanischen Völker mit dem romanischen Wesen. England steht in der Mitte, halb germanisch, halb romanisch." (Dieser Gedanke war in seiner Ausdehnung auf ganze Völkerfamilien unrichtig, in seiner Beschränkung auf den Kampf zwischen Frankreich und Deutschland zutreffend.)

„Deutschland muss durch sich selber gross und frei werden. Darum sehe ich eine Vermehrung der Bundesgewalt, wenn sie sich auch manchmal drückend darstellt, ganz gerne. Dadurch werden die Massen einander näher gebracht, und das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit wird erweckt. Steht Deutschland einmal als grosser Statskörper selbständig da, als Macht gegen Aussen, so wird sich die Freiheit im Innern von selber naturgemäss entwickeln."

„Die Hegemonie in Deutschland gehört Preussen. Durch den Zollverein hat es sich den Weg zu diesem Ziele gebahnt.“

„Nur dem gebührt Freiheit, welcher die Kraft hat, sie zu erfassen und sich in ihrem Besitze zu erhalten.“

„Der Stein, der sich in senkrechter Fläche dem reissenden Strom entgegenstellt, wird schliesslich von der Macht des Stromes fortgerissen. An dem Damme aber, der in schräger Richtung der Strömung mit sanftem Widerstande begegnet, weicht die Woge aus, und er bleibt unversehrt. So ist es oft in der Politik.“

„Eine Landschaft ohne Berge hat für mich keinen Reiz. Sie erscheint mir öde und langweilig. Auch in der Politik ist mir die ebene Flachheit zuwider, und ich verlange nach grösseren Menschen, welche über die Menge emporragen, wie die Berge über die Ebene.“

„In jedem einzelnen Augenblick die Richtung des Weltganges zu erkennen, das Entwickelungsfähige herauszufühlen und zu fördern, und die Abwege zu vermeiden, das ist die Hauptaufgabe des Politikers.“

„Er darf sich nicht täuschen lassen durch die Lobpreisung besserer Zustände und schönerer Erscheinungen in vergangenen Zeiten. Auch das Schönste stirbt ab, wenn seine Zeit vorüber ist, und lässt nur die Erinnerung zurück.“

„Das Lebendige, Erzeugende, Wachsende, das ist das wahre Element des Politikers.“

„Wie sich die Menschen in vulkanischen Gegenden an die täglichen Erschütterungen der Erde gewöhnen und sich dadurch nicht in ihrer Ruhe stören lassen, so werden wir Schweizer an die häufigen Erschütterungen der Staten gewöhnt und bleiben ruhig.“

„Das Wesen der schweizerischen Eigentümlichkeit liegt in ihrer Mannigfaltigkeit. Drei grosse Nationen stossen da zusammen, und ihre Fluten brechen sich an unseren Bergen. Die beiden Religionen durchkreuzen sich da ebenfalls und bekämpfen sich. Von Aussen drücken verschiedene politische Mächte und Richtungen auf uns ein. Im Innern sind die Unterschiede des Cultus, der Lebensart und der Verfassung noch grösser. Die Parteien sind in heftigem Widerstreit. Aber aus alle dem entwickelt sich doch ein frisches und reiches Leben. Jeder muss für sich selber einstehen. Das hält die Sinne wachsam und schärft die Gedanken des Kopfes und nötigt zu rasch entschlossenem Handeln.“

„Die Neutralität ist für die Schweiz unentbehrlich. Ohne sie würden die grösseren Mächte die schweizerischen Gemeinwesen anziehen und verschlingen, wenn sie nicht mit ihnen spielen würden, wie die Katze mit den Mäusen.“

„Der geistlose Adelige ist ein Planet, der sein Licht von einer Sonne empfängt, der geistvolle Nichtadelige hat das Licht in sich.“

„Vor der intellectuellen Grösse und Macht kann ich mich willig beugen, aber nicht vor der Nichtigkeit, die nur durch grössere Ahnen gehoben wird. Die Anmassung solcher hochmütiger Strohköpfe ist mir verhasst aus tiefster Seele.“

„Wer in dem State nur eine Vogelscheuche sieht gegen Diebe und Strolche, der kennt weder die Menschen noch den Stat.“

„Wer wird sagen, die Bäume, Sträucher und Blumen seien nur für den Garten da, in dem sie gepflegt werden? Aber ebensowenig lässt sich behaupten, dass der Garten um der Pflanzen willen eingerichtet sei, die darin wachsen.

So sind auch die einzelnen Menschen nicht ausschliesslich für den Stat und der Stat nicht bloss für die einzelnen Bürger da. Jedes wahrhafte Wesen hat eine Bedeutung für sich und für die übrige Welt."

Recht.

„Die Kraft ist die Quelle des Rechtes, der Same, aus dem das Recht herauswächst."

„Erzwingbarkeit gehört nur darum zu den Eigenschaften des Rechtes, weil das sittliche Gefühl nicht stark genug und die Einsicht der Menschen nicht klar genug ist, um das Recht allezeit ohne Zwang anzuerkennen."

„Das Recht ist schon vor der Verletzung vorhanden, welche den Zwang herbeiruft. Der Zwang ist nur eine Wehr des Rechtes und ein Heilmittel wider das Unrecht."

Psychologie.

„Der Mann beschränkt sich durch die Liebe. Das Weib erweitert sein Wesen durch die Aufnahme eines höheren. Die Weiber lieben ganzer und hingebender, als die Männer. Sie sind sittsamer und tugendhafter, als diese. Aber ihre Tugend ist geringer, als die männliche, weil jene dem unbewussten Instinkte näher, diese von freiem und bewusstem Willen bestimmt ist."

15.

Reise über Venedig nach Triest und Wien. Armin's Geburt und Tod. Freiwilliger Tod von Theodor Fröhlich und Jacob Vogel. Verlobung W. Wackernagels mit meiner Schwester Luise.

Mein jüngster Bruder Karl war als Lehrling in einem Handelshause zu Triest untergebracht worden und dort am Typhus erkrankt. Während der Gefahr für sein Leben

reiste ich im Auftrag meines Vaters nach Triest. Auf dieser Reise, im März und April 1836, bekam ich mancherlei neue Eindrücke. Zum ersten Male betrat ich nun den österreichischen Stat.

Es fiel mir auf, dass die Strassen im Vorarlberg besser gepflegt waren, als in dem schweizerischen Thurgau. Hier vernachlässigten die Gemeinden, denen die Unterhaltung oblag, ihre Pflicht; dort sorgte das Statsamt durch seine Strassenwärter für die Herstellung der Strassen. Dagegen gab mir eine Äusserung eines österreichischen Beamten eine wunderliche Vorstellung von den öffentlichen Zuständen in dem Kaiserreich. Er erklärte mir, ohne eine Spur von Ironie, in vollem Ernste: „Wir Beamte haben es gut; wir brauchen uns nicht mit Denken abzumühen; der Metternich denkt für uns.“ Der Mann war wirklich glücklich in dem Gefühl, nicht selber denken zu müssen.

Die Fahrt über den Arlberg war nicht gefährlich, aber ziemlich beschwerlich. Noch lag viel Schnee, und der Schnee war auf der Nordseite des Berges gefroren. Das Gebirge schien mir viel wilder und rauher als in der Schweiz, die Thäler enger, die Klüfte tiefer, die Höhen steiler. Die deutschen Dörfer waren freundlicher und hübscher, als die Dörfer auf der welschen Seite des Gebirges. Ich begegnete ganzen Scharen von Tirolern, welche auf die jährliche Wanderung zogen, die einen als Maurer in die Schweiz und nach Frankreich, die anderen als Hirten nach Schwaben: Männer, Weiber und Buben, doch vorzugsweise Männer. Wenn die ersten Strahlen der Frühlingssonne in ihre winterlichen Bergthäler hinein scheinen, dann verlassen sie die kalte Heimat und wenden sich milderen Gegenden zu; aber im Winter sind sie daheim und wärmen

und nähren sich mit dem im Auslande gewonnenen und ersparten Lohn. So kommt alljährlich viel Geld in das arme Ländchen. Die Leute sind gut gekleidet, und ihre stolze, trotzige Haltung beweist, dass sie sich nicht arm fühlen. Nur der Kirche gegenüber sind sie demütig, mit dem Statsbeamten verkehren sie in vertraulich-patriarchalischer Weise.

In Venedig musste ich die Abfahrt des Dampfbootes erwarten und hatte daher zwei Tage Zeit, mich in der wunderbaren Meeresstadt umzusehen. Venedig ist eine wahrhaft unglaubliche Stadt. An der Meeresküste und auf Inseln gibt es hunderte von Seestädten; aber Venedig ist nicht an einer Küste und nicht auf einer Insel gebaut. Die Stadt erhebt sich mitten aus dem Meere, ohne alles Land. Die Häuser steigen unmittelbar aus dem Wasser senkrecht in die Höhe. Die eine Hausthüre öffnet sich auf den Canal, der das Haus bespült und auf dem die dunkeln Gondeln leise hin und her schwimmen. Diese mit schwarzen Tüchern behangenen Gondeln gleichen ganz den Trauer- und Leichenwagen. Es war mir unverständlich, dass sich diese ernste, unfreundliche Sitte fortwährend erhalten konnte und nicht einmal den Kampf mit farbigeren und heiteren Fahrzeugen zu bestehen hatte.

Der herrliche Marcusplatz und der damit verbundene Molo waren an dem Sonntage und in der Carnevalszeit sehr belebt. Nachdem ich das sich hier entwickelnde Treiben mir betrachtet, betrat ich die erleuchteten Räume einer Kirche, angelockt von dem schönen Gesang. Hier wird man recht inne, wie sehr die katholische Religion auf die Sinne zu wirken weiss. Der Cultus ist sinnlich durch und durch, aber die Sinnlichkeit erscheint in ihm

veredelt und vergeistigt. Es ist eine erhebende Erscheinung, in diesen prachtvollen, reich geschmückten Hallen auf dem buntfarbigen Marmorboden vornehme und geringe Leute, Hohe und Niedere beisammen zu sehen, wie sie in gemeinsamem Gebete sich dem Priester zuwenden und neben einander ihre Knie vor dem Heiligen beugen.

Es gefiel mir an dem katholischen Cultus, dass er den verschiedenen Stimmungen und Bedürfnissen des Einzelnen eine mannigfaltige Befriedigung darbietet. Bei uns gehen Alle zur selben Stunde in die Kirche und aus der Kirche; und Alle erwarten von der Einen Predigt ihre Erbauung. Aber in die katholische Kirche geht Jeder, wenn ihn das Verlangen treibt, zu jeder beliebigen Tagesstunde. Jeder findet auch leicht eine Stelle, die ihn anspricht. Während sich eine Gruppe Leute einem Seitenaltar zuwendet, wo ein Priester die Messe liest, suchen Andere eine einsame Stelle auf, wo sie für sich beten und den eigenen Gedanken nachsinnen. Wer gesättigt ist von dem Cultus, der entfernt sich ruhig und kümmert sich so wenig um die Bleibenden, als diese um den Gehenden. Jeder denkt und fühlt, wie es ihm zu Mute ist; Niemand führt das Commando, wie er denken und fühlen soll.

In dem Dogenpalaste bewunderte ich das Denkmal der entschwundenen Herrlichkeit der früheren Republik. Allenthalben wird man an die vormalige Grösse der Republik gemahnt. Die Säle des Senats, der Dogenwahl, des Grossen Rats sind heute noch mit den prachtvollen Gemälden geschmückt, welche die Thaten der alten Aristokratie verherrlichen. In dem Saale des Grossen Rates sah ich noch die Rednerbühne und die Bilder von Demosthenes und Cicero, die den venetianischen Redner ermunterten, dass

er es den grossen Rednern des Altertums gleich zu thun versuche. Diese Erinnerungen bilden freilich einen schroffen Contrast zu den österreichischen Soldaten, welche das vormalige Rathaus bewachen und die vormaligen Republikaner zum Gehorsam zwingen. Überhaupt fiel mir der Gegensatz in den Physiognomien der Venetianer und der österreichischen Truppen sehr auf. Die Gesichter der Venetianer hatten durchweg scharf ausgeprägte Züge, auf denen die Erlebnisse von Jahrhunderten ihre Furchen eingegraben hatten. Keiner sah dem andern gleich, jeder erschien als eine eigenartige Individualität. Manche Gesichter kamen mir vor, wie Ruinen eines ausgebrannten innern Lebens. Die österreichischen Soldaten dagegen hatten weichere, kindlichere Züge; es waren wohl meistens slavische Truppen. Diese Rasse hat noch wenig erfahren, die Geschichte hat ihre Anlage noch nicht entwickelt, die Unterschiede noch nicht herausgetrieben. Einer sah dem andern gleich. Wie sonderbar! Mit diesen geistig noch unreifen, aber leiblich frischeren Kräften werden die klugen Venetianer beherrscht.

Mein Führer versicherte mich, die Herrschaft der Österreicher sei viel milder, als die der Franzosen. Diese haben die Köpfe abgeschlagen, jene sehen durch die Finger. Ob das wahr ist, konnte ich nicht so rasch erkennen. Aber ich wunderte mich, dass die Beamten der Österreicher kein Deutsch verstehen, und meinte, das sei ein Zeichen der Schwäche des Kaiserstates. Die Römer hätten das anders gemacht. Schöner freilich wäre, wie ich meinte, die andere, nationale Politik, die aber Österreich auch nicht begreife. Ein ausgezeichneter Fürst, der es verstünde, den schlummernden Lebensgeist des italienischen Nordens aufzuwecken und zu leiten, würde ein italienisches Königreich

stiften können, und es würden ihm nach und nach alle getrennten Glieder zufallen. Es war mir nicht klar, weshalb die österreichischen Statsmänner weder den einen noch den andern Weg einschlagen. Ich wusste damals noch nicht, wie wenig Verständnis in der Wiener Hofburg für die moderne nationale Statsidee zu finden sei. Aber es freute mich in meinem spätern Leben zu sehen, dass eine italienische Dynastie und italienische Statsmänner den politischen Gedanken ergriffen und verwirklichten, der mir damals in Venedig klar geworden war.

Zum ersten Male sah ich das Meer, als ich auf dem Dampfboote von Venedig nach Triest hinüberfuhr. Aber doch nur ungenügend: denn so lange ich auf dem Verdeck mich umsah, waren das Ufer und die Berge sichtbar geblieben, und als die Nacht den Blick hemmte, schlief ich ruhig fort in der engen Kajüte.

Triest gewährte den Eindruck einer noch jungen, aber kräftig wachsenden Handelsstadt, die sich an dem Meerbusen hinzieht, um die Waren, die ihr von der See aus zugeführt werden, aufzunehmen und in's Innere des Landes zu versenden. Die zahlreichen Schiffe, die vor Anker lagen, waren Kauffahrer meistens von mittlerer Grösse, sogenannte Briggs, nur wenige Dreimaster darunter, aber von allen seefahrenden Nationen. Auf der Börse pulsierte das Handelsleben am heftigsten. Die öffentlichen Gebäude zeichneten sich nicht, wie in Venedig, durch Schönheit aus. Auch das Theater stand in jeder Beziehung weit hinter der Fenice in Venedig zurück. Die litterarischen Kräfte und die geistige Nahrung kamen kaum in Betracht neben der reichen Fülle der Waren und der guten Küche in den Kaufmannshäusern. Das Lesezimmer in dem Casino

war sehr dürftig ausgestattet, weit besser die Spielsäle. Die meisten fremden Zeitungen waren verboten. Von den Schweizern in Triest wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Ich hatte unter denselben auch alte Freunde und Bekannte.

Meine Rückreise führte mich nach Wien, wo ich einen Teil der Charwoche zubrachte und die Osterfeier genoss. Aus meinen Berichten an meine Frau hebe ich folgende Stellen hervor:

„Kaiser Joseph II. hat, seitdem ich Wien gesehen, sehr in meiner Schätzung gewonnen. Er hat eine Menge neuer Anstalten gegründet und einen Geist erweckt, der heute noch in der Bevölkerung fortlebt. Wenn er nichts anderes gethan hätte, als dass er den Prater aller Welt eröffnet hat, so hätte er Grosses gethan. Vor ihm durfte nur der hoffähige Adel den Prater besuchen. Aber was wäre Wien ohne seinen freien Prater? Indem der Kaiser den Bürger dem Edelmann gleichstellte, hat er eine Wandlung der Sitte und der Denkweise eingeleitet, welche aus dem Mittelalter herausführen musste. Die Inschrift auf seinem Denkmal hat er verdient: ‚Josepho II. Augusto, qui saluti publicae vixit, non diu sed totus.‘ (Joseph II., dem Kaiser, der nicht lange, aber ganz dem öffentlichen Wohle gelebt hat.) Auf einem der Médaillons, welche die Pilaster zieren, stehen die Worte: Gloria saeculi novi. Mich wunderte, dass die Wiener Censur nicht die gefährliche Lobpreisung des neuen Zeitgeistes gestrichen hat. Zum Glück ist die Inschrift lateinisch, sonst könnte sie dem State grosse Gefahren bereiten.“

„In dem Burgtheater habe ich etwas gefunden, was ich vorher nicht in solcher Vollendung gesehen hatte, auch

in Berlin nicht, ein Zusammenspiel, in welchem alle Rollen ohne Ausnahme vortrefflich besetzt waren. Einmal sah ich einige Lustspiele. Ein ander Mal die Braut von Messina. Ich war um so begieriger darauf, als ich das Stück noch nicht gesehen hatte und auch den Eindruck der Chöre nicht kannte. Ich kann nicht sagen, dass mich die Chöre unbedingt befriedigt haben. Vorzüglich ergreifend schien mir die Sprache des ältern Chorführers; den jüngern wünschte ich weg. Vielleicht liegt in dem Zwiespalt der Chöre ein Fehler. Das besonnen überlegende Urteil der Weisen aus der Menge scheint mir allein für den Chor zu passen; und das teilt sich nicht fortwährend in zwei Parteimeinungen, sondern ist in der Regel nur Eines. Die alte Schröder gab die Königin von Messina vortrefflich. Ich habe sie in noch günstigerem Lichte in der Merope von Voltaire gesehen."

Nach weiteren zwanzig Jahren habe ich die greise Schröder in München öfter wieder gesehen in dem Kaulbach'schen Hause. Selbst dann noch las sie einzelne dramatische Scenen mit gewaltiger Kraft der Empfindung.

„Um das Leben in Wien recht und innig zu geniessen, muss man nicht allein sein, wie ich es bin. Das Familienleben ist hier sehr ausgebildet. Der Mann lebt überall mit seiner Frau: zu Hause, in Gesellschaft, im Theater, bei Dommayer und im Sperl. Herrenclubs sind fast gar nicht vorhanden. Für litterarische Unterhaltung ist nicht gesorgt. Hier fühle ich lebhaft, dass es nicht gut ist, allein zu sein. Du und die Kinder gehören mir an, wie Glieder meines Leibes. Ihr habt tiefe Wurzeln geschlagen in meinem Wesen, und ich bin an euch gebunden, wie ihr an mich. Auch fängt das müssige Leben an, mir zu ent-

leiden, und ich sehne mich nach Arbeit. — Auch politisch bin ich hier inne geworden, dass eine Republik, trotz ihrer Rohheiten, mir persönlich besser behagt, als diese Monarchie, in welcher der Adel und die Priester herrschen. Ich gehöre meinem ganzen innern Streben nach einer gründlichen Reform der alten Zustände an. Wenn die Schweiz die sittliche Kraft besässe, sich selber zu beherrschen, der Zügellosigkeit zu entsagen und diese grosse Aufgabe zu erfüllen, so könnte sie ein bedeutsames Vorbild werden für die europäische Welt.“

Angeregt von den neuen Lebensbildern kehrte ich in die Heimat zurück.

Im Jahre 1836 gebar meine Frau noch einen Knaben (22. Mai), der Ferdinand Armin getauft wurde. Derselbe starb aber schon als jähriges Kind (6. Juni 1837). Schon vorher drängte sich den Eltern der Gedanke auf: dieses Kind passt nicht für dieses irdische Leben; es ist zu fein und zu gut für dasselbe. Ich habe nie ein schöneres Kindesauge gesehen, als das seinige. Aus den tiefblauen glänzenden Augensternen leuchtete eine seelenvolle Liebe und eine unbeschreibliche Güte heraus, die ihrer selbst naiv bewusst zu sein schien. Einigermassen erinnerten mich die Engelsköpfchen, welche zu der Sixtinischen Madonna von Rafael hinaufschauen, an das Bild dieses Knaben, welcher nach Lessings Ausdruck gescheit genug war, diesen zweifelhaften, irdischen Wohnort bald wieder zu verlassen. Er starb an Krämpfen des Herzens. Bis zum Tode behielt er sein Bewusstsein und selbst in dem letzten Ringen des gehemmten Atems mit dem kranken Körper blickte er mit seinen freundlichen Augen ruhig und liebend umher, so oft die Leiden momentan pausierten. Plötzlich

wurde der Blick starr, der langsame Atemzug erlosch. So sah ich dem Tode in der Gestalt des kleinen Lieblings in's Antlitz. Ich war durchdrungen von dem Gefühle, dass es ihm wohl und er Gott näher sei, als die zurückgebliebenen Eltern.

Im Jahre vorher hatten mich zwei gewaltsame Todesfälle schwer betroffen. Mein musikalischer Freund Theodor Fröhlich, dessen seelenvollem Spiel ich in Berlin so gern zugehört hatte, war seines Lebens überdrüssig geworden. Er war nicht glücklich in seiner Ehe und hatte wohl auch andere Sorgen, die ihn quälten. Er suchte und fand den Tod in den Fluten der reissenden Aare.

Ebenso machte mein Schwager Jacob Vogel seinem Leben durch einen Pistolenschuss ein unerwartetes Ende. Er war mit sich selbst und mit den Seinen unzufrieden. Das Leben erschien ihm reizlos und widerwärtig. In einem Anfall von Melancholie griff er zu der tödlichen Waffe.

Den traurigen Erlebnissen trat nun auch ein freudiges Familienereignis gegenüber und bewahrte das Gleichgewicht in dem Wechsel des Schicksals. Mein alter Studienfreund von Berlin, der Germanist Wilhelm Wackernagel, der als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an das Gymnasium und die Universität zu Basel berufen worden war, verlobte sich mit meiner jüngern Schwester Luise und kam nun auch in nähere verwandtschaftliche Beziehung zu meiner Familie. Ich war mit demselben fortwährend in freundschaftlichem und in wissenschaftlichem Verkehr geblieben. Für meine Familie war der Beitritt einer so bedeutenden geistigen Kraft selbstverständlich von hohem Werte.

16.

Schulsynode 1836. Wahl in den Grossen Rat. Meine Stellung in dieser Behörde. Änderung der Repräsentationsverhältnisse. Anteil an Zeitungen. Correspondenz in die Augsburger Allgemeine Zeitung. Mein Streit mit J. Th. Scherr. Ernennung zum ordentlichen Professor. Wissenschaftliche Arbeiten und Werke. Zürcherische Rechtsgeschichte 1838/39. Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen 1839. Anregung für das öffentliche Recht und der Streit der Germanisten mit den Romanisten.

Zum ersten Male hatte ich im Jahre 1836 Gelegenheit, eine grosse Versammlung zu präsidieren, ein Geschäft, das ich in späteren Jahren oft zu betreiben hatte, und in dem ich infolge dieser Praxis einige Sicherheit gewann. Ich war auf der Schulsynode des Jahres 1835 zu Winterthur durch eine wunderliche Verkettung von zufälligen Umständen zum Präsidenten dieser repräsentativen Versammlung für das nächste Jahr gewählt worden. Es war das eine Vertretung des ganzen Lehrerstandes nach Analogie der Kirchensynode, in welcher die Geistlichkeit des Cantons vertreten war. Die Masse der Mitglieder wurde durch die Volksschullehrer gebildet. Die Versammlung fand in dem Saale des Grossen Rats in Zürich statt. (August 1836.) Es nahmen ungefähr 350 Mitglieder daran teil.

Als Präsident erlaubte ich mir, in der Eröffnungsrede einige Worte über das Verhältnis der Volksschule zur Kirche zu sprechen. Ich wies auf den weltgeschichtlichen Gegensatz hin zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit. Dort Herrschaft der Kirche über die Wissenschaft, hier Befreiung der Wissenschaft von der kirchlichen Autorität und selbstbewusste Entwickelung jener. Später erst, aber ebenfalls mit geschichtlicher Notwendigkeit, wurde

die Volksschule abgelöst von der kirchlichen Vormundschaft, nicht in der verderblichen Absicht, die Religion aus der Erziehung der Jugend zu beseitigen, aber in dem Gedanken, das selbständige Leben der Schule zu heben und zu entfalten. Wie die Architektur den weiten Räumen der Kirche, welche die ganze Gemeinde religiös zu einigen und zu erheben berufen ist, die freundlichen Schulhäuser für die Kinder in gesonderten, eigens für den Schulzweck gebauten Räumen gegenüberstellt und nicht etwa in dem Kirch- und Pfarrhofe unterbringt, so soll auch die Schule als Anstalt der Gemeinde und des States einen selbständigen Bereich ihrer Wirksamkeit haben.

Nachdem ich am 7. März 1837 mein dreissigstes Lebensjahr angetreten und dadurch das erforderliche Alter erreicht hatte, welches den Eintritt in den Grossen Rat bedingte, wurde ich von der Zunft zum Widder, welche vorher meinen Vater zu ihrem Abgeordneten gewählt hatte, zum Mitglied dieser obersten Landesbehörde ernannt. Damit war mir ein politischer Wirkungskreis eröffnet, zu welchem mich Natur und Neigung hinzogen. Ich blieb Mitglied des Grossen Rates bis zu meiner Übersiedlung nach München d. h. bis Frühjahr 1848. Es war das eine kampfreiche und wechselvolle Zeit, welche Geist und Gemüt aufregte und anspannte.

Im Anfang gehörte ich zu der Minderheit der sogenannten Gemässigten oder Constitutionellen, die vorzugsweise in der Hauptstadt ihren Anhalt fand. Die Sturmflut von 1839, welche das radikale Regiment wegschwemmte, trieb meine politischen Freunde in die Höhe, und ich wurde einer der Führer der Majorität, wie das Land sie gewählt hatte. Dann kam diese Majorität wieder ins Schwanken,

und die alten Führer des Landes gewannen erneutes Ansehen. Seit den Maiwahlen von 1842 standen sich die beiden Hauptparteien in dem neugewählten Grossen Rate fast in gleicher Stärke gegenüber. Damals gelang es mir, durch Gründung der liberal-conservativen Partei dieser nach und nach ein wachsendes Übergewicht zu verschaffen, bis endlich dieser Versuch, mit Hilfe eines neuen politischen Princips die liberalen und conservativen Elemente zu verbinden und gemeinsam die Extreme niederzuhalten, an den Folgen der Luzerner Jesuitenberufung scheiterte, welche den entschiedenen Sieg der liberal-radikalen Partei verschaffte.

Im Jahr 1845 war ich mit dem Amte eines Präsidenten des Grossen Rates betraut worden.

An den gesetzgeberischen Arbeiten dieser Periode nahm ich fortwährend einen regen Anteil, der auch nicht durch die Parteigegensätze geschmälert oder gehindert wurde. Sogar nach meiner Entfernung von Zürich wurde der frühere Auftrag, das privatrechtliche Gesetzbuch für den Canton Zürich zu redigieren, nicht zurückgenommen, sondern bestätigt. Ich werde davon später zu berichten haben. Es bewährte sich so die gute Sitte der Republik, die gesetzgeberische Thätigkeit nicht der herrschenden Partei allein wie ein Monopol vorzubehalten, sondern die Einsicht und Fähigkeit auch der Opposition für das gemeinsame Werk zu benützen. Ich habe in meinem spätern Leben zuweilen die unerfreuliche Erfahrung gemacht, dass die Praxis sowohl der Regierungen, als der Kammern im Deutschen State gelegentlich ängstlicher und befangener sei, als ich in Zürich gewöhnt worden war.

Die parlamentarische Debatte fiel mir nicht schwer. Ich war rasch entschlossen und schlagfertig. Für die po-

litische Rede fehlte mir nicht der innere Antrieb, und die Übung bildete die natürliche Anlage aus. Es war mir aber niemals möglich, eine Rede zum voraus genau auszuarbeiten und niederzuschreiben. Dazu fehlte mir vor allem das Interesse. Ich überdachte wohl öfter vorher die Argumente für und gegen eine Sache und notierte auch einzelne Gedanken mit einigen bezeichnenden Worten. Aber ich vertraute für die Ausführung der Rede der Anregung des Moments. Nur sehr ungern und ohne Wärme sprach ich bei Beginn einer Beratung. Erst wenn der Kampf entbrannt war und schon mehrere Redner ihren Vorrat von Gründen verschossen hatten, wurde ich wärmer, und dann griff ich gerne in die Discussion ein. Wenn daher zum voraus die Reihenfolge der Redner verabredet wurde, so behielt ich gewöhnlich das Schlussvotum der Partei für mich vor.

Als nach der Revolution des Jahres 1830 die neue Verfassung beraten wurde, erregte vorzüglich der Streit um das Repräsentationsverhältnis der Stadt und der Landschaft am heftigsten die Gemüter. Nach wenig Jahren hatte das Princip der Rechtsgleichheit aller Cantonsbürger eine so grosse Macht gewonnen, und die demokratischen Grundsätze waren in dem Mase in der Schweiz herrschend geworden, dass der 1830 stark beschnittene Vorzug der städtischen Repräsentation bald wieder ungerecht und unhaltbar erschien. In der Stadt selber befreundete man sich mit einer Repräsentation, die ohne Rücksicht auf die Gegensätze der Bildung, des Vermögens und der geschichtlichen Stellung einfach auf die Seelenzahl der Wahlkreise gegründet ward. Obwohl ich gar nicht begeistert war für diese demokratische Auffassung der Repräsentation, so sah ich doch ein, dass die öffentliche Meinung diese Änderung verlange,

und stellte daher im Grossen Rat im Einverständnis mit meinen Freunden den Antrag, dass das Vorzugsrecht der Stadt beseitigt und die Repräsentation nach der Volkszahl geordnet werde. Die städtischen Zünfte wurden nun als Wahlkörper aufgelöst, und die Wahlen in der Stadt, wie auf dem Lande, der gesamten Gemeinde der berechtigten Urwähler zugewiesen. Wie wenig damals diese Verfassungsänderung die Stadt aufregte, welche durch dieselbe auf ungefähr einen Fünfteil ihrer bisherigen Repräsentation herabgesetzt ward, ergibt sich schon daraus, dass mir bei der nächsten Wahl der Stadt von den zwölf ihr verbliebenen Stellen eine ohne erheblichen Widerstreit mit grosser Majorität zugeteilt wurde.

An der Diskussion der Zeitungen nahm ich, seitdem der Vaterlandsfreund aufgehört hatte, in den Dreissigerjahren nur einen geringen Anteil. Ich schrieb gelegentlich einige Artikel in den „Constitutionellen", den erst Regierungsrat Eduard Sulzer und später mein Freund Stadtrat Gysi redigierte. Vom Jahre 1834 an war ich regelmässiger Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung geworden. Ich war über manche geheime Intriguen der französischen Diplomatie in der Schweiz gut unterrichtet und konnte zuweilen durch solche Artikel auch den fremden Einflüssen entgegenwirken. Aber dafür fehlte den Vertretern des vulgären Radikalismus jedes Verständnis. Ich wurde gerade jener Briefe an die Allgemeine Zeitung wegen hart angegriffen und persönlich verdächtigt.

Da benutzte ich einen Ausfall des Seminardirektors Ignaz Theodor Scherr gegen mich, um mich öffentlich über meine Handlungsweise zu rechtfertigen und die unwürdige Verdächtigung zurückzuweisen. Ich schrieb gegen

Scherr eine Streitschrift, welche rasch vergriffen war und in zweiter Auflage erschien (1837, Frauenfeld bei Ch. Beyel). Nun hatte ich wieder für einige Zeit Ruhe gewonnen vor persönlicher Anfeindung.

Meine Hauptthätigkeit in diesen Jahren war dem akademischen Beruf und den rechtswissenschaftlichen Studien zugewendet. Durch Dekret des Erziehungsrates vom 15. Oktober 1836 wurden mir Rang, Titel und Befugnisse eines ordentlichen Professors an der Hochschule übertragen, mit einer Besoldung von 1200 alten Schweizerfranken.

Allmählich entstand so das Werk „Stats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich", das in zwei Bänden erschien, die erste Auflage in den Jahren 1838 und 1839, die zweite Auflage im Jahr 1856, beide bei Orell, Füssli & Comp. in Zürich. Der erste Band, welcher die ältere, mittelalterliche Entwicklung der alten alemannischen Reichsstadt und ihrer Herrschaften darstellte, hatte vorzugsweise einen geschichtlichen Charakter. Der zweite Band, der mit der befestigten Zürcherischen Reformation seit 1531 beginnt und bis auf die Gegenwart reicht, bekam, weil es sich hier um die Darstellung des bestehenden Rechts handelte, eher ein dogmatisches Gepräge. Das ganze Buch war ein erster Versuch, ein schweizerisches Rechtssystem nach den Grundsätzen und der Methode der deutchen Rechtswissenschaft in seinem geschichtlichen Werden und in seinem innern Zusammenhang zu beleuchten. Dieser Versuch wurde in Deutschland günstig beurteilt. In der Schweiz regte er zu andern ähnlichen Arbeiten an. Ich erinnere in dieser Hinsicht an die Rechtsgeschichte der demokratischen Cantone von Blumer, des

Cantons Luzern von Segesser, des Cantons Zug von Renaud, an die rechtsgeschichtlichen Arbeiten von Friedrich von Wyss, König u. a.

Über den deutschen Charakter des Zürcherischen Rechts sprach ich mich folgendermassen aus (Vorrede zum zweiten Band 1839):

„Mit Vorliebe, ich gestehe es, habe ich den echtdeutschen Charakter unserer Institute hervorgehoben. Wer unsere bestehende Rechtsordnung überschaut, wie sie, wenn auch nicht im Einzelnen vollständig, doch in ihrem innern Zusammenhang als ganzer Rechtskörper in diesem Buche dargestellt ist, der wird sich sofort überzeugen, dass das romanische Element darin bei weitem weniger bedeutend ist als das germanische, und dass unser Recht viel deutscher ist, als das Recht in Deutschland selbst zur Zeit noch. Es ist meine feste Überzeugung: die direkte Herrschaft des römischen Rechtes ist in der Neige begriffen. Das deutsche Recht wird wieder an Einfluss und Bildung wachsen. Der grosse, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Kampf der Anhänger des römischen Rechtes mit den Verehrern des deutschen Rechts wird von neuem eröffnet werden, oder ist es vielmehr schon. Aber jetzt wird mit anderen Waffen und in anderer Weise gestritten. Auch der Erfolg wird ein anderer sein, als das erste Mal. Die deutschen Juristen mussten erst bei den Römern in die Schule gehen und von der Cultur des römischen Rechts erfüllt sein, bevor sie dem nationalen angestammten Rechte zu geistiger Befreiung und weiterer Fortbildung verhelfen konnten. Für diese Erkenntnis des deutschen Rechtes schien mir eine wissenschaftliche Bearbeitung des Zürcherischen Rechtes von keiner geringen Bedeutung, eben um der freieren Stel-

lung willen, in welcher wir deutschen Schweizer jenem Kampfe zusehen können, und um der deutschen Eigentümlichkeit willen, in der sich unser Particularrecht erhalten hat.“

Während dieser germanistischen Studien über die Zürcherische Rechtsgeschichte und das Zürcherische Recht erweiterten sich meine Ansichten über die Natur des Rechts und die Aufgaben der Rechtswissenschaft. Bis dahin war ich ein eifriger Anhänger der geschichtlichen Rechtsschule gewesen und hatte, wie die meisten Freunde derselben, die philosophische Methode und die philosophischen Begriffsbestimmungen nur wenig beachtet und gering geschätzt. Über diese Einseitigkeit kam ich nun hinaus. Ich lernte den Wert der Rechtsphilosophie besser erkennen und höher schätzen. Es übten in dieser Richtung die Schriften von Göschen und Stahl einen Einfluss aus; jener unternahm es, von den Gedanken der Hegel'schen Philosophie aus das positive Recht in ein neues Licht zu setzen, dieser suchte die Schelling'sche Philosophie mit der geschichtlichen Betrachtung zu verbinden.

Ich überzeugte mich, dass der alte Streit zwischen der historischen und der philosophischen Rechtsschule den früheren Sinn verloren habe und die dermalige Entwickelung der Rechtswissenschaft nicht mehr bestimmen könne. Unter dem Titel: Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen sprach ich mich in einer Reihe von Aufsätzen näher über die Richtungen und Aufgaben der deutschen Rechtswissenschaft aus. Diese Aufsätze erschienen zuerst im October 1839 in den Hallischen Jahrbüchern von Arnold Ruge und wurden dann zweimal noch als besondere Schrift aufgelegt, 1841 (Zürich und Frauen-

feld bei Chr. Beyel) und 1862 mit neuen Reformvorschlägen erweitert (Zürich).

Ich schilderte darin den Streit, der 1814 zwischen Thibaut und Savigny zunächst über das Bedürfnis und die Arbeit eines allgemeinen deutschen Gesetzbuchs, dann über die Natur des Rechts und die Aufgaben der Rechtswissenschaft entstanden war. Als das Wesentliche der historischen Schule bezeichnete ich die erneute Erkenntnis der nationalen und lebendigen Natur des Rechts, das nicht eine willkürliche, von Oben her gebotene, sondern eine aus dem Geist der Nation herausgewachsene, nicht eine zufällige und beliebig wechselnde, sondern eine innerlich bestimmte, dauerhafte Ordnung sei, in welcher die Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft verbunden sei.

Für das Privatrecht war aber die geschichtliche Betrachtung nun so allgemein in der Wissenschaft durchgedrungen, dass was vorher das charakteristische Merkmal einer Schule gewesen, nun zum Gemeingut der Wissenschaft überhaupt geworden war. Deshalb „gibt es auf diesem Gebiete keine historische Schule mehr“; denn wenn es auch noch Juristen gibt, die nicht selbst lebendig erfüllt sind von dem historischen Geiste, so gibt es doch keine mehr, die ihn zu läugnen und zu bestreiten wagen.

Aber ebenso liess unzweifelhaft die einseitige historische Richtung die philosophischen Köpfe unbefriedigt. Hatte die geschichtliche Schule eine Zeit lang die Philosophie vernachlässigt, so war es an der Zeit, dass diese sich selber wieder zu ihrem Recht verhalf. „Dieser Gegensatz, der sich schon im Altertum von Zeit zu Zeit wahrnehmen lässt und in der Statslehre von Platon und der Politik von Aristoteles deutlich hervortritt, charakterisiert die ganze

neuere Wissenschaft. Die Einen nämlich haben vorzugsweise den Sinn und die Gabe empfangen, die höhere Einheit im menschlichen Wissen zu entdecken und festzuhalten, die Ideen zum Bewusstsein zu bringen und das Ewige, Sichgleichbleibende, Seiende zu begreifen und darzustellen. Die Anderen dagegen halten sich zunächst an die äussere Erscheinung des realen Lebens, an das Endliche, sich Bewegende, Werdende. Die Anschauung der positiven Gestaltungen, die aufmerksame Prüfung und Betrachtung der Geschichte erweitern ihr Wissen und erhellen ihre Gedanken."

„Jede der beiden Richtungen hat ihre eigentümlichen Gefahren und ihre eigentümlichen Vorzüge. Die grosse Gefahr der philosophischen Richtung ist, dass sich manche Köpfe leicht durch scheinbar consequente Schlüsse verleiten lassen, leere, alles realen Kernes entbehrende Formeln zu producieren, oder gar ein zwar regelmässiges, aber unhaltbares und unbrauchbares Phrasengewebe auszuspinnen. Die Gefahr der andern, historischen Richtung ist, dass unbedachte Verehrer derselben bloss dürre Notizen aufspeichern und ein Beinhaus mit antiquarischen Gerippen füllen, ohne Geist und Leben."

„Der Gegensatz selbst aber ist ein fliessender. Denn auch der speculative Denker bedarf der äussern Anregung durch Erfahrung und Geschichte, um das Ideale zu erkennen, und der historische Forscher hinwieder kann auch die Geschichte nicht erfassen, wenn er nicht ihre höhere Bedeutung und den geistig dauernden Gehalt in ihr wahrnimmt. Darum darf Keiner auf keiner Seite ausschliessend werden. Es darf der Philosoph nicht den Historiker, noch dieser jenen verachten. Eben

darum darf es aber auch in der Rechtswissenschaft nicht eine philosophische Schule geben, welche das Dasein der historischen Richtung in der Wissenschaft verneint, noch eine historische Schule, welche die Philosophie bestreitet."

„Wenn die Einen gewissenhaft und mit offenem Sinne für die Wahrheit mehr die philosophische Richtung verfolgen, die Anderen ebenso der historischen Forschung obliegen, so werden sie Beide Resultate zu Tage fördern, welche statt sich zu widersprechen und auszuschliessen, vielmehr sich gegenseitig bestätigen und ergänzen. Denn die Wahrheit kennt keine Schulen, und die Wissenschaft lässt die Schulen nur zu als einzelne vorübergehende Momente ihrer Entwickelung."

Für das Privatrecht, wobei dieser Schulstreit zuerst entstanden war, erklärte ich denselben für erledigt. Aber nicht ebenso für das öffentliche Recht. Da war die speculative und philosophische Methode in so unbestrittenem Alleinbesitz der Doctrin und so einseitig geworden, dass ich für die Wissenschaft des Statsrechts und der Politik „eine totale Umarbeitung im Sinne der historischen Schule" für ein dringendes Bedürfnis der Zeit erklärte. Da kommt es darauf an, „den Stat nicht als eine tote Maschine, deren Räderwerk sich nach mechanischen Gesetzen gleichmässig bewegt, sondern als ein lebendiges Wesen zu erfassen, als einen Organismus, in dem ein Geist wohnt." Das aber soll geschehen, indem die Statenbildung in dem Zusammenhang der Weltgeschichte betrachtet und mit dem Lichte der Ideen beleuchtet wird, welche den Gang der Weltgeschichte bestimmen.

„Wie sehr aber practisch es im höchsten Interesse der Gegenwart liegt, mehr, als es früher geschah, die

historische Seite des politischen Wissens zu pflegen, ist Jedem einleuchtend, der auch nur einigermassen die bestehenden Zustände kennt. — Von jeher haben sich sowohl Revolutionäre als Despoten am liebsten angeschlossen an naturrechtliche Theorien, die einen in diesem, die anderen in entgegengesetztem Sinne; und eben deshalb haben beide das bestehende Recht, die einen der Obrigkeit, die anderen der Unterthanen wenig geachtet. Der historischen Wissenschaft kommt es zu, das Bewusstsein des positiven Rechtes von Neuem zu beleben."

In dieser Schrift ist der Keim meines spätern Werkes über das „Allgemeine Statsrecht" deutlich zu erkennen. Ich wollte erfüllen, was ich zuvor als Verlangen für die zukünftige Fortbildung der Statswissenschaft bezeichnet hatte.

Für die nächste Zeit hielt ich im Privatrecht einen anderen Streit für unerlässlich, den der Germanisten mit den Romanisten, nicht in dem Sinne, dass die ganze Bedeutung des römischen Rechtes für die wissenschaftliche Vorbildung der Juristen und sein fortdauernder Einfluss auf die moderne Rechtsbildung bestritten werde, aber in dem Sinne, dass die Jahrhunderte lang fortgesetzte Verachtung und Unterdrückung des nationalen deutschen Rechtes aufhören und den einheimischen Rechtsinstituten und Rechtsideen Beachtung und Geltung erstritten werden sollen. In dieser Hinsicht freute ich mich der modernen Gesetzgebung, welche die formelle Autorität des Corpus juris von Justinian aufhebe und dem neuen Leben Luft und Licht verschaffe. Mit Wärme hob ich hervor, dass das deutsche Recht ebensosehr durch Anerkennung „der Persönlichkeit und Freiheit" der Individuen und der Genossenschaften sich auszeichne, wie das römische Recht

von dem herrschsüchtigen Gedanken der absoluten Gewalt erfüllt und bestimmt sei.

In der That, der Streit zwischen denen, welche dem deutschen Recht zur Befreiung und zu gebührender Anerkennung verhelfen wollten, und denen, welche das ganze von dem römischen Rechte eroberte Gebiet verteidigten, wurde in den beiden nächsten Jahrzehnten ziemlich lebhaft geführt. Es wurde die Zeitschrift für deutsches Recht von Reyscher und Wilda eigens für diesen Kampf gegründet und unterhalten. Endlich hörte derselbe auf. Wenn ich das Ergebnis dieses Kampfes nach dem Abschluss überschaue, so constatiere ich zwei Haupteindrücke:

Erstens. In der akademischen Wissenschaft und der Doktrin bewährte sich die formale Überlegenheit der römischen Jurisprudenz; aber die neueren Romanisten, wie insbesondere Wächter, Jhering, Bruns und Windscheid, haben doch einen freieren Blick auch in das frische Wachstum des nationalen Rechts erworben. Sie sind nicht mehr so befangen, wie die Romanisten der ältern Zeit, in die scholastischen Doctrinen der Legaljurisprudenz. Die Germanisten der Universitäten haben zwar den Romanisten grosse, vielleicht zu grosse Zugeständnisse gemacht, aber sie haben im Ganzen doch ihre Ebenbürtigkeit mit jenen erwiesen und ihrer Wissenschaft Achtung verschafft.

Zweitens. Der mächtige Fortschritt der Gesetzgebung, welche nun auch gemeinsame nationale Organe erhalten hat, hat die zeitgemässe, dem modernen Bedürfnisse zusagende Fortbildung des nationalen Rechtes in viel durchgreifenderer Weise und ausgiebiger gefördert, als man zu Ende der Dreissigerjahre irgend zu hoffen wagte.

17.

Berufung des Dr. Strauss als Professor der Dogmatik. Aufregung. Ausserordentliche Versammlung des Grossen Rates. Motion des Antistes Füssli gegen die Berufung. Der Kampf im Grossen Rat. Meine Rede. Der Widerstand des Volks in den Gemeinden. Widerruf des Grossen Rates. Bedrohung der Hochschule. Meine Rede für dieselbe im Grossen Rat.

Schon im Jahre 1836 war in dem Zürcherischen Erziehungsrate der Antrag gestellt worden, den Dr. David Strauss von Ludwigsburg als Professor der Dogmatik an die theologische Facultät zu berufen. Der Antrag blieb aber in der Minderheit. Der Bürgermeister M. Hirzel, Präsident des Erziehungsrates, schrieb damals an einen Freund: „Sie hatten Recht, über den Sturm wegen Strauss ungehalten zu sein. Der Gedanke, den wissenschaftlichen Forschungen, und wären sie auf einem Irrwege, eine Freistatt zu eröffnen, hat einige Männer hingerissen, dass sie unbeachtet liessen, warum es zu thun sei: der Landeskirche tüchtige Lehrer zu verschaffen; und dazu kann Strauss unmöglich dienen.“

Einige Jahre später (am 29. Januar 1839) wurde jener Antrag erneuert, und nun gab Hirzel, bei gleich geteilten Stimmen der Behörde, den Stichentscheid für die Berufung des Dr. Strauss. Er hatte inzwischen diesen persönlich kennen gelernt und war für ihn, als den Reformator unserer Zeit, begeistert worden. Diese Berufung wurde zum Anstoss für eine mächtige Volksbewegung, die schliesslich zu einer politischen Umwälzung führte.

Um die tiefe Wirkung dieser Berufung auf das Zürchervolk zu begreifen, muss man sich daran erinnern, dass im sechszehnten Jahrhundert die schweizerische Reformation

von Zürich ausgegangen war, und dass die reformierten Überlieferungen in der Zürcher Geschichte feste Wurzeln hatten. Man muss aber zugleich bedenken, dass die Liebe zur Wissenschaft und zur Geistesfreiheit in Zürich jederzeit warme Verteidiger fand. Die Frage, welche dem Zürchervolk gestellt wurde, lautete: Wollt Ihr nochmals in der heutigen Reform des Christentums vorausgehen? Wollt Ihr den Dr. Strauss zum Führer aus der alten in die neue Religion erwählen? Einige enthusiastische Männer, wie Hirzel, bejahten beide Fragen energisch; ein grosser Teil der radikalen Partei und ihrer Häupter hatten zwar keine Neigung zu neuen Reformen, aber sie hatten ihre Lust an der Bestürzung der Geistlichkeit und freuten sich der negativen Ergebnisse der Straussischen Kritik. Sie begünstigten die Berufung wie einen Sieg der Wissenschaft über die Religion und als einen Fortschritt in der Aufklärung, aber sie waren keineswegs gesonnen, weder für die Reform viel zu opfern, noch dem Theologen Strauss als ihrem geistigen Führer zu folgen.

Die grosse Mehrheit des Volkes aber verneinte, grossen Teils aus Instinkt, beide Fragen entschieden, die zweite aber mit mehr Nachdruck als die erste. Wäre Dr. Strauss als Professor der Philosophie berufen worden, so hätte sich keine Hand gerührt gegen einen solchen Ruf, oder wenn einige Eiferer sich dagegen erklärt hätten, so würden sie bei der Masse keine Unterstützung gefunden haben. Die Berufung desselben aber auf den Lehrstuhl Zwingli's, damit er die Kirche umbilde oder zerstöre, entfesselte einen Sturm, der die ganze Regierung und den Grossen Rat wegfegte.

Dr. Strauss hatte durch das Werk: „Das Leben Jesu,

kritisch bearbeitet" (1835), nicht bloss in der theologisch gebildeten Welt, sondern in weiteren Kreisen einen ungewöhnlichen Namen erworben. Galt es schon für ein seltenes Wagnis, die Geschichte Jesu, dem die christliche Kirche göttliche Ehre zuerkannt hatte, einer scharfen kritischen Prüfung zu unterwerfen, welche natürlich dem hergebrachten Dogma vielfältig widersprechen musste, so machte die Straussische Kritik, die eher dialektisch als quellenmässig, eher philosophisch als historisch verfuhr, den Eindruck eines Angriffs auf die christliche Religion selber, deren Begründer und Haupt Jesus Christus als geschichtliche Person beinahe verschwand und nur noch als Mythus, als ein Gebilde der religiös erregten Phantasie dargestellt wurde.

Die theologische Fakultät hatte selber mit Mehrheit — nur Eine Stimme vertrat eine andere Meinung — gegen die Berufung sich ausgesprochen. Der Antistes der Zürcherischen Kirche und der Kirchenrat machten bei dem Regierungsrate Vorstellungen dagegen. Fast die gesamte Geistlichkeit des Cantons, die Rationalisten wie die Orthodoxen, waren entrüstet über die Zumutung, dass in Zukunft die Studierenden der Theologie durch einen Theologen in die christliche Lehre eingeführt werden sollten, welchem die Person Christus wie eine alte Fabel vorkomme. Aus allen Capiteln kamen Bittschriften an die Regierung, sie möge der Wahl des Erziehungsrates die Bestätigung versagen.

Da im Januar der Grosse Rat versammelt war, so brachte der Antistes Füssli hier die Frage in Form einer Motion auf Grund des Art. 4 der Statsverfassung („Schutz der Landeskirche nach dem evangelisch-reformierten Lehr-

begriff") zur Sprache (31. Januar). Er verlangte, dass der Kirche gesetzlich ein Einfluss auf die Wahl der Professoren der Theologie eingeräumt werde, wenn auch nur indem man ihr gestatte, dieselbe zu begutachten. Die Form der Motion war übrigens nur ein Anlass, die Berufung von Strauss öffentlich zur Sprache zu bringen.

Die Diskussion war ernst und würdig, aber erregt. In einer glänzenden Rede verteidigte Bürgermeister Hirzel die Berufung; aber er enthüllte auch die volle Tragweite derselben. „Die Kirche bedarf der Reform. Sie reformiert sich aber nicht selber. Strauss ist ein echter (?) Christ. Er ist ein Reformer. Es handelt sich um den Entscheid, ob unsere Kirche die Richtung nehmen werde zum Buchstabenglauben oder zum Denkglauben. Es gilt die höchste Befreiung, die Befreiung des Geistes von den Banden des Aberglaubens." Er erinnerte an den 29. Januar 1523, als der Rat der Stadt Zürich erkannte, „Meister Ulrich Zwingli soll fürfahren, das Evangelium nach dem Geist Gottes zu verkünden", und sprach die Hoffnung aus, der aus dem Volke gewählte Grosse Rat werde nun nicht sagen: „Nein, stellt ihn nicht an, den Strauss."

Ihm erwiderte Professor Alexander Schweizer: „Allerdings ist die Versöhnung von Glauben und Wissen das Bedürfnis und das Streben unserer Zeit. In der Idee von Christus, als des von göttlichem Geiste durchdrungenen Menschen, liegt diese Versöhnung. Aber bis jetzt hat Strauss noch nicht dafür gewirkt; denn die ersten Schriften enthalten fast nur negative Resultate, und die positive Idee, welche er in dem Anhang der dritten Auflage von der Person Jesu andeutet, ist noch nicht entwickelt. Wenn Strauss diese positive Seite ausbildet, dann wird er ein

Segen für die Kirche, dann aber auch seine Kritik ermässigt. Wenn er in der negativen Richtung verbleibt, dann wird er der Kirche nur dadurch nützen, dass er sie zwingt, sich kräftiger aufzuraffen. Dann wird er kein Reformer der Kirche sein. Keinenfalls aber kommt es dem Erziehungsrate zu, die Reform der Kirche zu beschliessen und zu leiten. Man berufe eine Synode von Geistlichen und Laien. Dieser käme das zu."

Gegen die Motion sprachen noch im Sinne Hirzels die Regierungsräte Zehnder und Weiss, dann kälter, formeller, zuweilen nicht ohne Hohn die Juristen Ammann, Keller, Statsanwalt Ulrich, Oberrichter Füssli und Fürsprech Furrer. Für die Motion erklärten sich, ausser dem Antragsteller und Schweizer, Bürgermeister von Muralt, Decan Vögeli: „Andere Lehrer, die ähnliche Ansichten aussprachen, behandeln doch das Heilige in heiliger Weise; — Strauss aber geht unheilig um mit dem Heiligen." Regierungsrat Ferdinand Meyer u. a.

Ich teile meine Rede hier wörtlich mit. Ich brauche mich derselben nicht zu schämen. Ich habe darin weder einen Glauben geheuchelt, den ich nicht hatte, noch die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung irgend preisgegeben. Die Rede gibt ein klares Zeugnis von meiner politischen und religiösen Denkweise zu jener Zeit. Ich habe später das Gebiet des Wissens in noch weiterem Umfange kennen gelernt, der dem Umfang des Glaubens gleichkommt, und ich habe im Verfolg meines Lebens das Bedürfnis einer Reform auch der Kirche entschiedener als damals vertreten. Aber die Überzeugung, die ich damals aussprach, dass Dr. Strauss schwerlich zu einem Reformator der christlichen Kirche geeignet und für diesen

Beruf allzu kritisch angelegt sei, ist durch die spätere Entwickelung durchaus bestätigt worden, indem der „neue Glaube“ von Strauss vom Christentum überhaupt als dem veralteten Glauben nichts mehr wissen will. Seine Berufung nach Zürich zum christlichen Reformator war daher jedenfalls ein arger Missgriff.

Unmittelbar nach Keller, welcher mit den Worten geschlossen hatte: „Wen es also freut, dass das Christentum und die Reformation (trotz der damaligen Gegner) aufgekommen ist, der soll auch einem solchen Manne die Bahn brechen helfen, in dem wichtigsten Gebiete die Wahrheit zu fördern,“ sprach ich Folgendes: „Auch ich fühle mich gedrungen, als Mitglied des Grossen Rates, meine Überzeugung in dieser Sache offen auszusprechen. Dabei kann ich gleich von vorne herein das Bekenntnis ablegen, dass ich, wie immer auch der Entscheid fallen werde, eine doppelte Beruhigung aus diesem Sale mit nach Hause nehme. Ich fand eine Beruhigung darin, dass ich gesehen habe, wie alle Mitglieder, auch die, deren Voten am entschiedensten für die Berufung des Dr. Strauss lauteten, genötigt waren, das religiöse Moment hervorzuheben und auf religiösen Glauben zu fussen. Eine andere Beruhigung finde ich darin, dass Dr. Strauss nach allem, was ich von ihm weiss, nicht blos ein wissenschaftlicher, sondern auch ein sittlicher Mann ist.

„Meine Bedenken, die ich noch habe gegen die Berufung, sind auch nicht hergenommen von dem wissenschaftlichen Gebiete. So lange die Gegner sich auf dem Felde der Wissenschaft bewegen, haben sie völlig Recht. Ich gehöre wahrlich nicht zu denen, welche der freien wissenschaftlichen Forschung in irgend einem Gebiete in

den Weg treten, welche das Licht der Wissenschaft verdunkeln wollen. Wie ich mir selbst das Recht vindiciere, frei zu denken, so gönne ich dasselbe Recht auch jedem Andern.

„Aber die Frage hat noch eine andere Seite, und auf dieser liegen meine Bedenken gegen die Berufung. Um dieselben Ihnen klar zu machen, muss ich etwas tiefer gehen. Ich habe mich überzeugt, dass es neben dem Gebiete des Wissens noch ein anderes, ein höheres Gebiet gibt, das des Glaubens. Ich habe Männer kennen gelernt, deren Verstand, deren Wissenschaft grösser ist als der Verstand und die Wissenschaft irgend eines unter uns, Männer, die zugleich in sich einen Glauben als das höchste geistige Gut pflegen, welcher nicht der meinige ist, welcher weit stärker ist, als der meinige, welchen viele, vielleicht die meisten unter Ihnen für Überglauben oder für Aberglauben halten würden. Diese Beobachtung schon hat mir eine gewisse heilige Scheu eingeflösst für das Gebiet des Glaubens. Zugleich habe ich schlichte Leute kennen gelernt, ohne alle wissenschaftliche Bildung und Einsicht, aber die in ihrem Glauben einen geistigen Halt finden, der ihnen mehr ist, als ihnen das Wissen jemals zu bieten vermöchte. Und auch diesen bin ich die nämliche heilige Scheu schuldig.

„Ich habe noch weitere Erfahrungen gemacht, freilich nicht durch Selbstanschauung, aber durch die Beachtung der Geschichte. So habe ich insbesondere gefunden, dass das wesentliche Element der ganzen europäischen Statenentwickelung, die Seele der ganzen modernen Cultur das Christentum ist. Sehen Sie auf die Völker und ihr Leben. Sie werden sich überzeugen, dass je die kräftigsten, innerlich gesundesten den christlichen Glauben in sich tragen;

Sie werden zugeben müssen, dass je mehr sich ein Volk von dem Christentum abwendet, es in einen desto tieferen Verfall, in desto grösseres Unglück gerät. Ein Volk hat schon einmal das Christentum abgeschafft; aber als dieses Volk die Göttin der Vernunft verehrte, war es zugleich wie das unvernünftigste, so auch das unglücklichste.

Ich halte auch zur Zeit das Christentum nicht für einen abgedorrten Baum, welcher seinen Zweck erfüllt hat und nunmehr umgehauen werden muss. Vielmehr traue ich demselben jetzt noch innere Lebenskraft zu. Ich traue ihm namentlich auch die Kraft zu, die Krankheiten, welchen ein Volk erliegt, zu heilen, das Böse, Verwerfliche, was sich in's Völkerleben verwoben hat, zu überwinden.

Nun aber, H. H., ist der Grund dieses Christentums nicht im Wissen, sondern er ist im Glauben zu suchen. Das Höchste, was der menschliche Geist anstreben kann, ist gewiss, sein Verhältnis zu Gott inne zu werden. Jeder fühlt dieses Bedürfnis tief in sich. Jeder dürstet nach einer Befriedigung desselben. Und hier nun glaube ich, dass die Wissenschaft, dass das blosse noch so folgerichtige Denken nimmermehr diese Befriedigung gewähren wird, dass diese Aufgabe der Wissenschaft zu hoch liegt. Hier, wo das Wissen aufhört, beginnt die Sphäre des Glaubens, des Glaubens, der tief im innersten Kerne des Gefühles, des Gemütes wurzelt. Ich weiss gar wohl, die philosophischen Systeme haben es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Verhältnis des Menschen zu Gott und Gottes zu den Menschen zu construieren; das eine in dieser, das andere in jener Weise. Und jedesmal, wenn ein bedeutender Kopf, ein grosser Denker erstanden ist, hat er um sich eine Anzahl Schüler für seine Theorie eingenommen. Jedesmal hat

er bei Vielen, zumal wenn die Neuheit der Erscheinung blendend wirkte, Teilnahme und Bewunderung gefunden. Aber ein System verdrängte das andere. Der Nachfolger wies dem Vorgänger Fehlschlüsse nach. Und nicht Eines hat auf die Dauer jenes Bedürfnis nicht einmal der Denker, geschweige denn der Völker befriedigt. Hier also reicht das Wissen nicht aus. Es muss der Glaube hinzutreten.

Und nun hat man Ihnen gesagt: „Wir verwerfen den Glauben nicht, wir verwerfen nur den Autoritätsglauben. Allen Autoritätsglauben zu brechen, ist vor Allem die Aufgabe des Dr. Strauss.“ Hier kann ich nun nicht beistimmen. So lange es sich nur darum handelt, mythische Bestandteile auch in dem neuen Testamente nachzuweisen, so lange die Frage nur die ist, ob einige Wunder zu beseitigen seien, so halte ich dieses für unwesentlich. Aber Eine Autorität muss bestehen bleiben, diese darf nicht gebrochen werden, die Autorität, auf welcher das ganze Christentum ruht, mit welcher es steht und fällt, die Autorität von Christus selbst, des Stifters dieser Religion. Auch ich glaube, wie das schon in einem früheren Votum auseinandergesetzt worden ist, dass Christus voraus dazu geboren und berufen war, das religiöse Moment in seiner höchsten Potenz zu verwirklichen. Ihm war das Verhältnis zwischen Gott und Menschen klarer, als es seither je Einem geworden. Und was er so aus seiner eigenen von göttlichem Geiste durchdrungenen Seele schöpfte und äusserte, hat eine höhere Glaubwürdigkeit anzusprechen, als die kühnsten Philosopheme. Diese Wahrheit, welche das Denken allein auch des grössten Denkers nicht zu geben im stande ist, geht ein in das

Gemüt auch derer, welche nie dazu gelangen werden, in der Wissenschaft Belehrung zu schöpfen. Diese Autorität darf auch der grösste Denker verehren, ohne sich herabzuwürdigen.

Dr. Strauss nun, dessen Schriften ich allerdings nur unvollständig kenne, hat, so viel ich weiss, seine Grundansichten in der Hegel'schen Philosophie geholt. Diese Philosophie hat den ehrenwerten Versuch gemacht, von dem Denken aus auch das religiöse Bewusstsein zu construieren. Aber so viel ich davon verstehe, ist dieser Versuch verunglückt. Ich habe vernommen, dass wer in diese Philosophie eintreten wolle, vorerst den gemeinen Menschenverstand fallen lassen müsse. Ich weiss auch, dass sie sagen, nur wer sich zu dieser Philosophie bekenne, könne darüber urteilen. Da ich weder Lust hatte, meinen gemeinen Menschenverstand abzustreifen, noch mich zu dieser Philosophie bekenne, sie grossenteils auch nicht verstehe, so kann ich freilich darüber nur in sehr unvollkommener Weise reden. Aber wenn Hegel gesagt hat, Gott komme durch das Denken der Menschen zum Selbstbewusstsein, so hat mir das immer für Blasphemie gegolten. Und wenn Hegel sich selbst mit Christus verglichen und sich sogar über diesen gestellt hat, so ist mir das immer als ein widerwärtiger Übermut vorgekommen. Der Gott, von dem diese Schule redet, ist nach meinem Glauben auch kein Gott. Denn ein Gott, der nur das Bewegen des Denkens ist, gilt mir für ein abstruses Nichts, mit dem ich mich nicht befreunden kann. Wie diese Schule überhaupt, so weit ich deren Lehren kenne, geneigt ist, den Menschen und sein Denken über Gebühr hoch zu stellen, und Gott, der in keiner Denkformel begriffen werden kann, viel zu

tief herabzuziehen von seiner in Wahrheit dem menschlichen Geiste unerfasslichen Höhe, so habe ich diese nämlichen mir anstössigen Lehren auch in einer Schrift von Strauss wiedergefunden (Leben Jesu, erste Aufl. § 729, 730). Wie soll nun aber unser Volk im stande sein, daran seinen Glauben zu prüfen? Wie soll es nur jene Lehren verstehen können, von welchen aus man gedenkt, seinen Glauben zu reformieren? Ich höre zwar, und ich glaube es gerne, Dr. Strauss gehöre zu den tüchtigsten Individuen. Dann, denke ich, wird er auch bald genug den formellen Hegelianismus wieder fahren lassen. Aber ich hätte es lieber gesehen, wenn wir den weiteren Entwickelungsprocess ruhig abgewartet hätten, als dass wir uns selbst mitten in den Kampf hineinstürzen und den Kampfplatz vorzüglich hieher nach Zürich versetzen.

Auf diesen Grundgedanken beruhen nun meine practischen Bedenken, welche ich noch kurz Ihnen vorführen werde. Da nach meiner innigsten Überzeugung der Glaube nicht durch das Denken gemacht werden kann, und überdem Dr. Strauss, wie Alle einverstanden sind, bisher seine geistige Kraft mehr negativ gezeigt hat, insofern er den bisherigen Glauben bekämpft, als positiv, insofern er den christlichen Glauben auferbaut: so besorge ich, alle die, welche in dem Glauben ihr Heil finden, werden sich von ihm wegwenden. Ja, ich besorge noch weit mehr: sie werden sich von dem Denken selbst wegwenden, das ihnen nur Unheil zu bringen scheint, sie werden noch starrer, einseitiger werden und sich mehr und mehr auf dem Gebiete des Glaubens abschliessen. Dieses aus aller Verbindung mit dem Denken gebrachte Gebiet kann dann leicht ein Gebiet des Aberglaubens werden. Andere dagegen,

welche weniger stark im Glauben sind, aber sich des Denkens und Wissens vornehmlich freuen, werden umgekehrt den Rest des Glaubens verlieren, und da sie der Masse nach die Gedanken, besonders die aufbauenden, des Dr. Strauss doch nicht verstehen werden, auf das entgegengesetzte Gebiet eines scheinbar denkfreien, aber an der höchsten Wahrheit armen Unglaubens hinüber geraten. Gerade die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen scheint mir nun aber die Hauptaufgabe unserer Zeit. Nun will ich durchaus nicht behaupten, dass nicht gerade Dr. Strauss auch diese Vermittlung wünsche, dass er nicht dazu mitwirken werde, dieselbe herzustellen. Aber ich weiss dies noch nicht mit Sicherheit. Bis jetzt scheint er mir ganz auf das eine Gebiet, das des Wissens, übergetreten zu sein. Und nie lässt sich eine wahre Vermittlung denken, wenn man nur von dem einen aus das andere überwinden will. Hier würde ich nun eben lieber warten, wie sich alle diese Bewegung weiter entwickelt. Der Kampf, der auf wissenschaftlicher Seite begonnen ist, wird auch zunächst da durchzukämpfen sein. Dieser Kampf aber wird durchgekämpft, auch wenn Dr. Strauss nicht nach Zürich kommt.

Man hat freilich gesagt, Dr. Strauss finde in Deutschland keine Anstellung, weil dort Monarchien seien, und diese ein Interesse haben, die Wissenschaft und das Licht zu unterdrücken. Deshalb müssen wir ihm einen theologischen Lehrstuhl in unserem Freistate anweisen, damit er von da aus kämpfe. Um dieses zu sagen, muss man das wissenschaftliche Leben in Deutschland wenig kennen. Wir Schweizer gehen hier wahrlich nicht voraus, wir stehen vielmehr zurück. Die Heroen der Wissen-

schaft, von denen gerade in diesem Zusammenhange die Rede ist, wie Hegel, Schleiermacher, Dr. Strauss selbst, sind Deutsche und haben ihre Wissenschaft in Deutschland erworben. Sie haben sie auch dort gelehrt, die beiden ersteren bis an ihr Lebensende. Also rede man doch nicht mehr davon, dass in den deutschen Monarchien die Wissenschaft nicht gedeihen könne. Es liegt in dem Gesagten aber noch ein zweiter Irrtum, der nämlich, als würde jener theologische Kampf vorzüglich von einem zürcherischen Katheder aus geführt werden. Das Katheder in Zürich wird in diesem Kampfe eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Dr. Strauss ist ein Mann, der der Sprache mächtig dem grösseren Publikum seine Ansichten durch die Schrift zu verkünden weiss. Darin liegt seine Hauptwaffe, und diese kann er in Deutschland so gut führen, als bei uns in der Schweiz. Das haben wir ja bereits gesehen. Wenn dann aus dem Hin- und Widerschreiben der Gelehrten sich allmählich dort die Wahrheit mehr herausarbeitet, und das wird geradeso geschehen, mag nun Dr. Strauss in Stuttgart oder in Zürich wohnen, dann werden die Resultate zum Gemeingute auch der anderen Lehrer werden. Was Gutes auch in seinen Werken sich findet, wird aufgenommen werden auch von den bisherigen Professoren der Theologie. Was sich Schiefes, Irriges darin zeigen sollte, wird dann leicht beseitigt werden. Glauben Sie nur nicht, dass die bisherigen Professoren der Theologie in Zürich verschlossene Ohren haben, glauben Sie nicht, dass sie Pietisten seien. Fragen Sie darüber unsere Pietisten oder auch nur die Orthodoxen. Sie werden bei diesen vielmehr Klagen hören, dass unsere Lehrstühle zu einseitig besetzt seien, dass zu sehr schon dem Rationalis-

mus Vorschub gethan sei. Und nun will man jenen zuwider noch viel weiter gehen, noch einseitiger verfahren. Aus allem dem folgt doch wohl, dass jener Kampf, den Sie so sehr wünschen, auch geführt wird, ohne dass Dr. Strauss bei uns ist. Der wahre Kampfplatz ist und bleibt doch immer das wissenschaftliche Deutschland. Was wollen wir nun neue innere Störungen, innere Kämpfe in unserem Volke hervorrufen, in stärkerem Masse als nötig und heilsam ist, Kämpfe, deren Resultate noch nicht abzusehen sind? Ich mache Sie darauf aufmerksam, wie gerade jetzt überall in Europa die Fragen der Religion wieder lebhafter erörtert werden, wie namentlich auch das Volk an diesen Kämpfen teilnimmt, wie wenig sich hier zum Voraus berechnen lässt, wie weit der Glaube und der Aberglaube führen kann. Hier sind Gefahren, die man nicht leichtsinnig, nicht ohne Not eingehen darf. Und eine solche Not scheint uns nicht vorhanden.

Man spricht freilich von einer Reformation, deren wir bedürfen. Aber ich halte diese für einen Traum. Zwar gebe ich zu, und die ganze heutige Discussion beweisst dafür: es besteht eine Differenz zwischen den Ansichten einer grossen Zahl von mehr oder weniger Gebildeten in unserem Kanton auf der einen Seite und der Lehre der Geistlichen auf der andern Seite. Diese nehmen vielleicht nicht genug Rücksicht auf die Bedürfnisse derer, in welchen der Verstand aufgewacht ist. Das wird sich aber allmälig schon ändern, wenn man nur die Hochschule ruhig gewähren lässt. Sie macht ohnehin schon die jungen Leute aufmerksam auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft. Und von diesen her wird die Wirkung schon allmälich ins Leben übergehen. Man sieht dann ferner in der

Berufung des Dr. Strauss einen grossen Gewinn für die Hochschule. Insofern man in ihm eine wissenschaftliche Potenz erkennt und darin den Gewinn sucht, hat man recht. Insofern man für die übrigen Professoren einen geistreichen und, wie ich höre, auch liebenswürdigen Collegen herbeirufen will, so bin ich auch damit sehr gerne zufrieden. Aber wenn man meint, die Zahl der Theologie-Studierenden dürfte durch ihn vermehrt werden, so könnte man sich hierin leicht irren. Eine Vermehrung im Grossen ist überall nicht möglich, so lange das Interdict der deutschen Staten in Kraft bleibt. Dass dieses nun desto eher beseitigt werde, werden Sie nicht glauben. Aber selbst für die einheimische Frequenz habe ich Zweifel. Wer studiert Theologie? Grossenteils Söhne von Geistlichen, die von Hause her schon eine religiöse Erziehung mitbringen, oder sonst junge Leute, die den Sinn haben für einen der Religion geweihten Beruf. Andere haben kaum Lust in unseren Tagen, sich zu Pfarrern zu bilden. Diese werden aber eher verletzt werden in ihrem Sinn als erbaut durch die Straussische Theorie, wie sie jetzt noch dasteht. Und auch da werden die Einen leicht den Glauben verlieren und von dem gewählten Berufe zurücktreten, Andere dagegen sich auf ihr Gefühl zurückziehen und dem Denken feind werden.

Endlich, H. H., mein letztes Bedenken. Es ist nicht das kleinste. In unserem Volk, besonders in den unteren und mittleren Klassen desselben, ist noch viel positiver Glaube. Dieser Glaube knüpft sich an historische Momente an in dem Leben Jesu. Wenn hier die Form zerbrochen wird, welche den Geist einschliesst, so fürchte ich, dieser wird sich von dem Volke weder halten noch erkennen

lassen. Daran aber schliesst sich zugleich auch das sittliche Gefühl an. Der Glaube ist die Grundlage, auf welcher im Volke auch die Sittlichkeit ruht. Die Leute scheuen das Böse und lieben das Gute grossenteils darum, weil sie durch ein göttliches Gebot, das ihnen zum Herzen noch mehr als zum Kopfe redet, zum Guten hingezogen, von dem Bösen zurückgewiesen werden. Stürzen Sie jenen positiven, an äusserliche Dinge sich lehnenden Glauben ein, so wird auch das darauf ruhende sittliche Gefühl erschüttert. Und diese Erschütterung kann grosses Verderben nach sich ziehen. Das sind die Gründe, aus denen ich gegen die Berufung des Dr. Strauss und für die Motion, deren formelle Verteidigung ich anderen Mitgliedern überlassen will, stimmen werde. Es sind das Gründe mehr objectiver Art, hergenommen von allgemein menschlichen Verhältnissen und Zuständen unseres Volkes und unserer Kirche. Werden diese Gründe widerlegt, so werde ich meine Meinung ändern, aber auch nur, wenn sie widerlegt werden."

Mit 98 gegen 49 Stimmen wurde die Motion von dem Grossen Rate verworfen und dadurch der Absicht und Wirkung nach die Berufung des Dr. Strauss gebilligt. Mit 15 gegen 3 Stimmen bestätigte der Regierungsrat am 2. Februar dieselbe. Die verfassungsmässige Vertretung und Regierung des Volkes hatten sich nun erklärt. Aber bald zeigte sich's, dass das Volk selber, dass insbesondere die grosse Mehrheit der Bürger mit diesem Entscheide nicht einverstanden und zum Widerspruch und Widerstand entschlossen war.

Die Bewegung ging von den Bewohnern des linken Seeufers aus und verbreitete sich rasch. Unter dem Vor-

sitze von Hürlimann-Landis, einem angesehenen Fabrikanten von Richterschwyl, traten am 13. Februar Vertreter von 29 Gemeinden in Wädischwyl zusammen und beschlossen, die Berufung von Dr. Strauss auf den dogmatischen Lehrstuhl durch Bildung einer Vereinigung aller Kirchgemeinden, welche Ausschüsse wählen sollen, zu bekämpfen. Zugleich wurde ein Central-Comité für den ganzen Canton gegründet.

In der That, fast alle Gemeinden des Cantons folgten der Einladung sich auszusprechen und wählten Ausschüsse, die mit dem Central-Comité von 22 Mitgliedern in Verbindung traten. Am 10. März wurde über die Petition in den Gemeinden abgestimmt, welche von dem Comité entworfen war und nun entschieden die Zurücknahme der Berufung von Strauss, eine neue Repräsentation der Kirche mit Zuzug von Laien und eine sorgfältigere Beachtung des religiösen Elements in der Volksschule und in dem Schullehrer-Seminar forderte. Die ganze Masse der stimmberechtigten Bürger nahm an der Abstimmung teil. 39,225 Stimmen erklärten sich für, nur 1048 gegen die Petition, d. h. nahezu die Gesamtheit der Wähler. Das formelle Recht der Massen zu entscheiden, konnte wohl in Zweifel gezogen, die thatsächliche Willensmeinung des Zürcherischen Volkes aber nicht geläugnet werden.

Der Regierungsrat erschreckt suchte einen Ausweg; die Mehrheit des Erziehungsrates blieb fest. Wieder kam die Frage an den Grossen Rat, der am 18. März versammelt ward. Der Grosse Rat war in einer peinlichen Lage. Dieselbe Regierung, die wenige Wochen früher die Berufung von Strauss empfohlen hatte, trug nun um der öffentlichen Meinung willen auf Pensionierung des von ihr

berufenen Professors an, ohne dass dieser inzwischen irgend einen Anlass dazu gegeben hatte, in Wahrheit nur, weil die Volksmeinung unzweideutig verlangt hatte: „Strauss soll und darf nicht kommen.“ Derselbe Grosse Rat, der kurze Zeit vorher die Wahl gebilligt und eine Reform der Kirche angekündigt hatte, bekannte nun seine Schwäche und beschloss mit 149 Stimmen gegen 38 den Widerruf. In der Minderheit stimmten der Bürgermeister Hirzel, die radikalen Juristen und ihre Getreuen. Die grosse Mehrheit der Landbürger wurde durch die Stimmung ihrer Heimat zum Übergang in das Lager der früheren Minderheit getrieben, welche dadurch zur Mehrheit der Behörde wurde.

Die Verhandlung im Grossen Rate wurde nicht ohne bittere Ausfälle gegen die Personen geführt. Keller nannte die Bewegung unrein in ihrer Quelle, in ihrer Entwickelung und in ihren Resultaten und erklärte, das sei die Meinung des Volkes, welche sich durch seine Vertretung ausgesprochen habe, und nicht was siebenhundert giltige oder ungiltige Gemeinden wollen. Ohne jene Annahme habe die Repräsentativverfassung keinen Sinn und keine Geltung.

Ihm erwiderten Alexander Schweizer und ich. Jener bezog sich auf eine frühere Voraussagung von mir aus dem Jahr 1831 (Geschichte der Revolution im Canton Zürich), dass der Radikalismus in seinen Fortschritten zum Angriff auf die Religion des Volkes vorgehen und dann den Geist des Zürchervolkes zu offenem Widerstande reizen werde. Der statsrechtlichen Beweisführung Kellers entgegnete ich folgendes: „Allerdings ist der Grosse Rat der Repräsentant des Volks, aber nicht das Volk. Das Volk vereinigt alle Bürger des ganzen Cantons in sich. Der Grosse Rat ist das Organ des Volkes, um den bindenden Volkswillen zu

äussern. Aber damit ist nicht gesagt, dass Alles, was der Grosse Rat als Volkswillen ausspreche, auch wirklicher Volkswille sei. — Wenn der wahre echte Volkswille und der vom Grossen Rate ausgesprochene Volkswille im Conflicte sind, dann fehlt es eben dem Volke an einem guten, gesunden Organe. Es mögen manche Mitglieder das letzte Mal um der Form willen gegen die Motion des Herrn Antistes Füssli gestimmt haben. Andere haben aber dagegen gestimmt, um die Berufung von Strauss und den darin liegenden Gedanken einer Reformation zu billigen. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen: Haben damals sich die Mitglieder recht deutlich gemacht, dass sie nicht für sich, sondern für das Volk zu stimmen, dass sie die allgemeinen Volksinteressen und nicht ihre besonderen Wünsche zu berücksichtigen haben? Ich will Niemanden einen Vorwurf machen. Wir Alle haben, sei es dieses oder jenes Mal, diesen Fehler gemacht und zuweilen das eigene Ich dem Wohl des Ganzen vorgezogen. Viele Gebildete wünschten Strauss, weil sie in seiner Lehre etwas zu finden hofften, das ihnen besser zusage als die hergebrachte Lehre der Kirche. Aber abgesehen davon, dass sie sich in dem Mittel irrten, vergassen sie die Volksbedürfnisse und den Volksglauben. Wir haben ein grossenteils industrielles und schwer mit Arbeit geplagtes Volk. Die grosse Masse der Einwohner ist zwar nicht gerade arm, aber mit Sorgen und Mühen vielfach gedrückt. Für ein solches Volk ist die Religion vom höchsten Werte. Sie allein richtet die Leute auf, sie allein macht ihnen das Leben erträglich. Nun war für diese Religion, in welcher das Volk Ruhe und Glück findet, welche ihm die höchste Wahrheit eröffnet, wirklich Gefahr vorhanden. Dr. Strauss steht, wie wir

aus den Schriften über Strauss und von Strauss gesehen haben, nicht auf dem Boden des historischen Christentums. Seine grossenteils Hegel'sche Lehre wollte man dem Volke aufdringen. Es hatte daher nicht Unrecht, nach seiner Auffassung zu erklären: „Nicht Strauss, sondern Christus." Man spricht so viel von dem Fanatismus der Menge. Aber diese fanatische Menge blieb ruhig in den gesetzlichen Schranken, während ihre Gegner mit Waffengewalt und Krieg drohten. Wären nicht 40,000 Bürger auf der einen Seite und eine winzige Minderheit auf der anderen, so hätten wir nach diesen Äusserungen den Bürgerkrieg bekommen. Damit so leichtfertig zu spielen, wie es geschehen ist, verrät weder grosse politische Einsicht, noch grosse politische Sorge für die Wohlfahrt des Landes."

Die legale Form, die Berufung von Strauss unwirksam zu machen, war nun gefunden. Schon am Morgen nach dieser denkwürdigen Sitzung beschlossen der Erziehungs- und der Regierungsrat die in Ruhestand-Versetzung des Professor Strauss mit einer Pension von 1000 alten Schweizerfranken.

Nach einer so tiefen Demütigung der Regierung und des Grossen Rates wäre eine Erneuerung der gewählten Behörde wohl gerechtfertigt gewesen. Aber die radikale Mehrheit wollte sich keinen Neuwahlen in dem Augenblick aussetzen, in dem sie das Vertrauen der Wähler verloren hatte; und die conservative Minderheit scheute sich, dieses Begehren zu stellen, welches sie in den Verdacht ehrgeizigen Stellenbewerbes gebracht hätte.

Schon am folgenden Tage wurde der Kampf im Grossen Rate wieder aufgenommen und fortgeführt. Der Regierungsrat Bürgi, ein Mann ohne wissenschaftliche

Bildung, aber nicht ohne praktisches Talent, hatte den brutalen Antrag gestellt auf Aufhebung der Hochschule und wurde nun, wenigstens scheinbar, auch von einigen radikalen Juristen — freilich nicht von Keller, der sich dessen geschämt hatte — unterstützt. Sie dachten sich für die Niederlage in der Strauss'schen Sache zu rächen. Der Bürgermeister Hirzel blieb auch hier seiner idealen Natur treu. Mit Entrüstung bekämpfte er diesen rohen Angriff auf die höchste wissenschaftliche Anstalt des Cantons. Es war auffallend, dass im Übrigen fast nur Stadtbürger, und mehr Conservative als Liberale der Erheblichkeitserklärung des Antrags entgegentraten, voraus Oberrichter Ulrich, Bürgermeister Hess, Altbürgermeister v. Muralt, Ferd. Meyer, Gysi-Schinz, Alex. Schweizer. Am tiefsten schnitt meine Rede ein, welche die politische Verwerflichkeit der Motion beleuchtete. Die Hauptstelle mag auch hier noch einen Platz finden.

„Darüber kann kein Zweifel sein, die Hochschule, wie sie gegenwärtig ist, steht höher als unsere wissenschaftlichen Anstalten vor ihrer Gründung. Ich kann mir nun keine Veränderung als möglich denken, welche uns zurückführen würde in einen Zustand, der nicht bloss schlechter ist als der gegenwärtige, sondern tiefer steht als der frühere: und ein solcher Zustand würde durch die Motion herbeigeführt. Man spricht heute von Volk und Volkswillen in ganz anderem Sinne, als gestern; ich habe mich gestern auch darüber ausgesprochen, und zwar so, wie ich es heute thue und wie ich es vor 9 Jahren bereits schriftlich gethan habe. Um den Volkswillen zu erkennen, muss man das Volk mit seinen Bedürfnissen und seinem Charakter auffassen. Das Volk ist nicht von gestern, auch

unser Volk wie andere Völker hat ein Leben nicht von Jahren bloss, sondern von Jahrhunderten. Ich habe es für eine Sünde gehalten, dass man die religiöse Seite in unserem Volkscharakter tief gekränkt hat. Begehen sie nicht eine neue Sünde gegen eine andere Seite unseres Volkslebens; jede solche Sünde rächt sich früher oder später und findet ihre Strafe.

Schon seit Jahrhunderten, nicht erst seit gestern, hat sich Zürich in zwei Richtungen besonders ausgezeichnet. Die industrielle ist die eine, die wissenschaftliche die andere. Beide Richtungen waren ursprünglich in der Stadt Zürich vereint, beide waren eingeschlossen in die Stadt, während einer gewissen Zeit schloss sich die Stadt in beiden Richtungen ab von der Landschaft. Das hat sich aber seitdem geändert und hat sich ändern müssen. Die Industrie hat sich ausgedehnt auch über die Landschaft, sie hat auch dort feste und schöne Wohnsitze aufgeschlagen, die Verbindung aber mit der Industrie der Stadt ist geblieben, und in dieser Verbindung liegt zum Teil ihre Kraft. Auch die Wissenschaft hat angefangen sich auszudehnen von der Stadt über die Landschaft, auch sie hat Wohnsitze erlangt, wenn schon jetzt noch geringe und spärliche, sie bedarf noch weit mehr der inneren Verbindung und eines Brennpunktes, wie er sich hier findet; denn darüber kann kein Zweifel sein, dass die Hochschule in dieser Richtung die bedeutendste Stelle einnimmt, und dass die Hochschule eine grosse Masse von Intelligenz und Geist vereinigt. Eine Zerstörung der Hochschule heisst daher Zerstörung dieser wissenschaftlichen Richtung. Man sage nicht, die Landschaft sei dabei nicht beteiligt. Was wird die Wirkung auf die Stadt zunächst sein? Die Unbemittelteren werden

nicht mehr studieren, weil sie keine bequeme Gelegenheit dazu finden, aber das wissenschaftliche Bedürfnis, das seit Jahrhunderten in der Stadt bekannt ist, wird nicht ganz beseitigt werden, die Söhne der Reichen werden dennoch studieren und dadurch ein neues geistiges Übergewicht vorbereiten.

Was werden die Wirkungen zunächst für die Landschaft sein? Hier wird die wissenschaftliche Richtung, die erst anfängt Wurzeln zu schlagen, im Keime erstickt werden. Jetzt schon hat die Zahl der Landbürger, die studieren, ziemlich zugenommen. Um ein Beispiel zu erwähnen, so habe ich gerade in diesem Semester in einem Collegium 9 Landbürger und 3 Stadtbürger als Zuhörer gehabt. Glauben Sie, wenn Sie die Hochschule aufheben, so nehmen Sie vorzüglich den Landbürgern die Lust, sich wissenschaftlich auszubilden. Stellen Sie sich dieses klar in seinen Folgen vor. Man hat mir und meinen Freunden schon oft vorgeworfen, wir haben eine politische Reaction im Sinne. Es ist dieses eine schmähliche Verläumdung. Hätten wir das wirklich im Sinne, so würden wir mit Herrn Bürgi stimmen und die Hochschule zerstören helfen. Zerstören Sie diesen Geist, so wird sich eine neue und falsche Stadtherrschaft bilden, eine Herrschaft der Reichen, gehalten durch wenige geistig ausgebildete Bürger. Die Frage hat aber noch andere Seiten von der höchsten politischen Wichtigkeit. Der Stand Zürich hat in der Eidgenossenschaft, auch nicht erst seit gestern, sondern seit Jahrhunderten, eine der ersten Stimmen gehabt; er ist von jeher als ein vorzugsweise intelligenter Stand betrachtet worden. Hüten Sie sich wohl, diese Stellung des Standes Zürich zu verkehren. Sie zerstören gleichzeitig damit das Ansehen und

den Einfluss des Standes Zürich. Der Canton Zürich würde hinuntersteigen von seiner gegenwärtigen Höhe und tief herabsinken in den Augen seiner Miteidgenossen. Aber nicht bloss vor der Eidgenossenschaft würde die Ehre des Cantons Zürich geschändet, sondern vor der ganzen civilisierten Welt; denn unsere Ehre ist eng verbunden mit der wissenschaftlichen Richtung. Aber auch da, gegenüber dem Auslande sogar, handelt es sich nicht bloss um die Ehre: die Ansichten, die über einen Stat verbreitet sind, sind auch von Einfluss auf seine Beziehungen zu andern Staten. Es ist im höchsten Interesse dieser Beziehungen, dass man nicht sagen könne: die Barbarei hat im Canton Zürich gesiegt.

Betrachten Sie den Antrag gegenüber unserer politischen Entwickelung. Man wird sagen müssen: so lange die Stadt geherrscht hat, war der Stand Zürich geehrt, höhere wissenschaftliche Anstalten blühten in ihr. Dann veränderten sich die Verhältnisse; die Souveränetät, welche früher der Stadt zugehört hatte, dehnte sich aus über die ganze Landschaft. Diese, begeistert von der neuen Richtung, erkannte, dass sie nicht zurückbleiben dürfe hinter der früheren Stadtherrschaft. Eine Hochschule wurde begründet, um die wissenschaftliche Richtung zu erheben. Wenige Jahre später wurde ein neuer Grosser Rat von Stadt- und Landbürgern ohne Unterschied bloss nach der Kopfzahl gewählt, und kaum war dieser Rat da, so gefiel es einem Mitgliede des Regierungsrates, ohne vorherige Untersuchung, ohne gehörige Sachkenntnis, in Bausch und Bogen darauf anzutragen: die Hochschule ist aufgehoben, und einen solchen Antrag hat jener Grosse Rat für erheblich gefunden. Glauben Sie nicht, dass die ganze gebildete Welt urteilen würde,

der Canton Zürich sei durch seine politischen Veränderungen nicht gehoben, sondern erniedrigt worden? Und was die gebildete Welt urteilt, ist von Einfluss auf das Leben, es können sich von daher Gefahren erheben der schlimmsten Art, und es laden sich die, welche zu einem solchen Antrage raten, eine ungeheure Verantwortlichkeit auf. Werfen Sie nun alle diese politischen Gründe in die eine Wagschale, und die Ausgaben des Stats in die andere, so wird Niemand von Ihnen zweifeln, welche von beiden sinkt. Nach officiellen Berechnungen betragen diese Ausgaben 34,000 Frcs. Diese Ausgabe wird aber nur zum kleineren Teile vom State bezahlt, zu einem grösseren von dem Stiftsgute und der Stadt Zürich. Wenn Sie dann nach Hause kommen und sich etwa Einer beklagt, die Hochschule koste zu viel Geld, so können Sie ihm mit Beruhigung antworten: es gibt zwei ehrenwerte Bürger im Canton Zürich, von denen jeder einzelne an demselben Tage, wo die Hochschule aufgehoben wird, 10,000 Frcs. gewinnt. Diese beiden Bürger haben im Grossen Rat gesessen, als der Antrag gestellt wurde auf Aufhebung der Hochschule. Diese beiden Bürger haben aber für die Hochschule und gegen die Erheblichkeit der Motion gestimmt. Sagen Sie den Leuten dieses, und sie werden sich schämen, sich länger zu beklagen. Ich stelle daher den Antrag, dass die Motion für unerheblich erklärt werde. Wenn es sich um blosse Verbesserungen handelte oder nur eine blosse Untersuchung der Sache, so könnte ich auch dazu stimmen. Aber wie die Motion gegenwärtig eingebracht wurde, so scheint sie mir der Erguss zu sein eines persönlich beleidigten Gefühls. Ich wünsche, dass die Untersuchung geführt werde in ruhiger Stimmung, veranlasst durch die Schritte der

Behörden, und nicht durch eine feindselige Motion. Unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen hat die Motion nicht allein den Erfolg, wenn sie erheblich erklärt wird, dass der Hochschule ein Stoss versetzt wird, sondern man will zugleich der religiösen Volksbewegung das Siegel der Barbarei aufdrücken. Man hat gestern der Bewegung Unreinheit vorgeworfen: sie wäre unrein, wenn dieser Antrag aus der Volksgesinnung hervorgegangen wäre. Die Gegner der religiösen Bewegung haben den Leuten gesagt: petitioniert doch für Aufhebung der Hochschule. Das Volk hat aber nicht auf ihre Stimmen gehört, und ich hoffe, auch der Gr. Rat wird nicht auf sie hören."

Trotz aller Gründen dagegen wurde die Motion doch für erheblich erklärt, und sogar in einer für die Existenz der Hochschule bedrohlichen Form. Die Radikalen wollten sich für die Niederlage an dem Tage zuvor rächen und fanden bei denselben Mitgliedern Unterstützung, welche aus Furcht vor ihren Wählern die Führer verlassen hatten. Mit 120 Stimmen wurde eine Commission zur Prüfung der Verhältnisse der Hochschule niedergesetzt. Es war aber kein rechter Ernst in dem scheinbaren Vorgehen gegen die Hochschule. Man wollte drohen, aber Keiner wollte die Drohung vollziehen. Der ganze Angriff hatte sein Pulver schon am ersten Tage verpufft, und die Commission bedeutete in Wahrheit friedlichen Rückzug. Aber er hatte das Misstrauen gegen die Radikalen und gegen die Regierung erhöht und die Meinung derer bestärkt, welche beiden die Absicht zuschrieben, die Zugeständnisse an die Volksbewegung möglichst bald zurückzunehmen und die frühere Richtung zu erneuern.

18.

Das Central-Comité und die Regierung. Reizungen und Aufregungen. Volksversammlung zu Kloten am 2. September. Hirzel's Zug nach Zürich am 5. September. Die Revolution vom 6. September. Meine Stellung in derselben. Briefwechsel mit Hirzel. Die Auflösung der obersten Landesbehörden. Ein neuer Grosser Rat. Meine Ernennung zum Regierungs- und Statsrat.

Der politische Anstand und die Rücksicht auf die öffentliche Meinung forderten, wenn nicht den Rücktritt der Mitglieder der Regierung, doch mindestens eine solche Änderung der Personen, welche das Vertrauen des Volkes in die Regierung herzustellen und von neuem zu befestigen geeignet war. Aber den radikalen Mitgliedern fiel es nicht ein, auf ihre Stellen zu verzichten. Der Grosse Rat war auch nicht gesonnen, jene politische Rücksicht zu beachten. Zufällig kamen schon in der nächsten Sitzung des Grossen Rates sechs Mitglieder des Regierungsrates in die Erneuerungswahl, von denen fünf als entschiedene Gegner der Volksbewegung bekannt waren. Sie wurden sämtlich von der Mehrheit wieder gewählt.

Ebenso wenig dienten die Verhandlungen des Grossen Rates in seiner Aprilsitzung über die Volkspetition dazu, die Kluft zwischen Volk und Volksvertretung zu überbrücken. Dieselbe wurde von hervorragenden Führern der Mehrheit mit offenem Hohne, mit Verachtung besprochen, und nur mit Mühe wurde der Antrag durchgesetzt, dieselbe den bestehenden Grossrats-Commissionen zur Prüfung zu überweisen.

Das Central-Comité (Glaubens-Comité) hatte bereits seine Auflösung beschlossen, als diese und ähnliche Erfahrungen von neuem zur Vorsicht mahnten und die Mitglieder bestimmten, noch eine Weile thätig zu bleiben.

Der Grosse Rat erledigte endlich in der Augustsitzung die Anträge der Volkspetition und seiner Commissionen. Das religiöse Element in der Volksbildung erhielt nach dem Wunsche des Volks einige verstärkte Garantien; dagegen wurde, mit Recht, dem Kirchenrate eine Mitleitung der Schule verweigert. Dem Antrag der Aufhebung der Hochschule wurde keine weitere Folge gegeben; der Antrag auf eine aus Weltlichen und Geistlichen gemischte Kirchensynode wurde abgelehnt, und der Forderung einer Revision des Schullehrerseminars ausgewichen.

Diese Beschlüsse, obwohl sie die Volkswünsche nur wenig befriedigten, hätten doch nicht einen neuen Ausbruch des Kampfes bewirkt, wenn nicht das Misstrauen gegen die Aufrichtigkeit selbst der geringen Zugeständnisse immer von neuem heftig gereizt und der Widerwille gegen die entsittlichende Einwirkung des Radikalismus durch das Verhalten einiger Führer bis zur Wut angestachelt worden wäre.

Ich war niemals Mitglied weder des Central-Comité's, noch eines Bezirks-Comité's gewesen und hatte mich von der Leitung der Bewegung fern gehalten; aber ich hatte Freunde darin und wurde von den wichtigen Vorgängen in demselben unterrichtet. Auch mit einigen Mitgliedern der Regierung, welche den Radikalen widerstrebten, insbesondere mit Statsrat Hegetschweiler trat ich in Verbindung. Ich arbeitete an einer gründlichen Reform; weil diese verhindert wurde, so kam die Revolution.

Wieder erliess das Central-Comité eine Einladung zu einer Versammlung sämtlicher Bezirksausschüsse nach Kloten, um gemeinsame Schritte zu beraten. Die Regierung dagegen liess die Gemeinden verwarnen, im Auftrage des

Central-Comité sich zu versammeln, und rief ein Bataillon Truppen in die Stadt. Der Statsanwalt erhob eine Klage gegen die Mitglieder des Central-Comité's wegen Versuchs zum Aufruhr und versuchte die Presse durch Beschlagnahmen einzuschüchtern. In einem Lande, welches die Gemeindefreiheit, das Vereinsrecht und die Pressfreiheit in weitestem Umfang zu üben gewohnt war, mussten diese Massregeln eher erbittern und den Widerstand reizen, als abschrecken.

Als die Regierung diesen Eindruck bemerkte, suchte sie wieder die erregte Stimmung des Volkes zu beschwichtigen und entliess die Truppen. Am 2. September fand die Versammlung in Kloten statt. Die Ausschüsse der Comités wurden von zahlreichen Scharen der Bürger begleitet. Die Versammlung wuchs trotz des regnerischen Wetters zu einer grossen Volksversammlung von ungefähr 15,000 Mann heran und fasste Beschlüsse über neue Petitionen an den Regierungsrat und an den Grossen Rat.

Auch bei dieser Volksversammlung war ich nicht beteiligt. Bis dahin waren die gesetzlichen Schranken nicht überschritten. Ich hatte damals noch die Hoffnung, dass der Grosse Rat, der auf den 9. September einberufen ward, wenn er den entschlossenen Ernst des aufgeregten Volkes sehe, endlich das Nötige verfügen werde, um den innern Frieden herzustellen.

Allein die Spannung dieser Tage war zu heftig und die Frist vom 2. bis zum 9. September schien zu lange. In der Zwischenzeit wurden von den Führern der Radikalen mit dem Schultheiss Neuhaus von Bern und anderen Häuptern der Cantone des Siebener-Concordates Verabredungen gepflogen über eine bewaffnete Intervention

dieser Cantone. Truppen aus Bern und Baselland sollten ausrücken und die Züricher Regierung gegen ihr Volk schützen. Der Zorn über diese drohende Intervention und das beleidigte Ehrgefühl der Züricher entzündeten die vorhandene Gährung zur Revolution.

Dr. Rahn-Escher, der Stellvertreter des Präsidenten des Central-Comité's, machte auf die Gefahr aufmerksam und forderte die Bürger auf, „wenn die Glocken gehen, zum Sturme bereit zu sein“ (5. Sept.). An demselben Tage liess der Pfarrer Bernhard Hirzel, überzeugt, dass ein Entscheid nicht länger aufgeschoben werden dürfe, die Sturmglocke in Pfäffikon läuten. Bald setzten sich grosse Massen von Bauern der östlichen Bezirke in Bewegung, die meisten unbewaffnet, in feierlicher Stimmung, Choräle singend. Vergebens suchte sie Dr. Rahn-Escher zurückzuhalten. Die Einwohner der Stadt Zürich bewaffneten sich, um die Ordnung zu sichern und das Eigentum zu schützen. Die Regierung liess durch die Militärschule das Zeughaus besetzen und einzelne Zugänge absperren.

Als der Landsturm singend in die Stadt einzog, kam es, worauf derselbe nicht gefasst war, zu einem Zusammenstoss mit den Truppen. Es fielen Schüsse hinüber und herüber. Es gab einige Tote und mehrere Verwundete. Der Statsrat Hegetschweiler, der vergeblich auch da noch versöhnend wirkte, wurde von einem Bewaffneten der Regierung, vielleicht aus Versehen, erschossen. Die Bauern flohen grossenteils erschreckt und verwirrt, warteten dann aber auf bewaffneten Zuzug vom Land. Aber auch die wenig zahlreiche Regierungsmannschaft wurde entlassen und löste sich auf. Die Bürgerschaft der Stadt besetzte das Zeughaus. Überall erschollen die Sturmglocken.

Von allen Seiten kamen neue Massen herbei. Die Regierung erkannte zu spät, wie wenig sie der Krisis gewachsen sei, und dankte ab. Eine neue provisorische Regierung wurde gebildet, in welcher die gemässigten Mitglieder der früheren Regierung eintraten und sich mit einigen anderen Männern von Ansehen verstärkten.

Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich dem Ausbruch einer Revolution in's Angesicht geschaut. Ich hatte nun selber erfahren, wie mächtig die natürlichen Leidenschaften aufwallen, wie schwer diese Kräfte zu berechnen und zu leiten sind, wie vielfältig abenteuerliche Gerüchte und unsichere Nachrichten durch die Luft schwirren, wie der Boden unter den Füssen erzittert und Alles wankt und schwankt, wie rasch Furcht und Hoffnung auch bei den Führern wechseln. Ich verschweige nicht, dass meine von der geschichtlichen Rechtsschule anerzogene Abneigung gegen Revolutionen eher bestätigt als entkräftet wurde.

Ich kam in diesen Tagen und Nächten vom 5. bis 7. September nicht nach Hause, sondern war meistens in dem Hauptquartier der Stadt thätig, welches vorerst für die Sicherheit der Personen und des Eigentums zu sorgen bemüht war. Mein Freund Hirzel hatte mich am 5. noch wissen lassen, dass er mit seinen Volksscharen heranziehen werde, aber ich hatte auf seinen Entschluss keinen Einfluss und konnte ihm nicht mehr abraten. Ich liess dann in der Nacht noch Dr. Keller sagen, wenn er gefährdet werden sollte, so möge er in meiner Wohnung ein Asyl suchen. Er zog es vor, am 6. morgens nach Baden zu fliehen. An dem entscheidenden Tage bekam ich einen unauslöschlichen Eindruck der furchtbaren Wut, die aus

dem Volk aufloderte. Ich ging mit einer Schar kräftiger Männer der Seegemeinden über den Platz vor dem Hotel Baur, in der Nähe des Zeughauses. Als dieselben hier die Blutlachen am Boden gewahrten, da machten sich der wilde Schmerz und der grimme Zorn in einem entsetzlichen Gebrülle Luft, das mir die Nerven erschütterte. Aber trotz der Aufregung wurde doch Niemand misshandelt, und ohne Gefahr wurden die Geldsäcke auf die Bank in der Nähe getragen oder dort geholt. Ich hörte nichts von rohem Unfug, noch von Verletzung des Privatrechts. Man sah keine Betrunkene. Das öffentliche Verfassungsrecht nur war gewaltsam durchbrochen. Aber auch in dieser Hinsicht war der Wunsch allgemein, die bestehende Verfassung zu erhalten und möglichst bald auch die nötigen Behörden herzustellen.

Die Nacht vom 6. auf den 7. brachte ich in der Caserne zu. Ich hatte den Auftrag des Commandanten der Bürgerwehr, Oberst Ziegler, übernommen, dort die Ordnung aufrecht zu erhalten, und wurde von den bewaffneten Volksscharen, die hier einquartiert waren, ohne Patent und ohne Vorstellung frischweg als „Herr Oberst“ begrüsst. Die Leute liessen sich willig leiten und hielten auch dann fest, als sie mit den falschen Nachrichten allarmiert wurden, es seien von Baden her feindliche Truppen im Anzug. Am Morgen darauf gab ich gerne die improvisierte militärische Stellung an wirkliche Militärs ab.

Die Revolution war, da Zürich in diesem Jahre eidgenössischer Vorort und die Tagsatzung in Zürich versammelt war, vor den Augen der eidgenössischen und der fremden Gesandten vollzogen worden. Sie war erschienen wie ein plötzlich entladenes Gewitter, wie ein Windblast.

Eine grosse, aus allen Teilen des Landes beschickte Volksversammlung in Zürich wurde von dem Geschehenen unterrichtet, von jeder Rache abgemahnt und aufgefordert, zur Heilung des Gemeinwesens zusammenzuwirken.

Nochmals wurde der alte Grosse Rat, wie die Regierung es vorher bestimmt hatte, am 9. September versammelt, aber nicht in dem gewöhnlichen Sitzungssaale, sondern in der Kirche zum Grossmünster, damit die Gesandten und das Volk zuschauen könnten. Es fehlten ungefähr ein Dritteil der Mitglieder, fast alle radikalen Führer, welche sich nach Baden geflüchtet hatten. Die Versammlung wurde von dem Amtsbürgermeister Hess geleitet, der als Präsident des Vorortes seine Amtsstellung bewahrt und dadurch vieles zu einem glimpflichen Übergange aus dem früheren in das neue Regiment beigetragen hatte. Nachher zog er sich aus den Geschäften zurück und nahm nur noch an gemeinnützlichem Wirken und an dem Grossen Rate teil. Er war ein Vetter meiner Frau (sie waren Geschwisterkinder); ich war aber nie mit ihm in ein intimes Verhältnis gekommen. Der Grosse Rat beschloss, die provisorische Regierung anzuerkennen und ihr Vollmacht zu geben, sich selber aber aufzulösen und neue Volkswahlen anzuordnen.

Die Neuwahlen in den Grossen Rat wurden unter ungewöhnlich zahlreicher Beteiligung der Bürger vorgenommen. Es stimmten 29,489 Urwähler ab. Die Physiognomie des neuen Grossen Rates war eine ganz andere, als der aufgelösten Volksvertretung. Die Wahlen in der Hauptstadt blieben wohl dieselben; aber auf dem Lande zeigte sich der Umschwung der öffentlichen Meinung in schroffer Weise. Es wurden fast keine Radikalen gewählt,

dagegen viele conservative Bauern. Die liberalen Interessen waren weit schwächer vertreten als früher, die kirchliche Gesinnung wurde bevorzugt. Dennoch wurden ganz wenige Geistliche gewählt, unter diesen Pfarrer Hirzel.

Hirzel war durchaus nicht der fanatische Pfaffe, als der er verschrieen wurde. Er war im Gegenteil eine geistig freie, aber auch eine leidenschaftliche, zu gewaltsamer That geneigte Natur. Wie ich schon früher auf einen tragischen Zug selbst in der glücklichen Jugendperiode hingewiesen habe, so werde ich auch später über sein tragisches Ende berichten. Mir war er stets ein zuverlässiger Freund geblieben. Ich besitze aus dem Jahre 1839 einige Briefe, die zwischen uns gewechselt wurden. Dieselben geben den besten Aufschluss über unsere damaligen Ansichten und Stimmungen. Ich teile daher an dieser Stelle einige Auszüge mit:

Hirzel an Bluntschli, Pfäffikon den 14. Februar 1839.

„Mein Lieber. Ich muss mich äussern und gegen wen sonst als dich? Oder ich zerplatze vor Ärger. So dumm hatte ich unsere Radikalen nicht geglaubt, all' ihr Werk auf's Spiel zu setzen wegen einer Chimäre! In und um meine Gemeinde gährt es gewaltig. Vorigen Sonntag hatten die Leute nicht Raum in der Kirche. Sie erwarteten, dass ich in ihr Horn blase, dass ich mit revoluzioniere. Aber meine Grundsätze werde ich nie verläugnen. Ich beschwichtigte das Wetter für einmal; doch vergeblich; nun bricht es von anderen Gemeinden auch in die meinige herein. Eine Landsgemeinde scheint unausweichlich, die Folgen kann Niemand voraus wissen. — Zweierlei scheint mir durch die Dummheit der Radikalen unausweichlich geworden: Sturz der Universität und Rückfall in die Orthodoxie.

— Ich bin mit Niemanden zufrieden, als mit dir; auch mit mir nicht. Ich könnte jetzt wirken und darf nicht. Ich bin nicht an meiner Stelle. Das Einzige, was mich an mir freut, ist, dass ich den Mut habe, durch Treue an meiner Überzeugung ein Schwächling zu scheinen."

Bluntschli an Hirzel. Zürich 15. Februar 1839.

„Wohl hast du Recht: die dummen Radikalen. Ihre Schlangenklugheit wird zur Dummheit, wo es sich um höhere Dinge handelt. Die Aufregung hat ihre gefährlichen Seiten, aber auch ihre schönen. Erhaltet ihren Grundton: religiöse Gesinnung. Durch positives Hervorheben dieses Elementes werden allein die verderblichen Neigungen beschwichtigt. Entgegentreten ist Thorheit, Leitung Pflicht. Ich hätte gewünscht, Gujer, der in meinen Augen allein den Typus eines echten, sittlichen Volksmannes hat, würde leiten. Wenn recht geleitet wird, so erlangen wir einen besseren Zustand. Mir war das hier in Zürich furchtbar wuchernde Sittenverderbnis der ärgste Gräuel. In dieser Tiefe kam ich auf einen Punkt, der mich von K. für immer trennte. — In derselben Tiefe des Gemüts ist nun auch das Volk angegriffen worden, und entschieden spricht es das aus.

„Den Sturz der Hochschule fürchte ich nicht, vorausgesetzt, a) dass bald den wesentlichen Begehren entsprochen werde, b) dass rechte Leiter hervortreten. Einen Rückfall in die Orthodoxie besorge ich darum wenig, weil ich sehe, dass das Volk noch mitten darin ist. Es ist vielmehr nur Feststellung, allerdings sehr positive Feststellung des kirchlichen Glaubens. Aber nur auf dieser Basis können auch wir Gebildete dann eine gereinigte religiöse Befriedigung erhalten, nicht aber, wenn

wir schroff entgegentreten und von dem Unglauben aus den Glauben erbauen wollen."

Hirzel an Bluntschli. 11. März 1839.

„Meine kirchlichen Ansichten kennst Du; weisst, dass ich Rationalist bin, nicht in dem wässerigen, negativen Sinne, der seine Lust hat, den Himmel in den Erdenschlamm herabzuziehen, sondern in dem positiven, das Irdische so viel als möglich zum Himmlischen zu läutern und zu erheben durch Anwendung unseres inneren Lichtes. Noch ehe Strauss kommen sollte, war ich mit mir im Klaren. In Anerkennung einzelner Mythen stimme ich ihm bei, fühle aber durch und durch die Notwendigkeit eines Autoritätsglaubens nicht an einen schwachen Sterblichen, sondern an ein Urbild, Vorbild der Menschheit, einen Jesus, der Christus war, was Strauss offenbar läugnet. So weit Alles subjectiv. Nun aber beginnt es zu gähren in meiner Gemeinde. Ihr gehöre ich noch mehr an, als mir; daher forderte ich die Meinigen auf zur Treue am Glauben, der siegen werde, auch ohne Stangen und Schwerter, wenn und weil er wahr sei. Aber dennoch vermehrt sich der Sturm unglaublich. Etwa 10 Individuen, einige rechtliche Halbgebildete, die anderen gemeine, verbildete Subjecte, wagen es, verführt durch den „Republikaner", sich öffentlich für Strauss zu erklären. Alles in Brandung. Mein Stillstand (Presbyterium) fordert eine Gemeinde, als selber bedroht von der Masse. Weil ich nicht wusste, wohin, hielt ich zurück. Immer mehr Unreines mischt sich dem Reinen bei. Das Volk ist nicht mehr aufgeregt, es ist wütend. Einen willkommenen Ausweg bietet mir das Richterschwyler Comité dar. Nur keine Revolution! Darum Anschluss. Diesen beschliesst meine Gemeinde in

einer Versammlung von über 700 fanatisierten Männern, die ich formell frei, aber unter geistigem Zwang ordnete. Inzwischen wird es mir immer klarer, dass es sich nun nicht mehr handle um die Berufung von Dr. Strauss, sondern um den Sieg zwischen Reformern und Radikalen, der wahren Bildung und der Aufklärerei. — Wie ich früher mich passiv verhielt, so leitete ich nun, mit Vorwissen von Gujer, meinen ganzen Bezirk. — Ein Beweis davon liegt darin, dass von 4220 Zustimmenden, welche früher die Hochschule weg haben wollten, nur noch Eine Gemeinde solches verlangt."

Bluntschli an Hirzel, 12. März 1839.

„Wenn du mitwirken kannst, dass das giftige Element in unserm State, welches ihn am Ende zerfressen hätte, gereinigt und die Harmonie der politischen Freiheit mit einer sittlichen und religiösen Gesinnung hergestellt werde, so wirst Du's thun, das weiss ich. Eben deshalb aber bitte ich dich, trage dazu bei, dass nicht durch eine unvorsichtige Handlung die Bewegung compromittiert werde. Nichts könnte ihr einen ärgern Stoss versetzen, als die Aufhebung der Hochschule. Sprich doch darüber auch mit Gujer. Er kann unmöglich etwas Anderes als die Erhaltung derselben wollen. Und wenn er recht will, so erhält er sie."

Man hat Hirzel hauptsächlich den vernichtenden Vorwurf gemacht, er habe am 6. September seinen Leuten zugerufen: „In Gottes Namen schiesst." Er hat aber sofort dieser Angabe als einer unwahren widersprochen und nur das Wort anerkannt: „In Gottes Namen vorwärts!" · Jedenfalls aber hat er durch seinen Anmarsch die Krisis zur Entladung gebracht. Die Verantwortlichkeit dafür kann

er vor der Geschichte nicht ablehnen. Die That war sein eigner, freier und stundenlang in ernstem Nachdenken erwogener Entschluss.

Dass mein anderer Jugendfreund Zeller (Pfarrer von Stäfa) ebenfalls einen eifrigen Anteil nahm an der damaligen Volksbewegung, wird Niemanden befremden, der seine theologische Bildung kennt. Er schrieb ein Buch gegen Strauss, das freilich dem scharfen Kritiker manche Blösse darbot, aber für seine Glaubenstreue warmes Zeugnis ablegte. Wenn ich mich recht entsinne, so war er Mitglied des Central-Comité's; jedenfalls galt er an den Ufern des Zürichersees als eine hochachtbare Autorität.

Auch an ihn schrieb ich am 24. März 1839:

„Die Bewegung hat einen Flecken bekommen durch den Angriff auf die Hochschule. Wenn er schon von radikaler Seite hergekommen ist, so schreibt man ihn doch jener zu; und insofern nicht genug gethan worden ist, um die Radikalen am zweiten, wie am ersten und dritten Tage (der Grossratssitzung) zu schlagen, haben die Leute nicht ganz unrecht. — Mit dem Aufheben ist es übrigens nur Wenigen ernst. Sie wollen nur die Aufhebung der Hochschule gegen die Veränderung im Volksschulwesen setzen und mit jener drohend diese hindern. — Immerhin verträgt die Hochschule solche Stösse nicht. Sie ist hin, wenn man nicht mehr als je sucht, sie fester zu begründen, als sie es war."

Zeller erlebte die Revolution des September nicht. Er starb am 6. Juli 1839. Vermutlich haben die Aufregungen jener Zeit die entzündliche Krankheit, die ihn befiel, tötlich gemacht.

Der neue Grosse Rat, durch die Umstände genötigt,

die obersten Landesbehörden neu zu besetzen, wählte mich nun in den neuen Regierungsrat (2. Oktober 1839). Mit schwerem Herzen nahm ich die Wahl an. Ich wusste, wie schwierig die Amtsführung nach einer Revolution und wie gross die Verantwortlichkeit sei, die man mir auflade. Meine Stelle als Rechtsconsulent der Stadt gab ich nun auf; dagegen behielt ich auf den Wunsch des Erziehungsrats meine Professur an der Universität bei. Nur die mir früher gegebene Zulage zu meiner Besoldung hörte nun mit Rücksicht auf die verminderte Leistungspflicht auf.

Bei der Verteilung der Geschäfte wurde mir der Vorsitz in dem Rate des Innern übertragen. Auch wurde ich zum Mitgliede des vorörtlichen Statsrats ernannt und so in die damalige Leitung der eidgenössischen Politik eingeführt.

Da auch die Zürcherische Gesandtschaft bei der Tagsatzung einer Erneuerung bedurfte, so wurden Statsrat Melchior Sulzer und ich dem Amtsbürgermeister Hess als Gesandte beigegeben. Die Tagsatzung, deren Sitzungen durch die Septemberrevolution eine Unterbrechung erlitten hatten, erkannte doch die Neugestaltung der Zürcherischen Behörden an, indem sie dem unzweideutig ausgesprochenen Volkswillen Gehör gab, und trat demgemäss auch sowohl mit dem neugebildeten Statsrate, als mit der neuen Vertretung des Standes Zürich in amtlichen Verkehr. Diese Anerkennung durch die Eidgenossenschaft war natürlich für die neue Regierung von grossem Werte. Die rasche Zustimmung war vorzüglich dem Gesandten des Cantons Waadt, Statsrat Druey, zu verdanken, einem aufrichtigen Volksfreunde. Die Gesandten von Bern und anderen Cantonen des Siebener-Concordates hatten anfangs Bedenken gegen die Zulassung erhoben.

19.

Die neue Regierung und ihre Aufgaben in Kirche und Schule. Professor Lange. Seminardirector Bruch. Verschiedene Fractionen innerhalb der Regierung. Aufenthalt in Teuffen zur Erholung. Redaction des Zürcherischen Vormundschaftsgesetzes. Austritt Zürichs aus dem Siebener Concordat. Versuche zur Bundesreform. Verkehr mit J. Grimm, Savigny, Bunsen, Laboulaye.

Die Septemberrevolution, der sogenannte „Zürichputsch“, bedeutete den schroffen Bruch mit dem Radikalismus in Bezug auf die Religion, die Kirche und die Schule. Da galt es nun die religiöse Richtung, wie das Volk sie hochschätzte und für nötig hielt, zu befestigen und zu stärken, aber zugleich die geistige Freiheit vor Unterdrückung zu bewahren und den wissenschaftlichen Fortschritt zu schützen. Ich war nicht Mitglied des Kirchen- noch des Erziehungsrates und hatte daher weder die Aufgabe noch die Möglichkeit, im Einzelnen diese Sorge zu üben. Aber im Regierungsrate und im Grossen Rate vertrat ich diese Auffassung, so gut ich es vermochte. Indem ich dem Volksglauben Achtung erwies, verhehlte ich nie, dass ich persönlich in vielen Hinsichten anders und freier denke, und trat immer ein auch für die Freiheit der Andersgläubigen. Die kirchlichen Zeloten fanden bei jeder Gelegenheit in mir einen entschiedenen Gegner. Dennoch gelang es mir, auch bei manchen Eng- und Strenggläubigen persönliches Vertrauen zu erwecken. So konnte ich mittelbar manche schroffe Massregel hindern.

Mein Wunsch, dass die Kirchensynode umgestaltet, und durch die Beiordnung von Laien zu den Geistlichen die Repräsentation der Kirche vielseitiger und freier dargestellt werde, ging nicht in Erfüllung. Die, welche den

Einfluss der Pfarrer durch diese Reform für bedroht hielten, und die, welche fürchteten, eine gemischte Synode könnte leicht dem Grossen Rate an Autorität die Wage halten, endlich die, welche besorgten, dass die Laien nur die bäuerliche Orthodoxie verstärken würden, widersetzten sich gemeinsam, wenn gleich in ganz entgegengesetzten Tendenzen, dem Antrag. Derselbe blieb in der Minderheit, und heute noch steht die reformierte Kirche von Zürich in dieser Hinsicht hinter manchen anderen deutschen und schweizerischen Kirchen zurück, welche seither das Recht der Laien, mitzustimmen und an der Selbstverwaltung der Kirche mit den Geistlichen gleichen Anteil zu nehmen, zur Geltung gebracht haben.

An die theologische Facultät wurde nun Joh. Peter Lange von Duisburg berufen, später Professor in Bonn, ein Mann, der für die christliche Religion begeistert, von idealem Streben und mit romantischen Neigungen erfüllt, aber nicht ebenso geeignet war, die hergebrachten Dogmen und die geschichtliche Überlieferung kritisch zu beleuchten. Er vertrat neben Alexander Schweizer und Hitzig, den Repräsentanten der dialectischen und philologischen Wissenschaft, weniger die formell orthodoxe, als die glaubenseifrige, pietistische Richtung in der Theologie.

An die Spitze des Seminars für Schullehrer wurde nach der Entfernung Scherr's, den die Flutwelle der Revolution weggespült hatte, Pfarrer Bruch von Wädischwyl gesetzt, ein warmer Freund der Lehrer und der lernbegierigen Jugend, ein Kenner der Bedürfnisse der Volksschule und, wenn gleich von religiöser Gesinnung, doch kein Kopfhänger und kein Zelote, vielmehr ein Mann von humanen Sitten und mildem Wohlwollen. Er hielt

übrigens die Anstrengung in seiner neuen, von den Radikalen angefochtenen Stellung nicht lange aus und starb schon nach einigen Jahren.

Mit beiden Männern wurde ich persönlich bekannt und trat ich in freundliche Beziehungen.

Die neue Regierung, deren Mitglied und nicht, wie Manche der aussen Stehenden meinten, deren Haupt ich geworden war, hatte sehr verschiedene Elemente in sich vereinigt. Ein Teil derselben, wie der Bürgermeister Hess, Eduard Sulzer, Melchior Sulzer und Hüni hatten schon der früheren liberal-radikalen Regierung angehört und hielten die Tradition der Grundsätze und der Geschäfte fest. M. Sulzer repräsentierte dabei die alte Eifersucht der reichen und strebenden Landstadt Winterthur gegen die alte Hauptstadt Zürich. Hüni war nicht frei von den Parteianschauungen der grossen Ortschaften an dem linken Seeufer und misstraute den Städtern. Mit beweglicher Klugheit wusste sich Eduard Sulzer zwischen den Parteien und den widerstreitenden Verhältnissen durchzuwinden. Er leitete die Finanzen mit Umsicht. Hess wollte nur noch den Übergang aus der früheren in die neuere Periode versöhnlich vermitteln; bald nach der Umwälzung zog er sich in das Privatleben zurück.

Eine andere Gruppe von Mitgliedern der Regierung repräsentierte die religiöse Richtung der Volksbewegung. Ich rechne dahin voraus Herrn v. Sulzer-Wardt, einen strenggläubigen, aber vornehmen Gutsbesitzer, und einige schlichte Landleute, die jedoch nur kurze Zeit im Amte blieben.

Als Vertreter des alten Regiments vor der Revolution von 1830 mag der Ratsherr, nun Regierungsrat Spöndli

gelten, ein guter Rechner, der aber den modernen Ideen überhaupt abhold war. In gewissem Sinne gehörte auch der Bürgermeister von Muralt der früheren Periode des politischen Lebens an; aber sein natürliches Wohlwollen, die weitschauende kaufmännische und die feine gesellschaftliche Bildung, die er besass, und sein aufopferungsfähiger Patriotismus machten ihn doch vorzugsweise geeignet, an der Spitze des Regierungsrates zu stehen und sowohl im Innern die widerstrebenden Elemente zu verbinden, als den Canton in der Eidgenossenschaft würdig zu vertreten.

Die Gruppe, in der ich Stellung nahm, bestand aus meinem vormaligen Lehrer und älteren Freunde Ferdinand Meyer, der, früher Statsschreiber, nun die Leitung des Erziehungsrates übernahm, aber auch in dem Rate des Innern als Mitglied arbeitete, dem Sohne des eidgenössischen Kanzlers Mousson, Heinrich Mousson, einem Manne von gediegenem Charakter und wissenschaftlicher Bildung, ebenfalls im Rate des Innern thätig und nach dem Rücktritte von Hess zum Bürgermeister gewählt, und mir. Es war das ein wissenschaftliches Element in der neuen Regierung, in welchem die conservativen Neigungen mit liberalen Ideen noch in ungeklärter Mischung verbunden waren. Mousson vertrat dabei mehr die conservative, ich mehr die liberale Ansicht. An uns schlossen sich bei manchem Anlass der Regierungsrat Wild von Waedischwyl an, und der vormalige Stadtpräsident, Oberst Ziegler, welcher die Oberaufsicht und Oberleitung der Polizei übernahm.

Durchaus gegen meinen und meiner engeren Freunde Wunsch waren von dem Grossen Rate des Frühjahrs 1840 die Neuwahlen in die Regierung auf Stadtbürger gefallen.

Ich betrachtete das als einen politischen Missgriff, indem das unter der Asche glimmende Misstrauen der Landbürger wider die Stadtherrschaft durch eine unbesonnene Zurücksetzung ihrer Genossen leicht neu angefacht werden konnte. Ich war aber in der entscheidenden Sitzung abwesend, und die reactionäre Partei siegte damals. Dagegen hatten wir einen Erfolg darin, dass wir eine Verbesserung der Verfassung durchsetzten, indem die Mitgliederzahl des Regierungsrates von 19 auf 13 und die des Obergerichts von 11 auf 9 beschränkt wurde. Infolge dessen wurden die Anforderungen und die Bürgschaften für eine gute Besetzung dieser Behörden erhöht, die schwere Breite der Beratung ermässigt, und die Verantwortlichkeit gesteigert.

Die Aufregungen und der mancherlei Ärger der letzten Zeit hatten doch meinen sonst gesunden und kräftigen Körper angegriffen. Meine Leber war in ihren Functionen gestört, meine Galle erregt, und die Gelbsucht schwächte meinen Körper und machte meine Nerven äusserst reizbar und empfindlich. In solcher Not suchte und fand ich Hilfe bei meinem Freunde Roth in Teuffen. Sein gastfreundliches Haus war mir offen, und in der engbefreundeten Familie erholte ich mich bald wieder. Die Stille des Landlebens, die frische Appenzeller Luft, die Bewegung im Freien, gute den Umständen angepasste Nahrung und ein ansprechender geistiger Verkehr mit dem hochgebildeten feinfühlenden Manne, dem auch der bekannte Mutterwitz der Appenzeller heimisch war, stellten mich in kurzer Zeit wieder her.

Ich erhielt und übernahm nun den Auftrag, ein neues Vormundschaftsgesetz für den Canton Zürich auszu-

arbeiten. Es war dies meine erste gesetzgeberische Arbeit von grösserem Umfange. Das Gesetz wurde von dem Grossen Rate durchberaten und am 21. Juni 1841 genehmigt. Es erfreute sich allgemeiner Billigung auch in der Praxis und wurde später unverändert in das bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen, dessen Redaction mir ebenfalls anvertraut ward. Ich schrieb dazu Erläuterungen und veröffentlichte so das erklärte Werk.

Die Grundlagen des Zürcherischen Vormundschaftsrechtes waren gegeben. Sie wurden durch das Gesetz nicht wesentlich geändert. Aber der Bau und die Form des Gesetzes waren neu geworden und wurden den Bedürfnissen der Zeit und dem wissenschaftlichen Fortschritte angepasst. Wenn in Zürich die Obervormundschaft nicht wie in Deutschland durch die Gerichte geübt wird, sondern in erster Instanz durch die Gemeinderäte, in zweiter durch die Bezirksräte und in oberster durch den Regierungsrat, beziehungsweise den Rat des Innern, so hat sich diese Einrichtung im Leben vortrefflich bewährt. Es kommt in der That bei der Ausübung der Vormundschaft wesentlich darauf an, den Mangel der Familiensorge und der Wirtschaft des Hausvaters zu ergänzen. Das Vermögen der Bevormundeten soll verständig und zweckmässig verwaltet, und für die Erziehung der Waisen gut gesorgt werden. Das aber sind nicht juristische, sondern wirtschaftliche und moralische Aufgaben, deren richtige Erfüllung eher von den Verwaltungsbehörden, als von den Richtern erwartet werden darf, welche durch ihre Denkweise und ihren Lebensberuf eher die Rechtsform, als die Wirkung ihrer Handlungen zu berücksichtigen gewohnt sind, und denen es näher liegt, der juristischen Verantwortlichkeit

auszuweichen, als für die Interessen dritter Personen zu sorgen.

In der Haltung des Cantons Zürich als Vorortes war ebenfalls eine Änderung eingetreten. Bis dahin war Zürich ein hervorragendes Glied des sogenannten Siebener-Concordates gewesen, in welchem sich die liberal-radikalen Regierungen enger mit einander verbunden hatten. Die gestürzte Züricher Regierung hatte in der letzten Zeit noch auf Hilfe der Siebener wider das eigene Volk gerechnet. Es war daher für die neue Regierung angezeigt, sich von diesem Bunde im Bunde loszusagen. Das geschah auch und erhielt die Billigung des Grossen Rates. Aber sie verzichtete nicht auf Reform der Bundesverfassung und suchte im Gegenteil ihren Einfluss auf die innere Schweiz und die Anhänger der alten Eidgenossenschaft dazu zu benutzen, dass sie denselben dringend ein Eingehen auf die nötige Reform empfahl. Ich nahm als Zürcherischer Gesandter an gemeinsamen Besprechungen darüber mit den Gesandten der übrigen Stände teil, die aber nur einen vorbereitenden, nicht einen schliessenden Charakter und Erfolg hatten. Der zähe Widerstand der kleinen Cantone des vormaligen Sarnerbundes war noch schwerer zu einer Vorwärtsbewegung zu bestimmen, als das heftige Verlangen der radikalen Cantone nach Veränderung der Repräsentation und Umgestaltung auf erreichbare Ziele zu ermöglichen war.

Durch die Teilnahme an der Tagsatzung erweiterte sich der Kreis von schweizerischen Politikern, zu denen ich in persönliche Beziehung kam. Überdem blieb ich mit einigen auswärtigen Gelehrten und Statsmännern in reger Verbindung und machte neue Bekanntschaften.

Für Jacob Grimm hatte ich schweizerische Weis-

tümer gesammelt. Dieselben wurden in dem mehrbändigen Werke des berühmten Germanisten grossenteils abgedruckt.

Die Correspondenz mit Savigny wurde durch das warme Interesse belebt, welches er an der religiösen Bewegung nahm. Damals fragte mich Savigny, ob ich geneigt wäre, an einer deutschen Universität eine Lehrstelle anzunehmen. Ich war allerdings dazu geneigt, aber in diesem Augenblicke durfte ich nicht die politische Stellung und Wirksamkeit aufgeben, welche mir das Schicksal und meine Beteiligung an den Ereignissen angewiesen hatten.

Mit dem Preussischen Gesandten in der Schweiz, Bunsen, wurde ich persönlich befreundet. Als ich ihn zuerst nach der Überreichung seiner Creditive sprach, erlaubte ich mir die naive Bemerkung zu machen, dass nach meiner Ansicht die bisherige Verbindung des Fürstentums Neuenburg mit der Krone Preussen nicht auf die Dauer haltbar sei, und dass man suchen sollte, die volle und ausschliessliche Verbindung des Cantons Neuenburg mit der Schweiz im Einverständnisse mit der Preussischen Regierung herzustellen. Bunsen war über die kecke Äusserung erstaunt, aber sie hinderte ihn nicht, das Gespräch ruhig fortzusetzen. Auch in diesem Falle war es leichter, die nötige Reform zu bezeichnen, als dieselbe zu verwirklichen. Es bedurfte der stärkeren und rücksichtsloseren Leidenschaften der Revolution, um das Band zu zerreissen, welches Neuchatel mit Berlin, einen französisch-schweizerischen Canton mit dem deutschen Königreich Preussen verknüpft hatte. Im Jahre 1848 erschien diese Revolution und vollzog die Scheidung.

Bunsen hatte seine Wohnung in einem schön gelegenen

Landhause in der Nähe von Bern, auf dem sogenannten Hubel. Ich besuchte ihn dort und lernte auch die Familie kennen, die aus deutscher und englischer Art gemischt war.

In dieser Zeit kam ich auch mit meinem Freunde Eduard Laboulaye aus Paris in persönliche Beziehung. Er hatte mir, angezogen von meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte, sein Buch „Histoire du Droit de propriété foncière en Occident“ zugeschickt und mich nachher in Zürich besucht. Damals war er noch nicht der berühmte Akademiker. In seinem Buche bezeichnete er sich noch als „fondeur en Caractères“. Es verbanden uns aber die geschichts-philosophischen Studien, die Liebe zur Wissenschaft, ein Zug zu dem Idealen auch in der Politik, und das ziemlich gleiche Alter übte seine Anziehungskraft mächtig aus, so dass die Gegensätze der Nation und des Vaterlandes und des Wohnortes uns eher wechselseitig zu freundlichem Umtausche der Gedanken anregten, als von einander trennten.

20.

Aufstand im Aargau und Aufhebung der Klöster 1841. Vermittelnde Stellung der Züricher Regierung. Auf der Tagsatzung in Bern. Eine Lebensgefahr. Berner Patrizier und Berner Regierung. Gefahren eines confessionellen Krieges und der Intervention. Schönlein.

Die Volksbewegung im Canton Zürich litt an zwei schweren Gebrechen. Obwohl die Gesinnung und das Streben des Volkes, den herrschenden Radikalismus abzuwehren, antirevolutionär war, so entlud sie sich dennoch in revolutionärer Form. Sie führte zu einem Rechtsbruch,

der ihrem Principe widersprach. Sodann waren in ihr religiöse und politische Tendenzen und Leidenschaften gemischt, und diese Mischung, welche dem tiefen Bedürfnis unserer Zeit, Stat und Kirche zu sondern und Religion und Politik zu unterscheiden, widerstrebte, wirkte verwirrend auf die öffentliche Meinung und erschien den vorhandenen Instincten feindlich.

Diese Mängel wurden Vielen dadurch offenbar gemacht, dass nun die katholische Kirche ermutigt wurde, nach dem Vorbilde der Züricher die gläubige Bevölkerung aufzuregen und ebenfalls in revolutionärer Form die radikalen Statsgewalten anzugreifen.

Der Canton Aargau war zur Zeit der Mediation Napoleon's aus dem früheren Bernischen und reformierten Aargau und den vormals gemeinen Herrschaften, aus denen der katholische Canton Baden in der helvetischen Periode gebildet worden war, und dem ebenfalls katholischen Frickthal zusammengefügt worden. Eine Zeit lang wirkten die verschiedenartigen Elemente friedlich zusammen. Sie erfreuten sich gemeinsam der vorher versagten Unabhängigkeit und republikanischen Freiheit. Aber seit dem Jahre 1830 schieden sich die Parteien von einander, und es mischten sich auch da Confession und Politik. Der reformierte Teil des Aargau folgte mit Eifer der liberal-radikalen Strömung, der katholische Teil, auf welchen der Klerus einen grossen Einfluss übte, sympathisierte in seiner Mehrheit mit den katholischen Cantonen der innern Schweiz. Die Parteikämpfe über die Revision der Aargauischen Verfassung hatten zu einem Aufstande der „freien Ämter“ geführt, der mit Hilfe der Nachbarstände rasch unterdrückt wurde. Nun wurde im Grossen Rate zu Aarau der Antrag

gestellt und angenommen, die Aargauischen Klöster, deren Intriguen hauptsächlich der Aufruhr zur Last geschrieben wurde, aufzuheben.

So entstand die Aargauische Klosterfrage, welche während mehrerer Jahre die eidgenössische Politik leidenschaftlich aufregte und dem Parteihader eine confessionelle Färbung verlieh. Die grosse Schwierigkeit lag in der Bundesverfassung von 1815, welche in Artikel XII ausdrücklich die Klöster unter die Garantie der Eidgenossenschaft gestellt hatte. Der Conflict zwischen dem bestehenden — wenn auch innerlich ungesunden — Verfassungsrecht und dem Streben der Zeit, welche das Institut der Klöster als ein mittelalterliches und culturschädliches zu beseitigen wünschte, entzweite die Parteien in der Eidgenossenschaft. Die katholischen Cantone beschwerten sich, dass man sie in ihrem klaren Verfassungsrechte verletze und missachte. Die radikalen Regierungen wiesen dagegen auf die statsfeindlichen Umtriebe der Mönche und auf die Gefahren hin, welche dem Frieden der Confessionen und der Volksbildung von Seite der Hierarchie drohen.

Die Zürcherische Regierung nahm eine vermittelnde Stellung ein. Wir hatten dazu geholfen, den Aufstand im freien Amte zu unterdrücken. Wir waren ferner der Meinung, dass die Klöster, welche denselben angestiftet oder doch begünstigt hatten, die Aufhebung verdienen. Aber wir verlangten, dass die Schuld nachgewiesen und nicht auch den Klöstern aufgeladen werde, welche sich nicht bei dem Aufstande beteiligt hatten. Wir verlangten zu Ehren des bestehenden Eidgenössischen Rechtes und zur Beruhigung der katholischen Stände die Herstellung der nicht schuldigen, insbesondere der Frauenklöster, und ge-

standen unter dieser Voraussetzung den Wünschen und Interessen der modernen Schweiz und des Aargaus die Aufhebung der schuldigen Männerklöster, vorzüglich von Muri und Wettingen zu. Schliesslich wurde auf der Tagsatzung die Klosterfrage im Jahr 1844 so ausgeglichen, dass alle Männerklöster aufgehoben blieben, die Frauenklöster dagegen hergestellt wurden. Erst die Bundesreform von 1848 beseitigte dann mit Recht die unglückselige Bundesgarantie für die bestehenden Klöster.

Die radikale Partei benutzte diese Klosterfrage geschickt, nun auch im Canton Zürich die reformierten Gefühle und Neigungen in dem Volke mit Misstrauen gegen die Regierung zu erfüllen und wider die Klöster und die katholische Partei zu erbittern. Sie stellte sich als den wahren Vertreter und Vorkämpfer des Protestantismus und des statlichen Fortschrittes dar. Wenn wir Gerechtigkeit den verschiedenen Parteien gegenüber zu üben uns bemühten, so wurde das bald als schwächliches Schaukeln zwischen Recht und Unrecht, bald als ein unwürdiges Buhlen um die Gunst der Reaction und als heimliche Begünstigung der pfäffischen Verschwörung ausgelegt. Das Volk wurde in der That wankend in seinem Vertrauen und unsicher in seinem Urteile. Eine von radikaler Seite in Schwamendingen abgehaltene Volksversammlung war von vielen Tausenden besucht worden und verlangte von dem Grossen Rate eine Instruction an die Tagsatzung, welche den Wünschen der Aargauer Regierung entsprach.

Die Verhandlungen auf der ausserordentlichen Tagsatzung, die nun in Bern unter dem Vorsitze des Schultheiss Neuhaus, eines Mannes von scharfen, schneidigen Gedanken und energischem Herrschergeiste, damals das

gepriesene Haupt der radikalen Partei, gehalten wurde, (März 1841) waren oft gereizt, zuweilen stürmisch. Im Jahre vorher hatte der Zürcherische Bürgermeister von Muralt durch wohlwollende und versöhnliche Milde den Widerstreit der Parteien ermässigt. Nun verschärfte der herrische und herausfordernde „avoyer de Berne“ — Neuhaus sprach als Bieler französisch — die Gegensätze. Um so schwerer wurde es, eine Verständigung zu erzielen oder eine Mehrheit zu bilden. Dass die Klosteraufhebung im Canton Aargau den Artikel XII der Bundesverfassung verletze, wurde wohl von der Mehrheit erkannt und ausgesprochen; aber welche Sühne nötig sei, um diesen Rechtsbruch zu heilen, und wie viele Frauenklöster oder sogar Männerklöster herzustellen seien, über diese practisch entscheidenden Fragen stritten sich die Gesandten heftig. Scharfe Worte flogen wie Pfeile hin und her, und wenn die Redner wider einander losschlugen, gab es leuchtende Funken. Ausser dem Schultheiss Neuhaus kämpfte für die Massregel der Aargauischen Regierung mit Mut und Talent der Vertreter des Aargaus Augustin Keller und der energische Munzinger von Solothurn. Ihnen entgegen stritten tapfer der Urner Schmidt und der feine Neuchateler Calame. Ähnlich wie Zürich arbeitete der Gesandte von Waadt, Statsrat Druey, in vermittelndem Geiste, aber vorerst trotz der glänzenden Beredsamkeit mit eben so geringem Erfolg.

Ich war Mitglied der beiden Tagsatzungen, der ausserordentlichen und der ordentlichen, als zweiter Gesandter, wohnte aber diesen Kämpfen, in denen gewöhnlich der erste Gesandte das Wort führte, mehr mit dem Anteil eines Zuhörers bei, als dem eines Mitwirkenden. Zu der

beabsichtigten Vermittlung war ich auch weniger geeignet und sogar weniger geneigt, als Herr von Muralt, unser erster Gesandter. Statthalter Gujer war als dritter Gesandter beigeordnet.

Während dieser Tagsatzungsperiode entging ich eines Tages glücklich einer nahen Lebensgefahr. Ich war mit einigen befreundeten Collegen zu Wagen in's Berner Oberland gefahren, um die herrliche Gebirgsnatur zu schauen und zu geniessen. Wir besuchten die schönen Wasserfälle des Giessbachs am Brienzersee, die damals noch nicht so wohl verwahrt und durch Anlagen cultiviert waren, wie heute seit der Herstellung eines prächtigen und zugleich behaglichen Gasthofs. Da wagte ich mich auf dem durchweichten Boden zu weit hinaus, um besser von oben her in den schäumenden und tobenden Wasserfall hinein zu schauen. Aber die Erde rutschte unter dem Gewicht meines Körpers nach der Tiefe hin, und ich rutschte mit. Stürzte ich in den Fall, so war eine Rettung nicht möglich. In dem gespannten Gefühl der unmittelbar drohenden Gefahr überlegte ich rasch, ob es noch ein Mittel gebe, ihr auszuweichen. Ich entdeckte kein anderes, als das Wagnis eines kecken Sprunges auf das andere Ufer, das freilich ohne einen Arm- und Beinbruch kaum auszuführen war. Aber ich entschloss mich, wenn das Rutschen noch weiterschreite, den Sprung zu unternehmen. In diesem Augenblick blieb der Boden unter meinen Füssen ruhen. Ich stand wieder fest und konnte nun behutsam wieder aufwärts klettern, bis ich den sichern Fusspfad erreichte. Bis dahin hatte ich in der Anspannung aller Geistes- und Körperkräfte keine Schwäche empfunden; aber jetzt, als ich die Gefahr hinter mir wusste, fühlte ich meine Kniee

zittern. Mit besorgter Angst hatten meine Freunde dem Ringen zugesehen, ohne mir helfen zu können.

In Bern kam ich gelegentlich auch in patricische Kreise. Die Berner Regierung war damals mit Radikalen, vornehmlich aus den kleineren Landstädten Burgdorf und Biel besetzt. Die alte patricische Aristokratie, die während Jahrhunderten die Republik einer Dynastie ähnlich regiert hatte, war von der Teilnahme an dem Regiment thatsächlich ausgeschlossen, nicht ohne ihre Schuld. Sie hatte sich nach der Revolution von 1830 missmutig von den Geschäften zurückgezogen und gemeint, das Volk werde bald merken, dass sie allein das Regieren verstehe, und reumütig die alte Herrschaft zurückrufen. Aber auch andere Parteien und Männer lernen zuweilen die Kunst zu regieren schnell und leicht; und die heutigen Völker ertragen eher einige Unbequemlichkeit und selbst manche Leiden, als dass sie vor den hochmütigen Herren im Büsserhemde niederknieen. Nur einige wenige Patricier hatten sich bewegen lassen, in der neuen Ordnung ein Amt zu übernehmen, so der bernische Geschichtschreiber Herr von Tillier, ein gemütlicher und fein gebildeter alter Herr, von epikureischen Neigungen und immer lächelnd, und mein Freund Manuel, auf den das satyrische Talent seines berühmten Ahnen sich vererbt hatte, ein Mann von weitem und scharfem Geiste und seltener Bildung.

Ich war der Meinung, dass die damalige Berner Regierung von ihren patricischen Gegnern nicht viel zu befürchten habe, und dass die Periode eines privilegierten Patriciates für immer vorbei sei. Aber ich empfahl den Patriciern von meiner Bekanntschaft, dass sie sich wieder mehr dem State zuwenden, aber zugleich die hervorragenden

plebejischen Persönlichkeiten als Gleiche in ihre Gesellschaft aufnehmen sollten. Letzteres fanden jene höchst schwierig, schon weil die Frauen, von Natur exclusiver als die Männer, das nicht zugeben würden. Sie nannten das männliche Zorngefühl tüchtiger Männer, welche ein Recht darauf haben, unter den Ersten der Gesellschaft ihre Plätze einzunehmen, und von dem trägen und hochmütigen Adel zurückgewiesen werden, „verletzte Eitelkeit und Eigenliebe". Ich erwiderte, das sei nicht das rechte Wort; es handle sich hier um eine Verletzung der Persönlichkeit, welche in das feinste Seelenleben einschneide, deren Wunden heftig bluten und schwer heilen. Manche klügere Patricier sahen ein, woran es ihnen fehlte. Aber es war das eher eine Einsicht ihres prüfenden Verstandes, nicht eine Überzeugung ihres Gemütes. Sie handelten doch nicht in dem Geiste jener Erkenntnis.

In Bern fand ich ausser Gonzenbach noch einen andern früheren Universitätsfreund, mit dem ich gerne verkehrte, den Statsschreiber Hünerwadel. Die Gegner nannten ihn l'âme damnée de Monsieur Neuhaus, weil er dem verhassten Schultheissen, aber auch seinem Vaterlande, gute Dienste leistete als Chef der Kanzlei. Aber er war durchaus nicht radikal, weder seiner Natur, noch seiner Bildung nach, und vertrat mit Vorliebe gemässigte und friedliche Massregeln.

Zuweilen stimmten mich ernste Besorgnisse um die Schweiz herab. Man hörte damals in Bern und unter Statsmännern der verschiedenen Parteien die doppelte Furcht aussprechen eines confessionellen Bürgerkrieges im Innern und einer drohenden Intervention von aussen. Mir waren beide verhasst. Aber ich sah die Statsmänner nicht, welche

diese Gefahren vermeiden, und hatte auch zu dem Volke nicht das Vertrauen, dass es dieselben überwältige. Für die nötige Bundesreform fand ich kein Verständnis und bemerkte zu meinem Ärger, dass das Volk in der Masse die politischen Fragen mit confessionellem Eifer auffasse und durch religiöse Leidenschaften oder Vorurteile verderbe.

Eine solche Erfahrung machte ich nun auch in meiner Vaterstadt Zürich. Einige meiner Mitbürger hatten mit mir bei den Stadtbehörden den Antrag eingebracht, dem Professor Schönlein, dem genialen Mediciner an unserer Universität, das Bürgerrecht der Stadt zu schenken. Die beiden Räte der Stadt, der Engere und der Weitere, nahmen den Antrag wohlwollend auf und empfahlen die Annahme der Gemeindeversammlung. Aber da erhob sich innerhalb der Bürgerschaft das confessionelle Bedenken. Schönlein, aus Würzburg nach Zürich gekommen, war katholisch, und die Bürgerschaft von Zürich durchweg reformiert. Das confessionelle Vorurteil wurde von den Aristokraten oder vielmehr von den Reactionären geschürt, und den Leuten mit den Bedrängnissen und der Zwietracht confessionell gemischter Bürgerschaften bange gemacht. Ich reiste eigens nach Zürich, um in der Gemeinde für die Bürgerrechtsschenkung zu sprechen. Vergebens: die Masse war schon gegen den Antrag eingenommen. Derselbe wurde mit grosser Mehrheit abgelehnt.

Der Boden unter unseren Füssen war unsicher geworden. Neue Erschütterungen standen bevor. Auf der Landschaft erhoben die im Jahr 1839 verdrängten Führer wieder stolzer das Haupt; sie fanden als Vertreter des Protestantismus wider den Katholicismus, des Landes wider die Stadt, des Fortschrittes wider die Reaction wiederum

geneigtes Gehör. In der Stadt war seit 1839 ebenfalls eine erhebliche Veränderung eingetreten. Einige der früheren Führer waren nun aus den städtischen in die Regierungsbehörden übergetreten und konnten sich um deswillen nicht mehr, wie früher, mit den städtischen Angelegenheiten beschäftigen. Im Ganzen zwar verblieb die Stadt in der früheren Richtung, und nur ausnahmsweise liess sie sich von den absolutistisch gesinnten Verehrern der alten Zustände leiten. Aber jeder Missgriff der Art wirkte lähmend und störend ein auf das Vertrauen, dessen die Regierung bedurfte, um wirksam handeln zu können.

Im nächsten Mai des Jahres 1842 sollten die neuen Wahlen in den Grossen Rat vorgenommen werden. Auf diese entscheidende Wahlschlacht mussten sich beide Parteien rüsten. Die radikale Partei war in der Presse besser vertreten als die conservative. Insbesondere hatte jene in dem Publicisten Ludwig Snell aus Nassau einen sehr gewandten Redacteur für den schweizerischen Republikaner gefunden, das geistige Hauptblatt der Partei, welches durch den Landboten von Winterthur in volkstümlicher Weise unterstützt wurde. Dem Landboten konnte wohl die Zürcherische Freitagszeitung von Bürkli das Gegengewicht halten, als ein verbreitetes, dem Radikalismus abgeneigtes Volksblatt, welches den traditionellen Ansichten der friedfertigen Bürger und Bauern zum Organe diente. Nur sehr mühsam und unvollkommen versuchte es der Beobachter aus der östlichen Schweiz, der von Frauenfeld nach Zürich verpflanzt wurde, eine ähnliche Stellung innerhalb der herrschenden Partei einzunehmen, wie sie dem Republikaner von Seite der Opposition willig zugestanden wurde. Die Neue Züricher-Zeitung, von Ott redigiert, nahm eine Mittel-

stellung ein, wie sie dem Durchschnitt der gebildeten Classen eher zusagte als jede entschiedenere Parteinahme; aber auch sie neigte sich immer entschiedener den liberalen und radikalen Bestrebungen zu. Augenscheinlich war der Zeitgeist damals dieser Richtung günstig, und ein frischer Morgenwind schwellte ihre Segel.

Wenn aber bei den Wahlen, wie es wahrscheinlich war, die radikale Partei siegte, dann war die ganze Bewegung von 1839 verurteilt und die ganze Existenz der Regierung verloren. Dann waren alle seitherigen Anstrengungen der herrschenden Partei und ihrer Führer fruchtlos geworden. Dann demütigte auch das Züricher Volk sich selber vor denen, welche es in der Aufwallung eines launischen Zornes vor fünf Jahren aus dem Regimente verdrängt hatte.

21.

Friedrich Rohmer in Zürich. Die Schrift Deutschlands Beruf. Bekanntschaft erst mit Theodor Rohmer und Adolf Widmann, dann Besprechungen mit Friedrich Rohmer. Die Natur des Rechts. Abschluss der Allianz mit Friedrich Rohmer. Die Freunde und die Gegner.

In dieser Zeit voll Spannung und Erwartung machte ich zuerst Bekanntschaft mit einem jüngeren Manne von aussergewöhnlichen Eigenschaften, der einen entscheidenden Einfluss auf meine geistige Entwickelung und einen vielfach bestimmenden Einfluss auch auf mein Lebensschicksal geübt hat. Ich werde auch über diese Beziehungen treu berichten, obwohl ich weiss, dass dieselben selbst bei Be-

freundeten wenig Verständnis finden und von Gegnern leicht missdeutet werden.

Friedrich Rohmer lebte seit dem Frühjahr 1841 in Zürich. Er suchte da in der schönen Natur die angegriffene Gesundheit seines Körpers zu stärken und sich von der schweren aufregenden Denkarbeit zu erholen, in welche er sich vertieft hatte. Er war in der fränkischen Stadt Weissenburg in Bayern geboren, am 21. Februar 1814, der Sohn eines dortigen Pfarrers, eines geistig hervorragenden Mannes. Er hatte auf dem Gymnasium in Ansbach und später auf der Universität München studiert, aber sehr frühe, dem Triebe der innern Natur folgend, die gebahnten Wege der akademischen Wissenschaft verlassen und eine ihm eigene neue Methode wissenschaftlicher Erkenntnis gewählt. Anfangs mit spekulativen Problemen beschäftigt, hatte er in der Definition des Seins als der Verbindung von Unterlage und Eigenschaft eine gewisse Befriedigung gewonnen. Dann hatte er sich den psychologischen Studien zugewendet, überzeugt, dass er in der Betrachtung seiner eigenen Natur die Gesetze der menschlichen Seele auffinden werde. Die Welt hatte keine Kenntnis von dieser eigentümlichen Wissenschaft. Die kleine Schrift „Anfang und Ende der Speculation", die 1835 in München gedruckt ward, war gänzlich unbeachtet geblieben. Die Psychologie war erst in der sogenannten „Urliste" im Jahr 1841 dargestellt worden, die selbst von den nächsten Freunden nur wenig verstanden wurde, den ferner Stehenden, auch wenn sie dieselbe zu Gesicht bekommen hätten, den Eindruck von unlesbaren Hieroglyphen machen musste.

Wohl aber hatte Friedrich Rohmer einen kleinen

Kreis begeisterter Freunde und Schüler um sich gesammelt, die ihn wie einen modernen Messias der Wissenschaft verehrten und von ihm die Stiftung einer neuen, vernünftigeren und besseren Weltordnung erwarteten. Es waren das keineswegs einfältige Schwärmer, sondern scharf denkende junge Männer von reichen Kenntnissen und bedeutenden Talenten, die Friedrich Rohmer als den Meister und Führer ihres Lebens erkoren hatten. Ich erwähne nur die Bedeutendsten: Theodor Rohmer, Adolf Widmann, Alexander Bruckmann, Dr. Gustav Widenmann, Professor F. M. Duttenhofer.

Friedrich Rohmer war damals auch mit Julius Fröbel in Verbindung getreten. In dessen Verlag war die von Theodor Rohmer geschriebene Schrift: „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft“ erschienen, welche zum ersten Mal die Rohmer'schen Ideen in ihrer Anwendung auf die deutsche Nation und deren Aufgaben verkündete. Das Buch sollte die deutsche Nation auferwecken aus ihrer ästhetischen und litterarischen Träumerei, es sollte den deutschen Geist in der Tiefe seines Wesens aufrütteln und dem deutschen Volke die welthistorische Bestimmung vor die Seele stellen, zu welcher Gott es berufen habe. Das Buch sollte zugleich aufmerksam machen auf den genialen Mann, der gekommen sei, diesen Beruf zu erfüllen.

Adolf Widmann und Theodor Rohmer waren mir empfohlen worden und hatten mir auch dieses Buch überbracht. Ich las dasselbe mit steigendem Interesse. Manche Gedanken waren mir neu, aber sie entsprachen meinen Idealen. Einiges blieb mir unverständlich. Einiges kam mir phantastisch und abenteuerlich vor. Aber der Gesamt-

eindruck war bedeutend. Es zeigte sich hier eine durchaus ungewöhnliche Geisteskraft, welche grosser Ziele bewusst war und die Mittel scharf überdachte, welche zu diesen Zielen führten.

Um dieser geistigen Bedeutung willen erfüllte ich auch das Ansuchen Theodor Rohmer's, seinem Bruder in einer momentanen Verlegenheit beizustehen, und stellte ihm eine für meine ökonomischen Verhältnisse nicht unbedeutende Summe zur Verfügung. Ich erwähne diese bisher unbekannte Thatsache in der Absicht, um die falsche Meinung zu widerlegen, dass eine selbstsüchtige Speculation den Grund gelegt habe zu der näheren Verbindung mit Friedrich Rohmer. Ich kannte ihn damals persönlich noch gar nicht.

Erst um Weihnachten 1841 lernte ich Friedrich Rohmer persönlich kennen. Er war damals ein Mann von 27 Jahren. Seine äussere Erscheinung hatte für den ersten Blick nichts Auffälliges; erst der längern Beobachtung fiel der heftige Wechsel auf zwischen heiteren und düsteren Zügen, zwischen Licht und Schatten. Er war von mittlerer Grösse; sein Körper war sehr harmonisch gebaut. Als ich einmal mit ihm im Vierwaldstätter See badete, musste ich das schöne Ebenmass seiner Glieder bewundern, obwohl der Körper nicht einen jugendlich-schönen, sondern eher einen durchgebildeten ältlichen Eindruck machte. Er hatte offenbar schwache, sogar schlaffe Muskeln, aber sehr starke Nerven. Seine Stimme war in der Regel fein und scharf, nicht voll und rund; aber in einzelnen aufgeregten Momenten konnte dieselbe einen ehernen, die Nerven Anderer erschütternden Klang annehmen.

Sehr bedeutend war das Antlitz. Das bräunlich-

schwarze dichte Haupthaar schützte das unruhige Gehirn. Auf der schönen Stirne spielten glänzende Lichter mit feinen Linien und deuteten auf geistreiche Gedanken. Aus der Tiefe der Augenwölbung schauten ein paar graue Augen hervor. Zuweilen war der Blick wie mit einem Schleier verhüllt; er schien dann eher nach Innen, als nach Aussen gewendet. Zuweilen aber leuchteten die Augen und schossen scharfe Pfeile. Die gebogene Adlernase hatte etwas Aristokratisches, und der scharfgeschnittene Mund deutete auf eine schneidige Logik und ein herrisches Wesen. Nur die gelegentlich schlaffe und zuckende Unterlippe verriet auch die Reizbarkeit sinnlicher Begierden. Um die Mundwinkel zeigten sich bewegte Linien, welche oft zu spöttischem Lächeln und ironischer Verhöhnung sich zuspitzten.

Das Gesamtbild aber wechselte sehr in seiner Erscheinung. Meistens war ein trüber Schatten über dasselbe ausgebreitet. Man meinte oft ein träumerisches Brüten und Sinnen und eine missmutige Verachtung wahrzunehmen. Dann konnte das düstere Bild aber plötzlich sich beleben. Je nach den Umständen und den Motiven nahm es dann bald einen geistig gehobenen, bald einen leidenschaftlich erregten Ausdruck an. In den einen Momenten konnte seine Erscheinung einen unheimlichen, dämonischen Ausdruck bekommen, vor dem sich die Menschen scheu und erschreckt zurückzogen, oder der sie auch zum Hass und zur Wut reizte. In anderen Momenten, und vorzüglich in den glücklichen Stunden, in denen sein Geist zu freier Äusserung des verborgenen Wesens gelangte, war sein Antlitz wie von göttlichem Lichte umstrahlt, und er wirkte dann bezaubernd und beseligend ein auf die, welche ihm nahe standen. Allerdings nur selten und fast nur in dem

Kreise vertrauter Freunde, denen er die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit mitteilte, erschien er in solchem hellen Glanze. Öfter, und meistens vor Fremden, war er in sich gekehrt, und sein Gesicht erschien beschattet und träumerisch. Zuweilen war er wie eine dunkle Gewitterwolke, schreckhaft auch für die Seinigen; und nicht selten entlud sich dann die gesammelte Elektricität im Donner und Blitz.

Es war sehr schwer, lange mit ihm zusammenzuleben. Ich habe Niemand gekannt, der nicht von Zeit zu Zeit gänzlich ermüdet und erschöpft worden wäre durch einen fortgesetzten Verkehr mit dieser seltsamen Persönlichkeit. Selbst sein innig ergebener und sehr ruhiger Bruder Theodor war genötigt, zuweilen Ruhe und Erholung zu suchen von den aufregenden Arbeiten und Verhandlungen mit Friedrich. Selbstverständlich war es einer solchen Natur schwer, mit den Menschen zu leben. Die Meisten zogen sich bald von ihm scheu zurück, wenn sie einige Zeit mit ihm verkehrt hatten. Viele betrachteten ihn mit Misstrauen und sogar mit entschiedener Abneigung und Hass. Einige Wenige verehrten und liebten ihn als einen Geist ersten Ranges.

Ich habe meine eigenen ersten Eindrücke über die Begegnung mit Friedrich Rohmer damals niedergeschrieben. Indem ich diese Aufzeichnung im Auszuge mitteile, gebe ich den besten Aufschluss über die Entstehungsgeschichte unserer Verbindung.

31. December 1841. „Gestern sah ich Friedrich Rohmer zum zweiten Mal, und diesmal allein; das erste Mal war er von Theodor Rohmer und Widmann begleitet. Die ungewöhnliche Energie seines Wesens wirkt imponierend, aber ich bin noch nicht im Klaren über ihn. Er ist offenbar

krank und reizbar und wird heftig. Dann spricht er rasch und rascher und hält plötzlich wieder an sich, um auszuruhen. Gedanken zucken wie Blitze hin und her. Seine Philosophie kenne ich nicht und kann darüber nicht urteilen. Ich äusserte ihm meine Zweifel, dass die Wissenschaft durch Einen geistvollen Menschen eine ähnliche Offenbarung erhalten werde, wie die Religion durch Christus. Ich bemerkte, die bisherige Erfahrung kenne wohl Stifter neuer Religionen, aber nicht ebenso Gründer einer neuen Wissenschaft. Darauf erwiderte er: „„Als Christus kam, waren alle Religionen in Verwirrung geraten. Überall Anfänge, nirgends Vollendung, überall Widersprüche, nirgends Sicherheit. So ist es aber gegenwärtig auch bei uns bestellt mit dem Wissen über die höchsten Dinge. Die Verwirrung ist auf's höchste gesteigert. Da muss Einer kommen, der in das Chaos Licht bringt.““

„Er liess dann das Gespräch über die Wissenschaft rasch fallen und ging auf das Thema über, das mich damals mehr interessierte, den Stat und die Politik. Da sprach er: „„Ich will Ihnen ein stolzes Wort sagen; ich bin ein Statsmann von Geburt. Aber niemals werde ich ein Amt, nie einen Titel annehmen. Wenn mir die Königs- oder Kaiserkrone angeboten würde, ich schlüge sie aus. Ich will ein einfacher Mensch bleiben. Aber ich nehme einen Anteil an dem Schicksale der Welt und will darauf einwirken. Ich bin vor allen Dingen Mensch. Meine Bestimmung ist die Welt. Ich werde zuerst Deutschland meine Dienste anbieten, ich liebe die deutsche Nation, aber ich bin nicht an Deutschland gebunden. Der Radikalismus ist innerlich nichtig. In der Schweiz ist er am meisten verbreitet. Daher muss er da zuerst bekämpft werden.

Der Radikalismus darf nicht siegen. Würde er siegen, so käme Blut, Blut, Blut. Das darf nicht sein. Die Radikalen kennen den Menschen nicht. Sie wollen die Ehe vernichten und wissen nicht, wie tief dieselbe in der göttlichen Ordnung ruht, und wie lieb sie dem Volke ist. Ich lebe für die Welt. Ihr Wohl ist mit mir verbunden. Aber ich verlange von der Welt nur eine sichere Lebensstellung. Darauf habe ich ein Recht. Ich wünsche, das Sie mich näher kennen lernen. Stosse ich Sie nicht ab? Viele Leute halten mich für einen Schwärmer. Halten Sie mich für verrückt? Ich schlage Ihnen vor, wir wollen für die Schweiz zusammen wirken, wir beide allein. Kein Dritter soll darum wissen. Auch mein Bruder und Widmann nicht. Was sie erraten, mögen sie behalten, mehr nicht. Der Canton Zürich soll voraus pacificiert werden. Die Schweiz muss frei bleiben. Diese besonderen Republiken sollen sich selber regieren. Halten Sie auch zu den kleinen Cantonen Sorge. Die Schweiz weiss nicht, was sie an ihnen hat. In diesen Bergen wohnt Gott.““

1. Januar 1842. „Ich besuchte gestern Friedrich Rohmer wiederum. Der Eindruck war diesmal günstiger, als der frühere. Das Schroffe und Stolze in seinem Wesen trat weniger hervor. Er erzählte mir Vieles von seinem früheren Leben. Unter anderem sagte er: „„Auf der Universität lernte ich viel bei Schelling, indem ich ihm auf allen seinen Schlichen folgte. Zuweilen stellte ich Fragen an ihn, die er mir aber nie beantwortete. Damals überdachte ich die Philosophie Spinoza's. Er lässt Gott und die Welt aus Nichts herauswachsen. Ich war damals selber radikal, und consequenter, gründlicher radikal als die Meisten es sind. Ich meinte, das Ende sei die Gleichheit

aller Menschen. Freilich wollte ich als Übergang die Herrschaft und Führung der geistigen Menschen über die Massen. Als ob dieser Übergang jemals zu dem Ziele der Gleichheit führen könnte. Gegen das System Spinoza's und die Auflösung aller Individualitäten in dem All' bäumte sich mein Selbstbewusstsein. Dennoch war ich damals Atheist. — Später sprach ich meine Gedanken über die Entstehung und das Werden der Welt in der kleinen Schrift aus: Anfang und Ende der Speculation. Es wurden fünfzehn Exemplare davon abgesetzt. Niemand achtete darauf. Ich erwarb einen Freund Namens Guido Fuchs; sein Geist war stark, sein Körper schwach. Das Missverhältnis (seiner Abstammung von nervösen Eltern zuzuschreiben) drückte ihn nieder. Er endigte durch Selbstmord. Als ich in ernsten Gesprächen mit ihm sah, wie entsetzlich elend die geistreichsten und begabtesten Leute seien, fasste ich den Entschluss, die Wissenschaft der Welt zu entdecken. — Es fällt mir schwer, mit den Menschen zu verkehren. Sie scheuen und hassen mich meistens, weil sie mich nicht kennen. Ich kann nicht anders als wahr sein, und die Wahrheit ertragen sie nicht. Viel besser kann mein Bruder Theodor mit den Leuten umgehen. Er dient mir daher vortrefflich zur Vermittlung. Theodor ist für den Stat bestimmt, Widmann für die Kirche. Dieser fasst leichter, rascher; aber jener ist tiefer und verlässiger.""

„Über die schweizerische Politik sagt er: „„Bern hat oft grössere Statsmänner gehabt als Zürich. Aber Zürich muss durch seine Intelligenz auf die Schweiz wirken. Ihm kommt die Aufgabe zu, den Radikalismus durch die Intelligenz zu besiegen. Der Schultheiss Neuhaus von Bern wird curiose Augen machen, wenn er sieht, wie Zürich

mit Bewusstsein stark und ruhig vorwärts geht. Die fremden Mächte müssen Sie sich sorgfältig vom Leibe halten, aber mit feiner Sicherheit. Auch sie werden auf Zürich sehen, und wenn sie gewahren, dass Zürich durch eigene Geisteskraft den Radikalismus überwindet und die Freiheit rettet, so werden die Mächte die Schweiz in Ruhe lassen.""

„Die Personen und die Zustände kannte er nicht hinreichend und urteilte oft unrichtig, er liess sich aber die Berichtigung seiner Irrtümer leicht gefallen. Dann kam aber wieder etwas von jener seltsamen Wut heraus, die sich wie ein wildes Gewitter entlud. So meinte er, es werde noch ein grosser Krieg kommen zwischen den Deutschen und den Franzosen. „„Wenn es dazu kommt, dann muss Paris von Grund aus zerstört werden. Es muss wieder ein grosser Schrecken über die Welt kommen. Nachher erst soll die grösste Milde eintreten. Auch die Franzosen sollen dann Ruhe und Frieden finden.""

„Am Sylvesterabend hatte ich auch mit dem alten Professor Hottinger ein merkwürdiges Gespräch. Es frappierte mich, dass auch er mir seine Überzeugung mitteilte, dass wir einer grossen Zeit entgegengehen, einer grösseren noch, als die der Reformation im sechszehnten Jahrhundert. Auch er meinte, es komme Alles darauf an, das Verhältnis von Geist und Körper richtig zu erkennen. Das ist ja der Rohmer'sche Grundgedanke, in der Psychologie das Gesetz und die Erklärung des menschlichen Lebens aufzufinden."

Vom 4. Januar 1842. „Das Bild Rohmer's wächst in mir grösser. Gestern sagte ich ihm, ich habe schliesslich zwischen drei Auffassungen wählen müssen. Ich sagte mir: Entweder Sie sind ein Narr oder ein Betrüger oder ein

grosser Mann, ein Genie. Ich konnte Sie nicht für einen Narren halten, weil Sie offenbar gescheit sind; ich musste auch den Verdacht eines Betrügers von mir weisen, denn das Werk Ihres Bruders und Ihre eigenen Äusserungen zeugen unwiderleglich für eine tiefe Moral Ihrer Grundansichten und Ihres Strebens. Es blieb mir also nur die dritte Annahme übrig."

„Ich kenne ihn noch nicht näher, von seiner Wissenschaft weiss ich nur sehr wenig. Aber indem ich ihm näher trete, fühle ich mich geistig gehoben und erfrischt. Ich komme mir allerdings sehr klein vor im Vergleich mit seinem eminenten Geiste, aber ich werde den Anderen gegenüber grösser und stärker als vorher."

„Er sagte mir, er wolle das Christentum restaurieren und durch die Psychologie auch die wichtigsten Dogmen in ein neues, dem gemeinen Verstand fassbares Licht setzen. Dieses Versprechen kommt mir freilich noch fabelhaft vor. Hätte mir Einer das vor Jahren gesagt, so hätte ich mich mit souveräner Verachtung von ihm weggewendet. Heute bin ich im Verkehr mit Rohmer empfänglicher geworden für die Lösung rätselhafter Probleme."

„Neulich sagte er ein treffliches Wort über die Politik. Das wahre Recept für den Statsmann lautet: „Recipe Vitam."

In der Absicht, die Wissenschaft Friedrich Rohmer's an einem mir vertrauteren Stoff zu prüfen, brachte ich das Gespräch auf die Natur des Rechts. Meine damalige Aufzeichnung ist verloren und die vorhandenen Notizen geben nur einige Anhaltspunkte. Die Hauptzüge dieser Besprechung haben sich aber in meiner Erinnerung wohl erhalten.

Friedrich sprach ungefähr so: „Um die Natur des Rechts in der Tiefe zu fassen, muss man Gott denken. Gott ist die ewige Quelle des Rechts. Das Recht ist die Existenz. Was existiert, hat ein Recht zu sein, wie es ist. Je höher die Existenz, um so höher das Recht. Der Mensch als die höchste Existenz unter den Geschöpfen Gottes hat daher auch das höchste Recht. Aber auch der Teufel hat nach dem Sprichwort sein Recht, auch dem Teufel muss man, so weit er existiert, sein Recht lassen. Man darf daher schlechte und böse Menschen nicht deshalb vernichten, weil sie schlecht und böse sind. Auch der Böse hat ein Recht zu sein, wie er ist. Nur darf er nicht die Existenz der Anderen aus Bosheit angreifen und verletzen. Die höhere Existenz behauptet auch ihm gegenüber ihr höheres Recht. Die Völker, die Familien, die Individuen haben eine verschiedene Existenz; deshalb haben sie auch verschiedenes Recht."

„Die Rechtsgleichheit, wie die Radikalen sich dieselbe vorstellen, ist ein Unsinn, weil sie im Widerspruch ist mit den natürlichen Verschiedenheiten der Existenzen. Sie würde zu gleicher Teilung des Erdbodens und seiner Früchte führen, und sie würde gleiche Fähigkeiten zur Arbeit und zum Genusse voraussetzen. Das ist aber Unnatur und daher Unsinn. Nur soweit die menschliche Natur in allen Menschen dieselbe ist, hat die Rechtsgleichheit einen Sinn."

„Das Recht ist nicht bloss ein Erdachtes und Gemachtes. Es ist mit den Existenzen schon von Natur im Princip gegeben. Es ist auch nicht das willkürliche Werk des States, kein Statsprodukt. Es lässt sich eher noch behaupten, der Stat sei eine Rechtsinstitution, als

umgekehrt, das Recht sei eine blosse Statserfindung und Statseinrichtung."

„Das Recht wird, wie die Existenzen werden. Es wächst in demselben Verhältnis, in dem die Existenzen wachsen. Es geht unter, inwiefern die Existenzen untergehen. Auch die Tiere haben vor Gott ein Recht, und der Mensch hat die Pflicht, es zu achten. Sogar der Baum hat ein Recht zu blühen und Früchte zu treiben. Die Menschen sollen das respectieren und nach Kräften nachbilden und schützen."

„Der Moment, in dem sich

Quantität und Qualität

sondern, ist der Entstehungsmoment des States. Die Quantität ist das Volk, die Qualität ist der Herrscher. Das Volk ist die Basis, der Herrscher ist die Spitze. Das Volk ist die Unterlage, der Herrscher ist die Eigenschaft. Beide zusammen, nicht der eine oder der andere Teil für sich, bilden den Stat. Die Constructionen im Einzelnen sind äusserst mannigfaltig. Das Grundverhältnis ist immer dasselbe."

„Im Kindesalter wiederholen sich immer wieder die Anfänge der Statenbildung. Erst prügeln sich die Buben, bis der Stärkere bei den Schwächeren Anerkennung findet. Dann folgen diese jenem. Sind mehrere Parteien, so raufen sie sich unter einander, bis wieder die überlegene Kraft die Führung erwirbt."

Diese Grundansicht machte auf mich im Ganzen einen sehr befriedigenden Eindruck. Sie liess freilich noch viele unerledigte Fragen zurück. Insbesondere waren die wesent lichen Unterschiede von

göttlichem Recht und menschlichem Recht,

Moral und Recht,
natürlichem Recht und formuliertem, vom State anerkanntem Recht

kaum in den ersten Keimen angedeutet. Aber die Rechtsidee erschien nun doch in ihrer vollen Lebenskraft und hatte einen Inhalt gewonnen, den die gewöhnlichen, bloss äusserlichen und formalen Begriffsbestimmungen der Juristen nicht besassen. Das Recht hatte in Gott und in der Natur der Menschen und der Geschöpfe einen sichern Grund und Halt bekommen.

Die so geistig vorbereitete Allianz mit Friedrich Rohmer wurde nun abgeschlossen und durch Handschlag bekräftigt. Dieselbe hatte zunächst einen politischen Charakter und Zweck. Als Ziele wurden vorläufig in's Auge gefasst

in cantonaler Beziehung: Beseitigung der inneren Zerwürfnisse durch Reinigung der conservativen Partei von absolutistischen und reactionären Neigungen und Strebungen, Versöhnung mit den liberalen Elementen innerhalb der radikalen Partei, unerbittlicher Kampf mit der ultraradikalen Presse und Zurückweisung des deutschen Radikalismus;

in eidgenössischer Beziehung: Vorschläge zur Schlichtung der eidgenössischen Streitfragen, Anbahnung einer eidgenössischen, aus Liberalen und Conservativen bestehenden Mittelpartei und Vorbereitung zu einer zeitgemässen Bundesreform;

im Allgemeinen: Wiederherstellung eines organischen Verhältnisses und einer freundlichen Wechselwirkung zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Geiste, Wiederbelebung der gesunkenen Achtung

der Gebildeten vor dem Christentum, Entwickelung des psychologisch erkannten Princips der Parteien und Ersatz der radikalen Anschauungen durch lebensvolle und fruchtbare Ideen.

Indem ich diese Verbindung einging, trat ich nicht in den bisherigen Kreis der Jünger und Verehrer Friedrich Rohmer's ein. Ich behielt mir meine persönliche Selbständigkeit ausdrücklich vor. Aber der fortgesetzte, tägliche Verkehr mit Friedrich Rohmer und seinen Anhängern machte mich mit ihrem Wesen und Streben allmälich vertrauter und brachte mich ihnen näher. Je mehr ich in dem Verständnis der Rohmer'schen Psychologie fortschritt, um so tiefer wurzelte auch mein inneres Interesse an der neuen Wissenschaft, die mir das Leben in seinen verborgensten und feinsten Bewegungen zu erklären schien. Ich erkannte die geistige Überlegenheit Friedrich Rohmer's willig an, und es keimte eine lebhafte Zuneigung zu dem seltenen Manne in meinem Gemüte in hoffnungsvollen Trieben und Blüten.

Meine Züricher Freunde betrachteten dieses Wachstum des Rohmer'schen Einflusses mit sehr gemischten Empfindungen. Die geistige Unterstützung mit Ideen und publicistischen Talenten war ihnen ganz erwünscht, aber die Personen waren ihnen unheimlich und verdächtig. Mit Theodor Rohmer und mit Dr. Widmann mochten Einige wohl noch freundlich verkehren, aber Friedrich Rohmer schreckte sie ab. Nicht ungern hätte die Partei die publicistische Hilfe litterarischer Landsknechte in ihrem Dienste bezahlt, aber meine auf persönlicher Achtung und Harmonie der Gesinnung beruhende Allianz mit einem bisher unbekannten Deutschen, der wie ein unverständliches Sekten-

haupt betrachtet wurde, kam den Meisten höchst gewagt und abenteuerlich vor. Nur einige wenige jüngere Züricher von höherer Bildung wurden von den Rohmer'schen Ideen und Personen so stark angezogen, dass sie bereit waren, sich dem Rohmer'schen Kreise beizugesellen. Zwei derselben, Heinrich Schulthess und Heinrich v. Orelli, traten auch mit Friedrich Rohmer in näheren Verkehr. Orelli, der selber etwas Geniales und Excentrisches hatte, gewann überdem auf Widmann Einfluss. Der ruhigere und von Natur conservative Schulthess schloss sich enger an den ebenfalls conservativen Theodor Rohmer an. Diesem trat auch der Statsschreiber Heinrich Hottinger näher, dessen gemütliche Noblesse durch den Geist Theodor's angeregt und befriedigt wurde. Mit Friedrich Rohmer kam Hottinger zuerst mehr nur ausnahmsweise und von ferne in persönliche Beziehung. Schulthess und Hottinger waren überdem bereit, für die Rohmer auch grosse ökonomische Opfer zu bringen. Von meinen anderen Freunden hatten fast nur noch Roth in Teuffen, Heinrich Spöndli und Heinrich Grob in Zürich einiges nähere Interesse für diese Verbindung, die beiden letzteren nicht ohne ängstliche Vorbehalte.

Im Allgemeinen arbeiteten das Misstrauen der eigenen Partei und der steigende Hass der Radikalen gemeinsam daran, meine Allianz mit Rohmer zu lösen und zu zerstören. Es war schwer, jenes Misstrauen zu entkräften. Teils fehlte es an dem Verständnis für so aussergewöhnliche Personen und Ideen, teils reizte die rätselhafte Erscheinung zu Zweifeln. Es geschah auch zu wenig, um den Hass der Radikalen zu ermässigen und zu versöhnen. Im Gegenteil, die Leidenschaft des Kampfes steigerte den-

selben in's Masslose. Es war das ein verderblicher Fehler auch unserer Presse, welche die allerdings heftigen Angriffe der radikalen Presse mit schneidender Verachtung zurückwies und die Erbitterung bis zur Wut entflammte. Im persönlichen und amtlichen Verkehr, auch mit den radikalen Führern, kam ich wohl zurecht und stand mit ihnen zwar nicht auf vertraulichem Fusse, aber ich beachtete die anständigen geselligen Umgangsformen nicht ohne Glück. Die Zeitungen dagegen liessen ungehemmt ihre schweren Geschütze und ihre befiederten Pfeile wider einander spielen und verwundeten manchen patriotischen Gegner empfindlich. Es war das ein Fehler, den ich und den auch die Rohmerianer begingen, der sich bitter rächte. Dazu kam der unselige Klatsch, der gefährliche Geheimnisse auch des Frauenlebens nicht schonte und mit seinen grellen Schlaglichtern und seinen falschen Bildern auch den häuslichen Frieden störte.

22.

Der Kampf des Beobachters aus der östlichen Schweiz mit dem schweizerischen Republikaner. Ludwig Snell tritt zurück. Die Rohmer'sche Speculation und Psychologie. Die sechzehn Grundkräfte der menschlichen Seele. Die Bewegung derselben und die Altersstufen. Die Lehre von den vier politischen Parteien. Liberal-conservative Politik und Partei. Wirkungen in England, Frankreich, der Schweiz und Deutschland. Die Augsburger Allgemeine Zeitung.

Auf den „Beobachter aus der östlichen Schweiz“ hatte ich kraft meiner politischen Stellung und infolge meiner gesellschaftlichen Verbindung mit dem Verleger Christian

Beyel einen entscheidenden Einfluss. Ich eröffnete nun das Blatt den neuen Verbündeten. Die unmittelbare und thätige Teilnahme Friedrich Rohmer's und seiner deutschen Freunde Theodor Rohmer, Dr. Widmann und Alexander Bruckmann dauerte nur wenige Monate vom Januar bis Mitte April 1842, aber diese kurze Zeit machte einen grossen Eindruck und bewirkte eine nachhaltige Änderung in der schweizerischen Journalistik und Politik.

Dem festgestellten Programm gemäss wurden in den ersten einleitenden Artikeln die Verdienste der Radikalen um die öffentlichen Zustände offen anerkannt, aber zugleich ihre Mängel und Fehler ohne Schonung blossgelegt. Ebenso wurden die Gebrechen der conservativen Partei zugestanden und hinwieder ihre Vorzüge beleuchtet. Aus der Einsicht in die Natur der beiden Parteien wurde auf das Bedürfnis und die Möglichkeit einer inneren Reinigung und Berichtigung beider geschlossen, und eine Verständigung beider angebahnt. Die Sprache dieser Artikel hatte einen idealen Schwung und war trotzdem gemeinverständlich. Die rücksichtslose Offenheit machte ein ungewöhnliches Aufsehen.

Der von Ludwig Snell redigierte „Schweizerische Republikaner“ wurde durch den „Beobachter“ in seiner Zuversicht auf den nahen Wahlsieg unangenehm gestört. Dr. Ludwig Snell, aus dem Herzogtum Nassau gebürtig, später Director des Gymnasiums von Wetzlar, Republikaner aus Neigung und Princip, war nach der Schweiz gekommen, nachdem er das bittere Unrecht der preussischen Demagogenverfolgung gründlich erfahren hatte. Er war ein gut geschulter und sehr gewandter Publicist und galt als eine hervorragende Autorität in seiner Partei, auf die

er einen mächtigen Einfluss übte. Er war von der Wahrheit seiner Ideen und der Güte seines Strebens überzeugt, aber er war ein doctrinärer Eiferer für dieselbe und geneigt, den Gegnern verwerfliche Gesinnung zuzuschreiben. Durch den „Republikaner" hatte er der Partei wieder Mut und Selbstvertrauen eingeflösst. Die ungewohnte Energie des „Beobachters", dem er geistig doch nicht gewachsen war, brachte ihn ausser Rand und Band. Seine Entgegnung suchte die Schwäche der sachlichen Gründe durch bittern Hohn und persönliche Schelte zu verdecken.

Früher war diese Taktik oft geglückt, und er hatte wohl die Gegner dadurch zum Schweigen gebracht. Aber jetzt half diese Kampfweise Nichts. Die Publicisten des Beobachters liessen sich dadurch nicht einschüchtern. Sie gingen ihrem Gegner nur um so entschiedener zu Leibe und packten und schüttelten ihn unsanft. Auf allen seinen Schlichen folgten sie ihm und liessen keine Finte unbeachtet und keine Schmährede unerwidert.

Manche Artikel des Beobachters waren weniger noch für das Publicum, als für die Seele der Republikaner geschrieben. Was viele Parteigenossen zuvor für ganz unmöglich erklärt hatten, geschah dennoch. Das Selbstvertrauen Ludwig Snell's wurde gebrochen. Schon zu Anfang Februar liess er sich von seiner Partei die Ermächtigung ausstellen, in Zukunft über die Polemik des Beobachters „mit Stillschweigen und verdienter Verachtung hinweg zu gehen." Damit war die publicistische Insolvenzerklärung des gefürchteten radikalen Journalisten ausgesprochen, und bald nacher erfolgte auch der Rücktritt desselben von dem schweizerischen Republikaner.

Die Polemik wider den Republikaner war indessen

nur ein Vorspiel, welches die allgemeine Ergründung der Natur der verschiedenen politischen Parteien vorbereitete. Während des Kampfes untersuchte Friedrich Rohmer, auch im Gespräch mit den Freunden, den psychologischen Charakter der Parteien und fand in seiner psychologischen Wissenschaft überraschende Aufschlüsse. Die Parteien erschienen nicht mehr als willkürliche Verbindungen je nach Interessen, Launen und Meinungen, sondern sie hatten in der menschlichen Natur selber und in den verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschen einen notwendigen Grund. Es gab Radikale und Conservative, Liberale und Absolutisten von Natur. Es war daher eine Aufgabe der Psychologie, diese Gegensätze zu erklären und zu bestimmen.

So entstand die Rohmer'sche Parteienlehre, die zunächst im März 1842 in dem Beobachter in einer Reihe von Artikeln dargestellt, sodann im Jahr 1844 in einem besonderen Buche von Theodor Rohmer wissenschaftlich begründet und nochmals 1869 von mir in der Schrift „Charakter und Geist der politischen Parteien“ beleuchtet wurde.

Es war für die Lehre selbst und für ihre unbefangene Aufnahme nachteilig, dass ihre erste Darstellung und Begründung mit den erregten Zürcherischen Parteikämpfen verflochten war. Die Schilderung des Radikalismus und des Absolutismus bekam infolge dessen eine übertriebene Bitterkeit und Gehässigkeit, und der Irrtum, dass die Lehre nur erfunden sei, um der herrschenden Partei in Zürich einen Dienst zu leisten, konnte sich in weiten Kreisen festsetzen.

Der Grundgedanke aber war völlig unabhängig von

den damaligen, heute fast vergessenen Streitigkeiten. Die ganze Lehre war eine unabweisbare Consequenz der Rohmer'schen Psychologie, und sie war zugleich eine merkwürdige Bewährung ihrer Wahrheit in der fruchtbaren Erkenntnis des wirklichen Lebens. Die Psychologie gibt den wissenschaftlichen Schlüssel zu dieser Parteienlehre. Ohne Kenntnis der Psychologie konnte sie nur als eine zutreffende Analogie verstanden, nicht aber gründlich begriffen werden. Indessen hat sie doch in ihrer mehr oder minder populären Darstellung eine merkwürdige Verbreitung bei verschiedenen Nationen gefunden und sehr vielen Politikern, welche für eine psychologische Betrachtung Sinn und Verständnis hatten, ein Licht aufgesteckt, welches manchen dunklen Punkt aufzuhellen vermochte. Ich selber habe ihre Wahrheit im Grossen tausendfältig erfahren und mit ihrer Hilfe manche Personen durchschaut, welche von den Meisten lange Zeit ganz falsch beurteilt wurden.

Die Rohmer'sche Spekulation blieb mir damals fremd. Ich hatte für die reine Spekulation und ihre Abstractionen wenig Talent und wenig Neigung. Sie kam mir vor wie ein geistreiches Spiel mit Worten und Formeln ohne realen Inhalt. Erst viele Jahre später und erst als Friedrich Rohmer selbst sich endlich zu einem lebensvolleren Gottesbegriffe durchgerungen und seine ursprüngliche Spekulation und Logik wesentlich berichtigt hatte, ging mir auch für diese Seite seiner Wissenschaft das Verständnis auf.

Nur die Definition des Seins als der Verbindung von Unterlage und Eigenschaft, obwohl auch sie zunächst nur eine formal-logische war, leuchtete mir schon früh ein. Ich fand dieselbe in der Betrachtung der verschiedenen Existenzen bestätigt und übte mich darin, in

jedem Sein, das ich prüfte, die Unterlage von der Eigenschaft zu unterscheiden. Ich überzeugte mich, dass diese Unterscheidung notwendig und für die Erklärung der Dinge ungemein fruchtbar sei.

Dagegen befriedigte mich die damalige Ansicht Friedrich Rohmer's von Gott durchaus nicht. Er nannte die ewige Unterlage von Allem was ist, Gott, freilich nicht ohne in seinem Geiste fortwährend einen Stachel zu empfinden, der ihn zu immer neuen Zweifeln und Prüfungen reizte. Er war noch nicht Herr geworden über die pantheistische Denkweise der Philosophie. Gott als Unterlage, der Mensch als Eigenschaft gedacht, das war Pantheismus, wie ihn die indischen Brahmanen und Buddha gelehrt hatten. Dieser Vorstellung gegenüber erschien mir der persönliche, in sich lebendige Gott, der Vater der Menschen, wie ihn Christus verkündet hatte, wahrhafter und befriedigender. Auf einem Spaziergange nach dem Hökler besprach ich mit Friedrich meine Bedenken. Ich erklärte ihm, dass mir der Glaube an einen bewussten, die Weltgeschichte leitenden Gott ein Bedürfnis meines Geistes sei, und dass ich diesen Glauben unter allen Umständen wie eine Gewissheit meines eigenen Seins festhalte. Daher sei mir ein Gott, der nur Unterlage sei, undenkbar. Die Einwendung berührte den wunden Fleck in der Speculation, der später Heilung fand.

Ich notierte mir damals noch eine andere Bemerkung über das Verhältnis zu Gott, wie ich es verstand: „der Statsmann verhält sich zu Gott, wie ein reifer Sohn zum Vater. Er wird zunächst selbständig handeln und nur selten in der Not des Vaters Hilfe in Anspruch nehmen. Der Kirchenmann dagegen verhält sich eher wie ein minder-

jähriger Sohn, der in dem Haushalte des Vaters zurückgeblieben ist, oder wie eine Frau, die sich anlehnt.“

Auch gegen den Wahlspruch Friedrich Rohmer's: „Ich lass' mich gehen“ äusserte ich ihm meine Bedenken. Ich meinte, der Satz möge auf die Periode passen, in welcher er lediglich mit der Findung der Wissenschaft beschäftigt sei; ich begriff, dass er da der eigenen Natur folgen musste. Aber für die politische Praxis sei der Satz nicht anwendbar, denn die Ereignisse und die Menschen warten da nicht auf die persönliche Stimmung. Zwar gab Fritz das gelegentlich zu; aber seine Natur war stärker als sein Vorsatz und trieb ihn doch immer wieder dazu, sich gehen zu lassen. Alle Vernunftgründe und alle Erfahrungen halfen nichts dagegen. Er war eine exceptionelle Natur, die sich nicht bestimmen und nicht warnen liess, die aber gerade deshalb auch nicht fähig war, einen politischen Beruf zu erfüllen. Nur allmälich wurde mir das klar.

Mit grossem Eifer und mit steigendem Interesse studierte ich nun die Rohmer'sche Psychologie, in welche mich Theodor Rohmer im systematischen Zusammenhang theoretisch, Friedrich Rohmer durch einzelne, aus dem Leben gegriffene Beobachtungen und Bemerkungen eher practisch einführte. Das streng-logische und überaus reiche System der XVI Grundkräfte der menschlichen Seele, die auch in der Natur überhaupt wieder zu finden waren, imponierte mir durch seine organische Gliederung und den einheitlichen Zusammenhang. Die nähere Darstellung dieser sechzehn seelischen Kräfte in dem Organismus des menschlichen Körpers war freilich noch sehr unvollkommen; sie war im Einzelnen wohl der näheren Ausführung, auch

vielfältig der Berichtigung noch bedürftig; aber im Grossen überzeugte mich die Betrachtung des Menschen doch von der Wahrheit der ganzen harmonischen Gruppierung. Selbst die äusserliche Anordnung und Einreihung der verschiedenen geistigen und gemütlichen Seelenkräfte machte mir den Eindruck eines symmetrischen Kunstwerks und mehr noch eines lebendigen Organismus.

Dem Kopf kommen so acht Geisteskräfte, dem Leib acht Gemütskräfte zu. Diese wie jene unterscheiden sich je in vier äussere Kräfte, welche in den äusseren d. h. in den Sinnes-Organen des Körpers ihren Sitz haben, und in die entsprechenden vier inneren Kräfte, welche im Innern des Kopfes und Leibes wirken. Es ergeben sich so

4 innere Geisteskräfte: Phantasie, Combination, Gedächtnis, Verstand,

4 äussere Geisteskräfte: Aug, Ohr, Geruch, Sprache;

4 innere Gemütskräfte: Sentimentalität, passive Sinnlichkeit, Noblesse, active Sinnlichkeit,

4 äussere Gemütskräfte: Brust, Extremitäten, Nabel, Geschlechtssinn.*)

---

*) Anmerkung des Herausgebers.

Zum Verständnis der hier in Frage kommenden psychologischen Verhältnisse, respective ihrer sprachlichen Bezeichnungen möge Folgendes dienen.

Phantasie und Gedächtnis sind im gewöhnlichen Sinn zu nehmen; unter Combination wird die Fassungskraft verstanden, unter Verstand die Denkkraft, aus welcher die Logik hervorgeht. Sentimentalität ist das active, aber weiblich geartete Gefühl, welches Gefühle (Sentiments) erzeugt, schafft. Passive Sinnlichkeit bezeichnet die passive Reizempfänglichkeit, die Afficirbarkeit, welche die äusseren Eindrücke nachgestaltend in sich aufnimmt. Noblesse ist das Gemüt im Unterschied vom Gefühl, das tiefere sittliche Empfindungs-

Dazu kommt, und zwar ebenso wieder auf Seiten des Geistes, wie auf Seiten des Gemüts, der weitere Unterschied zwischen männlich- und zwischen weiblich-gearteten Kräften. Es sind nämlich

die männlichen Geisteskräfte: Gedächtnis — Geruch, Verstand — Sprache;

die weiblichen Geisteskräfte: Combination — Ohr, Phantasie — Aug;

---

vermögen, der passive männlich geartete Wille, die sittliche Widerstandskraft. Active Sinnlichkeit bezeichnet die active männlich geartete Entschlusskraft, den sittlichen Willen angreifender Art. — Was sodann die äusseren Kräfte betrifft, so ist

Aug im geistigen Sinn = Anschauungskraft: ihr Organ der Gesichtssinn.

Ohr im geistigen Sinn = Auffassungskraft: ihr Organ der Ohrensinn.

Geruch im geistigen Sinn = Spürkraft: ihr Organ der Nasensinn.

Geschmack im geistigen Sinn = Sprachkraft: ihr Organ der Mundsinn.

Desgleichen

Brust im seelischen Sinn = Gefühligkeit: ihr Organ der Fühlsinn der Haut und speciell der Brüste.

Extremität im seelischen Sinn = Leidenschaft (das sinnlich geartete Leidenschaftsvermögen, welches den empfangenen Reiz ausgestaltet in Begierde, den empfangenen Impuls umsetzt in Handlung): ihr Organ der Tast- und Greifsinn der Extremitäten.

Nabel im seelischen Sinn = Ahnungsvermögen: Organ der sympathische Sinn des Bauches (der Eingeweide und des Nabels).

Geschlechtssinn im seelischen Sinn = Thatkraft: Organ die physischen Zeugungswerkzeuge.

die männlichen Gemütskräfte: Noblesse — Nabel, act. Sinnlichkeit — Geschlechtssinn;

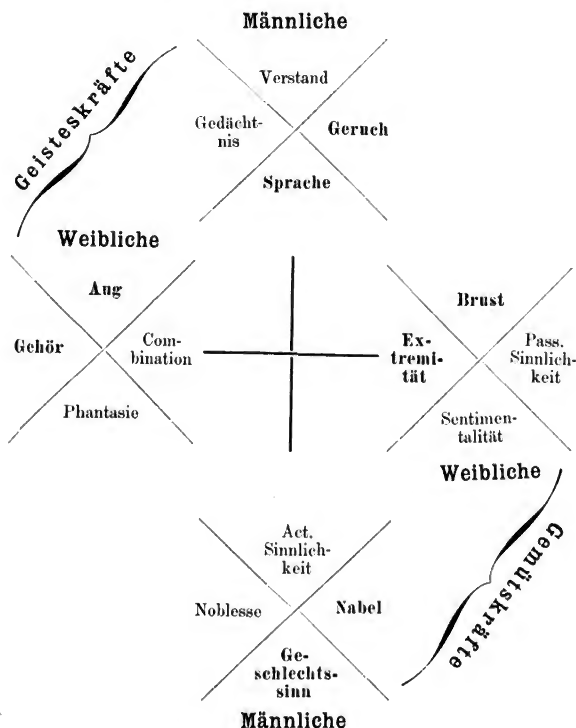
die weiblichen Gemütskräfte: pass. Sinnlichkeit — Extremitäten, Sentimentalität — Brust.

Endlich lässt jede der 4 Klassen in sich selbst wieder den Gegensatz erkennen einer receptiven oder passiven und einer spontanen oder activen Thätigkeitsseite: Gedächtnis und Geruch, Combination und Ohr, Noblesse und Nabel, pass. Sinnlichkeit und Extremität sind passive, Verstand und Sprache, Phantasie und Aug, act. Sinnlichkeit und Geschlechtssinn, Sentimentalität und Brust sind active Kräfte.

Was mir hier vor Allem einleuchtete, war der Parallelismus der Leibes- und Gemütssinne mit den Kopfes- und Geistessinnen. Jene entsprachen so genau diesen, dass je wieder die eine Hälfte in zweifach gegliederten, die andere Hälfte in einfach gegliederten Organen körperlich sich darstellte. Denn es heben sich am Körper, äusserlich betrachtet, Augen und Ohren — Brüste und Extremitäten als Doppelorgane, Mund und Nase — Geschlechtsteil und Nabel als einfache Organe ab. Die herkömmliche Theorie hatte meistens nur vier bis fünf Sinne gekannt; es war aber offenbar richtiger, die dunkleren, aber wirksamen Sinne des Leibes zu vervollständigen.

Ebenso richtig schien mir die Unterscheidung der männlichen oder höheren Geistes- und Gemütskräfte von den weiblichen oder niederen; desgleichen der in jeder der beiden Gruppen sich wiederholende Gegensatz von passiven und activen Potenzen; endlich die fortwährende Gegenüberstellung der inneren und der äusseren Kräfte. Überall kehrte so das Verhältnis von Unterlage und Eigen-

schaft wieder; in mannigfacher Weise standen sich die Kräfte, die einen unterläglich, die anderen eigenschaftlich gegenüber, alle in vollkommener harmonischer Ordnung der Glieder zum Ganzen. So kam folgendes Grundschema der XVI Kräfte zu stande:



Die *Bewegung* des Lebens und demgemäss die *Altersentwickelung* beruhten nun darauf, dass eine der sechszehn Grundkräfte nach der andern, in geordneter Reihenfolge und in geregeltem Wechsel von Geistes- und Gemütseigenschaften, gleichsam sich an die Spitze stellte und die Führung übernahm. So ergab sich folgende Aufeinanderfolge der Kräfte:

1) Aug 2) Phantasie 3) Sentimentalität 4) Brust	Kindheit. Infantia et pueritia.
5) Geschlechtssinn 6) Active Sinnlichkeit 7) Verstand 8) Sprache	Jugend. Adolescentia.
9) Geruch 10) Gedächtnis 11) Noblesse 12) Ahnung	Gereiftes Alter. Iuventus.
13) Extremitäten 14) Passive Sinnlichkeit 15) Combination 16) Gehör	Höheres Alter. Senectus.

Diese Anordnung erhielt später nur noch die Berichtigung, dass bei den Gemütskräften der unterläglichen Kraft, der auf das Innere gewendeten Natur derselben gemäss, der Vorzug vor der nach Aussen gerichteten gegeben wurde, anders als bei den Geisteskräften. Daher wurden die Organe 3—6 und ebenso 11—14 dann so umgestellt:

3) Brust	11) Ahnung
4) Sentimentalität	12) Noblesse
5) Active Sinnlichkeit	13) Passive Sinnlichkeit
6) Geschlechtssinn	14) Extremitäten.

Endlich stellte die sogenannte „Urliste“, welche 1841 gedruckt wurde, die verschiedenen individuellen Premierungen in derselben Weise nach organischen Typen dar. Sie ging von der Annahme aus, dass zwar jeder Mensch als Mensch die XVI Seelenkräfte in der normalen Ordnung in seinem Körper trage, dass aber in jedem Menschen ein von dieser körperlichen Seele verschiedener Individualgeist wohne und lebe. Diesem eignen nun zwar im Allgemeinen dieselben Kräfte, welche in dem menschlichen Gattungswesen ausgesprochen sind. Aber die Individualgeister sind sehr verschiedenartig organisiert, je nachdem sie mehr oder weniger vollständig, mehr oder weniger harmonisch begabt sind und den Charakter einer bestimmten Geistes- oder Gemütsart in sich tragen. Wie es hiernach Geistes- und Gemütsmenschen gab, so gab es auch Phantasiemenschen, Combinationsmenschen, Verstandesmenschen, Ahnungsmenschen u. s. f., je nach dem entscheidenden Kern ihrer individuellen Geistesart, d. h. je nachdem die allgemein-menschliche, in Allen identische seelische Unterlage individuell geprägt oder ausgeprägt, geeigenschaftet war.

Auf diesen psychologischen Grundlagen nun, die bis in's Einzelne und Feine durchgedacht und besprochen wurden, beruhte die Erklärung der politischen Parteien aus den Altersstufen und aus den verschiedenen Grundkräften, welche die mancherlei Menschen bestimmen.

Der Radikalismus wurde so mit der Altersstufe

der Kindheit und des Knabenalters verglichen, weil in ihm dieselben im Grunde eher weiblichen als männlichen Seelenkräfte leitend und bestimmend hervortreten, welche die erste Lebensperiode bestimmen: das Auge, die Phantasie, die Sentimentalität und die Brust.

Der Liberalismus wurde aus der bewussteren und gehobeneren Periode des jungen Mannes erklärt, weil in ihm die jugendlichen männlichen Kräfte, Geschlechtssinn, active Sinnlichkeit (Mut), Verstand, Sprache die geistige Leitung übernehmen und den Charakter bestimmen.

Der Conservatismus trug ebenso die Züge des reiferen Mannes an sich, der auszubilden und treu zu bewahren versteht, was der Jüngling errungen und geschaffen hat. In den Conservativen von echtem Schrot und Korn zeigt sich jene durchdringende Fähigkeit des Spür- und Scharfsinns, der auch die verborgenen Verhältnisse richtig ergründet, von der Psychologie Geruch genannt, ebenso das Vermögen, die Dinge zu merken und im Gedächtnis festzuhalten, weiter die rücksichtsvolle, edle Noblesse und die tiefe Ahnung, welche unter den männlichen Gemütskräften dieselbe Stellung einnimmt, wie der Geruch unter den männlichen Geisteskräften.

Endlich der Absolutismus zeigte die Herrschaft der Grundkräfte, welche in dem höheren Lebensalter hervortreten und den alten Mann charakterisieren, den Wechsel zwischen einem nach Aussen leidenschaftlich um sich greifenden Sinnesleben, den Extremitäten, und der jedem Eindruck nachgiebigen passiven Sinnlichkeit, wie zwischen berechnender Schlauheit der Combination und der feinen Gewandtheit in den Formen, welche als Gehör bezeichnet wurde.

Diese Parteienlehre brachte eine völlige Umwälzung hervor in den herkömmlichen Anschauungen. Man hatte sich gewöhnt, die Radikalen als die „consequenten Liberalen“ zu betrachten, welchen die ideale Führung zukomme, und die Liberalen als schwächliche Leute anzusehen, die auf halbem Wege stehen bleiben und nicht mutig zum Ziele eilen. Die Radikalen rühmten sich, die „Ganzen Männer“ zu sein, und behandelten die Liberalen geringschätzig als die „Halben“. Nun drehte sich das Verhältnis gänzlich um. Das liberale Princip erhob sich als das höhere, fruchtbarere, bewusstere, männlichere; der Radikalismus erschien als unreif, kindlich, erfahrungslos, knabenhaft. Die geistige Leitung kam nun den Liberalen zu, die Radikalen wurden von der geträumten Höhe gestürzt, sie mussten der Führung der Liberalen folgen.

Ebenso erging es dem entgegengesetzten Extreme der Absolutisten und Reactionäre, welche sich gebrüstet hatten, die durchgreifenden „energischen Conservativen“ zu sein. Sie wurden nicht ohne Bedauern über die innere Schwäche und Haltlosigkeit ihres Princips auf die Seite geschoben. Die männlichen Conservativen gelangten zur Führerschaft und wurden inne, dass sie den echten Liberalen viel näher stehen, als sie zuvor gedacht hatten.

Zurückweisung der Extreme und Verbindung der Liberalen und Conservativen zu gemeinsamem Wirken, das galt nun als die wahre Politik, als die Lösung der Probleme, als die Befriedigung des Stats. Es wurde so das Princip der liberal-conservativen oder der conservativ-liberalen Politik proclamiert.

Verglichen mit dieser principiellen Erkenntnis erschie-

nen der Versuch Casimir Périer's in Paris 1830, eine „Juste-Milieu"-Regierung herzustellen und mit ihr die Extreme niederzuhalten, ebenso wie mein Vorschlag in demselben Jahr, eine Partei der gemässigten Freisinnigen zu gründen, als schwache, unklare Vorläufer und Ahnungen des wahren Princips. Bedeutender war es, dass bald nachher Sir Robert Peel in England und auch Guizot in Frankreich die liberal-conservative Politik als die ihrige proclamierten, freilich ohne psychologisch im Klaren zu sein über den Sinn und die Tragweite des Princips, mehr einem practischen Bedürfnisse und dem Instinkte folgend.

In Zürich wurde nun eine bewusste liberal-conservative Partei gegründet, die sich allmälich über andere Cantone der Schweiz ausbreitete. Es war weder für die Partei noch für mich selber und meine nächsten Freunde ein Geheimnis, dass meine individuelle Natur nicht conservativ, sondern liberal sei. Dennoch erkannte mich die Partei als einen ihrer Hauptführer willig an.

Das schweizerische Grundgebrechen dieser Partei aber war, dass das liberale Element in ihr zu wenig vertreten war, und dass die gewünschte Scheidung innerhalb der liberal-radikalen Partei nur sehr wenig gelang. Die Heftigkeit des Kampfes verhinderte die Verständigung. Trotz dieser Mängel, und obwohl auch die liberal-conservative Presse und Partei manchen Fehler beging, fand dennoch in der Schweiz ihr Princip während mehrerer Jahre eine wachsende Anerkennung, und viele Ideen gingen später auch auf die liberal-radikale Partei über und wurden von dieser aufgenommen.

Das neue psychologische Princip war das Werk eines deutschen Denkers. Es wurde aber gerade in Deutschland

nur wenig beachtet. Drohte in der Schweiz die Herrschaft des Radikalismus, so herrschte damals in Deutschland der Absolutismus ziemlich unangefochten. In der deutschen Nation freilich waren radikale und liberale Ideen in bunter Mischung, ohne scharfe Unterscheidung, bei den Gebildeten bekannt und beliebt; aber im deutschen Bunde herrschten Österreich und Preussen in alter absolutistischer Weise, und in den einzelnen Ländern hatten die Regierungen alle Statsgewalt im Besitz und verwalteten dieselbe wesentlich in derselben Richtung. Für ein freies politisches Parteileben war kein Raum und wenig Verständnis. Die psychologische Betrachtung der Menschen und ihrer Verhältnisse war den Meisten völlig fremd. Die ganze philosophische Schulbildung bewegte sich in durchaus entgegengesetzter speculativer Richtung, und die historische Richtung zog eine kritische Prüfung geschriebener Quellen der intuitiven Erforschung des Lebens entschieden vor. Die Regierungen liebten die politische Wissenschaft überhaupt nicht und misstrauten ihr. Die Gelehrten hatten keine politische Erfahrung. Das Publikum kümmerte sich Nichts um diese Dinge.

Vielleicht wäre es doch gelungen, die deutsche Nation aufmerksam zu machen auf die merkwürdigen Vorgänge in Zürich, wenn die Augsburger Allgemeine Zeitung, das wichtigste deutsche Organ der politischen Presse in jener Zeit, darüber mit Sorgfalt und Wohlwollen berichtet hätte. Aber auch da standen persönliche Verstimmungen störend im Wege. Theodor Rohmer hatte wohl früher Artikel für die Allgemeine Zeitung geschrieben. Aber der Hauptredacteur K o l b hatte sich mit Friedrich Rohmer entzweit. Die beiden Naturen waren antipathisch gestimmt.

Jener betrachtete diesen als einen höchst gefährlichen Abenteurer; dieser verachtete jenen als einen nichtigen, eher für Ästhetik als für Politik befähigten Literaten. Beide machten kein Hehl aus ihrer Feindschaft. Die Folge war, dass die Allgemeine Zeitung ihre Spalten eher dem Hasse der Feinde, als der Stimme der Freunde Rohmer's eröffnete. Auch meine Bemühungen, Frieden zu stiften, blieben erfolglos. Obwohl ich früher mit Dr. Kolb ganz gut gestanden war, wurde infolge dieser Zerwürfnisse auch unser Verhältnis kühler und gespannter. Die Allgemeine Zeitung wurde vorzugsweise von unseren Gegnern bearbeitet.

Indem ich jetzt nach dreissig Jahren diese Kämpfe ruhig überschaue, ist mir klar, dass auch von unserer Seite Fehler gemacht worden sind, und dass insbesondere die leidenschaftliche Heftigkeit von Friedrich Rohmer schädlich gewirkt hat.

23.

Persönlicher Hass. Julius Fröbel. Georg Herwegh. Heirat Friedrich Rohmer's. Die Angriffe des Republikaners auf Frau Rohmer. Meine Erwiderung. Processe und Strafen. Folgen des Scandals. Rücktritt der Rohmer von dem Beobachter. Mathilde in Stuttgart. Meine Aufregung. Erholung auf der Ufenau. Meine Frau. Geburt eines Sohnes Alfred Friedrich. Die Wahlen vom 1. Mai und ihre Folgen.

Nur mit Widerwillen und ungern, nur so weit es unerlässlich ist, um die Pflicht der Aufrichtigkeit zu üben und die nötigen Aufschlüsse über meine damaligen Erfahrungen zu geben, berichte ich über die persönlichen ärgerlichen Kämpfe jener Tage. Die Schweizer hielten

sich mehr zurück, die Deutschen traten in den Vordergrund und bestritten sich auf Leben und Tod.

Ganz besonders trug der Bruch Friedrich Rohmer's mit Professor Julius Fröbel, dem Eigentümer des litterarischen Comptoirs, dazu bei, die persönlichen Leidenschaften in's Masslose zu steigern. Fröbel glaubte sich von Rohmer betrogen und hielt sich nun für berufen, „das unlautere Treiben desselben öffentlich zu entlarven.“ Als die Fahne des Radikalismus dem verwundeten Arme Ludw. Snell's entsank, griff Fröbel sie auf und schwang sie, oft zum Schrecken der mässigen Schweizer, nun mit principieller Entschiedenheit hoch in den Lüften. Er hatte unter dem Titel des „deutschen Boten“ cin doctrinäres Blatt herausgegeben, in welchem die radikalen Theorien mit Eifer gelehrt wurden. Nun erwarb er für sich und seine Freunde während einiger Zeit die Leitung des schweizerischen Republikaners.

In seinem späteren Leben hat Julius Fröbel noch manche Wandlung durchgemacht. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung im Jahr 1848 gehörte er noch zu der radikalen Partei und entging mit Mühe dem Schicksal, das in Wien Robert Blum betraf, von der siegreichen Reaction als Aufrührer hingerichtet zu werden. Nach Amerika geflüchtet, reifte seine Lebenserfahrung. Eine Zeit lang kam er nach seiner Rückkehr als Grossdeutscher in nahe Beziehungen zu der österreichischen Regierung. Dann wurde er bayerischer Publicist. Zuletzt erhielt er eine Anstellung als Consul des deutschen Reiches, und schrieb ein besonnenes Buch über Politik. Aus dem gährenden Moste ward so ein guter Wein. Damals aber in der Schweiz war er ein Fanatiker des doctrinären Radikalismus.

Die grundsätzliche und sachliche Polemik wurde nun

ganz durch die persönlichen Angriffe verdrängt und ersetzt. Verdächtigungen, Beschimpfungen, Verläumdungen wurden massenhaft ausgestreut; der Klatsch schoss über Nacht in Dutzenden von schweizerischen und deutschen Journalen wie Pilze auf. Es war ein leidenschaftliches, gereiztes, wütendes Treiben. Eine einzige Probe mag genügen, um eine Vorstellung von der unerhörten Heftigkeit jener Kämpfe zu geben.

Der deutsche Dichter Georg Herwegh, der als Flüchtling in Zürich lebte und mit Fröbel befreundet war, hatte auch die Bekanntschaft Friedrich Rohmer's gemacht und demselben im Sommer 1841 die „Gedichte eines Lebendigen“ mit folgender Widmung überreicht:

Ich bin ein Geist, der stets verneint,
Doch insgeheim mit dir vereint,
Lass' mich in Fluss die starren Seelen bringen,
Der neue Guss der Welt wird besser dir gelingen.

Nun schrieb derselbe Herwegh im Winter 1842 in den Republikaner folgenden karikierenden Schmähartikel gegen Rohmer:

„Da kam ein Deutscher hieher, abgegriffen wie eine alte Münze und durch aller Herren Hände gegangen, immer der Erste unter den Kötern, wenn es wo ein litterarisches Treibjagen gibt, von einem eigenen Haut-goût, wie verlegenes Wildpret, und darum für manche Gaumen pikant, ursprünglich vielleicht ein gutmütiger Schwindler, später, um uns des mildesten Ausdrucks zu bedienen, ein bewusster, berechnender Charlatan. —“

„Herr Fr. Rohmer ward in seiner tiefen Not erhört und von Herrn Statsrat Bluntschli zum Handkuss

zugelassen. Da Herr Fr. Rohmer bekanntlich jeden Kelch mit Ergebung in den Willen des Herrn trinkt, so waren die Septembermänner frivol genug, ihm noch ein anderes messianisches Talent zuzutrauen, das Talent, Tote zum Leben zu erwecken.“

In diesem Pasquillantenstyl ging es fort. Die Parteienlehre, deren Begriffe nun von dem allgemeinen Bewusstsein der Völker grösstenteils anerkannt sind, wurde eine „Gaunersprache“ gescholten. Der Pöbel wurde verhetzt, und es kam nicht selten bis zu offenen Insulten auf der Strasse. Ich habe später noch einige Male in den Krisen der Revolution und des Krieges ähnliche Aufregungen erlebt, aber keine heftigere als damals. Mehr als einmal wurden Steine nach Rohmer geworfen, wenn er mit seinen Freunden sich im Freien erholen wollte. Es erschienen Flugblätter, Karikaturen, Brochüren wider ihn.

Trotz alledem schienen sich seine Verhältnisse zu consolidieren. Die Macht der Ideen und der Mut, mit dem er dieselben aussprach und verfocht, hatten ihm doch unter den Schweizern einzelne Gönner und Freunde gewonnen. Er konnte in Notfällen auf kräftige Unterstützung rechnen. Es waren wohlhabende und opferbereite Männer darunter. Auch ein süddeutscher Fürst stellte ihm grossmütig eine bedeutende Summe zur Verfügung. Durch meine Vermittlung schloss er mit der Beyel'schen Buchhandlung einen Vertrag ab, welcher ihm für die Herausgabe seiner Wissenschaft ein ansehnliches Honorar zusicherte.

So wagte er es, seiner Braut, Mathilde Wolf, die ihm nach Zürich gefolgt war, die schon lange ersehnte Ehe anzubieten und einen eigenen Hausstand zu gründen. Am 7. März, meinem Geburts- und Hochzeitstage, fand

die Trauung statt. Auch Mathilde war eine ungewöhnliche Natur, die ein tragisches Schicksal verfolgt hatte. Ihr vermeintlicher Vater, ein württembergischer Officier, war schon lange tot. Die Mutter hatte ihre Erziehung vernachlässigt. Friedrich Rohmer, jünger als sie, hatte sie aus kläglichen Zuständen gerettet und die Mängel der Bildung zu ergänzen gesucht. Er liebte ihr Wesen, das dem seinigen innerlich verwandt war, tief und unerschütterlich. Sie war nicht schön, nicht geistreich, nicht formgewandt; ihre Sprache war meistens schwerfällig, unbeholfen: aber sie war eine bedeutende Frau. In einzelnen gehobenen Momenten belebte eine gemütliche Schönheit die vollen Züge ihres mächtigen Körpers, sie war voll Mut wie eine Löwin in der Gefahr und mit einem scharfen Blick in das Menschenleben begabt, dessen Schattenseiten sie nur zu sehr kennen gelernt hatte. Später bekannte ihre Mutter auf dem Totenbette, dass sie die natürliche Tochter eines süddeutschen Prinzen sei. Damals wusste das Niemand, aber die herrischen Neigungen ihrer Natur und die leichte sichere Manier, sich in grosse Verhältnisse hineinzudenken, fanden in ihrer Rasse eine psychologische Erklärung.

Die nun gesicherte Stellung einer Ehefrau schien ihr die Seelenruhe zu gewähren, nach welcher sie sich seit Jahren so sehr gesehnt hatte. Vor der Heiligkeit der Ehe mussten die trüben Erinnerungen an eine unglückliche Jugend wie die Erinnyen vor dem geweihten Asyle zurückweichen und verstummen.

Diese Erwartung wurde entsetzlich getäuscht. Der persönliche Hass und die blinde Parteileidenschaft durchbrachen diese Schranken. Da Friedrich Rohmer in dem

Kampfe der Meinungen von den publicistischen Talenten der Radikalen nicht besiegt werden konnte, so sollte er in seiner Liebe tötlich verwundet werden. In die Männerschlacht wurde die Frau an den Haaren herbeigezerrt. Mit veraltetem Scandal sollte das ehrbare Zürich aufgeschreckt werden. In Stuttgart wurden die Polizeiacten der früheren Jahre durchstöbert und in geschäftigster Weise, mit Verletzung der Amtspflicht wie jedes Anstandes, Auszüge im schweizerischen Republikaner veröffentlicht. Das geschah unmittelbar vor den Wahlen. Mit solchen Mordklöpfen sollten die Reihen der liberal-conservativen Wähler geschreckt und zersprengt werden.

Die Wirkung dieses Schlags war furchtbar. Die öffentliche Meinung empfand denselben wie eine tiefe Erschütterung, auf welche sie in keiner Weise gefasst war. Nur langsam erholte sie sich von der Betäubung. Es blieb aber ein Stachel in der Wunde zurück.

Ich erliess damals eine geharnischte Erklärung gegen diesen „Friedensbruch an der Ehe und gegen den ruchlosen Angriff auf das Familienleben.“ Es hiess darin: „Viele unter Euch kennen mein Familienleben, die einen näher, die anderen ferner. Getrosten Mutes berufe ich mich auf Euch; ich darf Euer Zeugnis nicht fürchten. Und nun sage ich euch: Ich bin nicht sicher in meiner Ehe vor den Giftpfeilen der radikalen Presse. Meine Frau ist nicht sicher. Wer von euch Allen ist noch sicher? Welche von euren Frauen darf sich gesichert fühlen? Mitbürger, seid ihr gesonnen, solche Angriffe zu dulden?“

Eine Anzahl ehrbarer Bürger ermannte sich. Sie sprachen ihre Entrüstung öffentlich mit Namensunterschrift aus. Auch die Gerichte wurden um Schutz angerufen. Eine

Reihe Beschimpfungs- und Verläumdungsklagen wurden anhängig gemacht. Bis in den Herbst hinein verzog sich die Verhandlung der ersten Instanz. Auch ich stellte eine Klage an und vertrat dieselbe persönlich an dem Bezirksgerichte mit Erfolg. Im Januar 1843 wurde das letztinstanzielle Urteil durch das Obergericht gesprochen. Die Publicisten des Republikaners, die Brüder Fröbel, Herwegh, Follen und der vormalige Statsanwalt Ulrich wurden teils wegen Verleumdung, teils wegen Beschimpfung verurteilt; aber auch Friedrich und Theodor Rohmer entgingen der Bestrafung nicht, jener, weil er den Verfasser eines Schmähartikels einen „Schurken“ genannt, dieser, weil er in einer Brochüre gegen J. Fröbel die Ehre desselben in unerlaubter Weise angegriffen hätte. Soweit das Gericht blosse Beschimpfung annahm, strafte es mit Geldbusse, die Verleumdung dagegen wurde mit Gefängnis bestraft.

Auf die persönlichen Verhältnisse wirkte der Scandal in seinen Folgen sehr schädlich ein. Für Frau Rohmer war der fernere Aufenthalt iu Zürich unerträglich geworden. Sie kehrte vorläufig in ihre Heimat nach Stuttgart zurück und fand später in München wieder eine gesicherte Familie. Damit war auch für Friedrich Rohmer die Niederlassung in Zürich unmöglich geworden. Durch ein offenes Sendschreiben an die Partei kündigte er zu Anfang Juni seinen und seiner näheren deutschen Freunde Rücktritt an von der Redaction des Beobachters und von der Teilnahme an den schweizerischen Parteikämpfen. Die ideale Aufgabe seines Wirkens war vollzogen, und die Ideen konnten nun fortwirken.

Die gesellschaftlichen Beziehungen wurden durch diese persönlichen Schmähungen und Verwickelungen noch schwie-

riger gemacht, als sie vorher schon waren. Nur mit wenigen treuen Freunden wurde der Umgang ungestört fortgesetzt. Es kam sogar innerhalb des engsten Rohmer'schen Kreises zu einer Spaltung. Orelli und Widmann trennten sich von Friedrich Rohmer und gingen ihre eigenen Wege. War es die natürliche Lebensaufgabe der Frau eines so bedeutenden und seltsamen Mannes, ihm Ruhe zu verschaffen, die Freunde zusammenzuhalten, die Gegner zu mässigen und zu versöhnen, so war es der Frau Rohmer, obwohl sie es zuweilen versuchte, nicht möglich, diese Aufgabe zu erfüllen. Sowohl ihr Schicksal als ihre Eigenart reizten zum Gegenteil. Es war das ein tragisches Verhängnis auch für Friedrich Rohmer. Es wurde seinem zarten Körper eine Last aufgebürdet, die ihn trotz aller Energie seines Geistes dennoch nicht zu freier Bewegung und wirksamer Entfaltung seiner Kräfte im äusseren Leben kommen liess.

Obwohl ich von Natur starke Nerven besass, so wurde doch in dieser Zeit, wo von allen Seiten her Freunde, Verwandte und Feinde auf mich einstürmten, auch mein Nervensystem erschüttert. Es ist auch für einen kräftigen Mann ein peinliches Gefühl, ganz allein zu stehen gegen alle Welt, von fast Allen verkannt, von fast Niemandem verstanden und unterstützt zu werden. Auch meine Nerven wurden zuletzt so gereizt, dass eine leise Anspielung und eine wohlmeinende Warnung mich zu wildem Zorne reizten. Eine tiefe Verachtung der Menschen, die mir geistig beschränkt und gemütlich feige vorkamen, bemächtigte sich meiner. Ich wies sie von mir. Ich war krank und fürchtete ein Nervenfieber. In diesem Zustande erfuhr ich die Güte meiner körperlichen Natur. Ich entschloss mich, rasch Zürich zu verlassen und in der schö-

nen Gebirgsnatur Heilung zu suchen. Ich fuhr auf die Insel Ufenau im oberen Zürichersee, wo einst Ulrich von Hutten die bleibende Ruhe gefunden hatte nach seinem unstäten, abenteuerlichen Leben. Da sah ich Niemanden, der mich ärgerte, und genoss mit vollen Zügen die Schönheit der Natur. Ich legte mich in's Gras und schaute über den Spiegel des Sees zu dem Hochgebirge hin und aufwärts in den blauen Äther. Wie ein Kind spielte ich, in einem Kahne schwimmend. Ich fing Muscheln mit einem Grashalm, den ich in die geöffnete Schale steckte. Dann klappte die Muschel zu und klemmte den Halm fest, an dem ich sie aus dem Wasser emporzog. Am zweiten Tage schon war ich vollständig geheilt. Meine Nerven hatten die normale Stimmung wieder gewonnen. Erfrischt und gesund kehrte ich, von meiner Frau abgeholt, in die Stadt zurück.

Während der raschen Genesung auf der schönen Insel erging sich meine Phantasie in dem Plane einer Huttenstiftung, zu deren Ausführung mir freilich die Kräfte fehlten. Ich dachte mir, die Insel würde dem Kloster Einsiedeln, dem sie gehörte, abgekauft und zur Grundlage und zum Wohnsitze für die Stiftung gemacht. Es sollten XII bis XVI Stiftsherren hier ein Asyl finden von den Mühen und Leiden des politischen Lebens. Verdiente, aber auch verkannte und verfolgte Veteranen sollten hier eine Pfründe erhalten. Die einen mochten dann in dem neuen Genossenhause beisammen wohnen, die anderen auswärts bei ihren Familien. Aber alle sollten jährlich sich versammeln und die Verpflichtung haben, das Amt von Schiedsrichtern zu übernehmen und auf Befragen ihren Rat als Gutachten zu geben. Die Insel liess sich vergrössern, ver-

schönern, ausbauen. Es war eine ehrenvolle Friedens- und Ruhestätte für die Statsmänner, deren Wirksamkeit im öffentlichen Leben zu Ende war.

Wer weiss, ob nicht in der Folge ein reicher und humaner Mann den Gedanken ausführen wird, der mich damals wie ein kurzlebiger, in der Sonne glänzender Schmetterling erfreute, aber rasch wegflog und verschwand?

Es war für mich ein grosses Glück und ein Segen, dass ich allezeit meiner Frau sicher war und daher in der eigenen Familie immer den Frieden wiederfand, der ausserhalb derselben durch leidenschaftliche Kämpfe gestört war. Auch meine Frau hatte manche Zweifel und Bedenken; es war ihr Manches unverständlich und unbehaglich in meiner Verbindung mit den Rohmer. Aber sie ging doch den Dingen mit dem Instinkte einer tieferen Natur auf den Grund, und was sie einmal als wahr und gerecht erkannt hatte, das hielt sie fest, unbekümmert um allen Schein und alle Vorurteile. Sie hatte erlebt, dass ihr die Rohmer'sche Psychologie auch über ihre eigene Natur und ihr Verhältnis zu mir befriedigende Aufschlüsse gegeben. Sie hatte erfahren, dass ich sie besser als früher zu erkennen und zu würdigen wisse. Sie war dankbar für diese geistige Erleuchtung. Ohne zu wanken, hielt sie treu und fest zu mir mitten in der wilden Hetzjagd, auf jede Gefahr hin, und ohne vor irgend einem Opfer zu erschrecken. Als nächste Freunde und Verwandte zu zweifeln begannen, fand ich bei ihr die Ruhe, deren ich bedurfte. Dieser gemütliche Hausfrieden und der gute Schlaf, in dem sich der müde Körper in jeder Nacht wieder von der Aufregung des Tages erholte, machten mir es möglich, den Geist frisch und den Körper gesund zu erhalten trotz aller Anfechtungen.

In diesem leidenschaftlich erregten Jahre hatte mir meine Frau wieder einen Knaben geboren, Alfred Friedrich (29. Januar). Frühe schon zeigte sich seine ungewöhnliche künstlerische Begabung. Er fand später die Befriedigung seines idealen Strebens in dem glücklichen Berufe eines Architekten.

Am 1. Mai 1842 fanden die entscheidenden Wahlen zum Grossen Rate statt. Die beiden Hauptparteien waren in der neu gewählten Behörde in fast gleicher Zahl vertreten. Keine von beiden war des Sieges sicher. Ein paar schwankende Stimmen in der Mitte gaben den Ausschlag bei den Abstimmungen des gesetzgebenden Körpers. Dem Canton Zürich war eine neue radikale Umwälzung erspart, das bestehende Regiment war aber auch nicht befestigt worden. Nur die äussersten Extreme hatten keine Aussicht mehr, die mittleren und gemässigteren Elemente fortzureissen.

Von radikalen Häuptern waren F. L. Keller und M. Hirzel wieder gewählt worden. Aber Keller lehnte die Wahl ab. Er wollte sich nicht mehr an der schweizerischen Politik beteiligen und bereitete sich vor, nach Preussen überzugehen. Savigny, damals Minister unter König Friedrich Wilhelm IV., fragte mich vertraulich über meine Meinung an. Er hatte keine wissenschaftlichen, wohl aber Bedenken über den Privatcharakter. Ohne dieselben völlig zu bestreiten, suchte ich doch ihr Gewicht zu vermindern und empfahl nur einige Vorsicht in politischer Hinsicht. Das war freilich, wie die Folge zeigte, nicht nötig. Keller wurde nach Halle und bald darauf nach Berlin berufen als Professor des römischen Rechts. In Preussen hielt er sich von den Liberalen fern. Er trat

nun für die Regierungspolitik ein und stellte selbst dem absolutistischen Ministerium seine Erfahrungen und seine Talente zur Verfügung. M. Hirzel aber überlebte die neue Wendung der Dinge nur noch kurze Zeit. Er starb 1843.

Die Leitung der liberal-radikalen Partei ging vornehmlich auf Dr. Furrer und Alt-Regierungsrat Weiss über, zwei Männer, welche keineswegs geneigt waren, extreme Doctrinen zu verwirklichen. Mit Furrer stand ich persönlich, wenn auch nicht auf vertrautem Fusse, so doch in guter Beziehung. Die Parteistellung und auch manche Ansichten waren wohl verschieden, aber die Achtung war wechselseitig. Als Juristen und als Freimaurer verständigten wir uns über Manches.

Bald gelang es, im Grossen Rate das Gewicht der liberal-conservativen Partei zu verstärken. Nach und nach bildete sich doch eine schwache, aber stätige und wachsende Mehrheit, welche unserer Leitung sich vertraute.

Der heftigen Spannung vor den Wahlen folgte eine sichtbare Ermattung. Es war wieder ein normaler Rechtszustand gewonnen. Es hatte den Anschein, dass nun doch schliesslich eine Verbindung der liberalen und der conservativen Elemente sich vorbereite. Dann konnte, ohne Besorgnis vor Revolution und Überstürzung, ein besonnener Fortschritt eingeleitet und die nötige Reform durchgeführt werden. Das war der Grundgedanke und die Hoffnung meiner damaligen Politik.

24.

Psychologische Studien. Die Geschichte der Völker und der Menschheit. Radikale Anfänge des modernen liberalen Weltalters der Sprache. Die Altersstufen in dem Zeitalter der Revolution. Die Entwickelung der deutschen Nation nach der französischen. Hoffnungen auf Auferstehung des deutschen Reiches. Natur von Friedrich Rohmer. Anfänge der Selbstbiographie. Meine Findung der XVI Grundorgane des Statskörpers. Statswissenschaftliche Studien. Die Herausgabe derselben. Wenig Verständnis der gelehrten Kreise.

Die politischen Kämpfe hinderten nicht meine Studien der Psychologie, denen ich mich mit grosser Lust und Befriedigung widmete. Diese Wissenschaft war zwar in den Hauptzügen durch die Urliste festgestellt; aber es fehlte noch eine jede nähere Darstellung und Erklärung. Überdem waren ihre Anwendungen auf das Leben und die Geschichte grösstenteils noch unsicher und in den ersten Anfängen begriffen. Diese Anwendung war die Probe ihrer Wahrheit und Fruchtbarkeit.

Das Verständnis der sechszehn Grundkräfte war mir verhältnismässig rasch aufgegangen. Auch die Altersentwickelung war mir im Grossen sofort klar geworden. Schwieriger wurde es, die Bedeutung der individuellen Premierungen zu verstehen, wie sie in der Urliste verzeichnet waren. Manches wurde mir im Gespräch mit den Freunden klar, manchen Aufschluss fand ich selbst. Der Charakter und Geist nicht bloss der verschiedenen Parteien, auch der Völker und teils geschichtlicher Männer von hoher Bedeutung, teils der mitlebenden Bekannten wurde nach dem Massstabe der Rohmer'schen Psychologie zu bestimmen gesucht. Nicht selten waren die Ergebnisse

solcher Prüfung von überraschender Klarheit. Daneben blieb aber Vieles noch dunkel und unsicher. Erst eine längere Übung und erst die von der Zukunft erwartete Durchbildung der Lehre konnten das Urteil schärfer und zuversichtlicher machen.

Die Geschichte grosser Völker wurde ferner erwogen und nach der psychologischen Altersentwickelung bemessen. Der alte Florus hatte schon die römische Geschichte ganz ähnlich betrachtet und ein Zeitalter der Kindheit, dann eines des Jünglingslebens, später eines des gereiften Mannes und endlich des hohen Alters unterschieden. Wenn er recht gesehen hatte, so war das eine wichtige Bestätigung der ganzen psychologischen Grundansicht. In der That schien die römische Geschichte vorzüglich geeignet, den Charakter der Altersstufen deutlich darzustellen.

Ebenso wurden auch die französische, die englische und die deutsche Geschichte im Grossen betrachtet und die Aufeinanderfolge der sechzehn Grundkräfte damit verglichen. Die Gefahr, dass hier ebenso willkürlich die Thatsachen durch psychologische Vorurteile und Fictionen entstellt werden, wie in der Hegel'schen Betrachtungsweise der Geschichte das wirkliche Leben durch die Bewegung des dialektischen Gesetzes missdeutet wurde, blieb uns nicht verborgen. Aber das war doch sicher, dass das psychologische Gesetz der wechselnden Seelenkräfte unendlich viel reicher und lebensvoller war, als das dialektische Gesetz der Hegel'schen Logik. Und wenn auch noch dichte Scharen des Zweifels umherschwirrten, so hatte die Psychologie doch die Kraft, sehr Vieles zu erklären und zu beleuchten, was ohne sie dunkel war.

Am meisten beschäftigte uns aber die Betrachtung

der Weltgeschichte. Diese Frage hatte auch eine eminent practische Seite. Die Erkenntnis der Zeit, in der die Menschheit lebt, ist ja die Grundbedingung jeder tieferen Einsicht in ihr Streben und in ihre Entwickelung.

Seit Jahren hatte Friedrich Rohmer viel darüber nachgedacht. Aber er war noch nicht zu einem Abschluss gekommen, der ihn beruhigte. Als ich mit seiner Psychologie bekannt wurde, galten einige Sätze als fest, vor allem der, dass die Menschheit eine Gesamtentwickelung habe, wie der einzelne Mensch, dass auch die Menschheit dieselben Altersstufen im Grossen durchzumachen habe, wie der Einzelnmensch im Kleinen. Die Kindheitsperiode wurde in den Orient nach Asien und in das Niltal (Ägypten) verlegt. Die männliche Jugendzeit (adolescentia) begann mit den Griechen und Römern und entfaltete ihre höheren Geisteskräfte vorzüglich in dem europäischen Statenleben.

Diese Ansichten waren für mich nicht neu. Ich war schon zuvor geneigt, die Menschheit, wie die einzelnen Völker, als eine Gesamtperson zu betrachten, und nahm daher keinen Anstoss an der Behauptung, dass sie dem Gesetze der Altersentwickelung sich nicht entziehen könne. Aber neu war die genauere Zeitbestimmung der einzelnen Weltalter, welche, je durch das Vortreten Einer der XVI bestimmt, auf je 800 Jahre angenommen wurden. Neu war mir ferner die scharfe Aufeinanderfolge der XVI Grundkräfte, welche innerhalb eines jeden der 16 Weltalter auf's Neue durchlaufen werden sollten, und zwar so, dass jede eine Periode von 50 Jahren in Anspruch nahm. Und noch auffallender schien es, dass innerhalb jeder Periode dieselbe Reihenfolge sich im Kleinen wiederholen solle, wie sie innerhalb eines jeden Weltalters sich im

Grossen wiederholt hatte, so dass dann je in Zeitphasen von etwas über 3 Jahren das psychologische Rad sich wieder drehte.

Nur die Erfahrung konnte die Richtigkeit oder den Irrtum der ganzen Lehre zeigen; aber dazu waren viele und unbefangene Studien nicht zu entbehren. In solcher Absicht der Prüfung wurden nun die chronologischen Tabellen der Weltgeschichte fleissig durchgesehen und an den psychologischen Begriffen geprüft. Es war das eine äusserst interessante Beschäftigung des Geistes. Wiederum wurden fruchtbare Wahrheiten erkannt, aber auch manche Zweifel blieben unerledigt.

Ich bezweifelte nicht die tröstliche Wahrheit, dass die Menschheit noch in der aufsteigenden Linie ihres Lebens begriffen, dass ihr Geist noch ein jugendlich aufstrebender sei. Auch liess ich mich ohne Widerstreben bereden, dass das moderne Weltalter von der höchsten männlichen Geisteskraft, der Sprache, bestimmt werde. Die bewusste moderne Statenbildung schien mir dafür ein unwiderlegliches Zeugnis zu geben. Ebenso war mir klar, dass dieses höchste Weltalter der Weltgeschichte noch in den ersten Versuchen und Experimenten, noch in seiner radikalen Entwickelungsperiode begriffen sei und erst viel später die Höhe erreichen werde, nach der die Menschheit hinstrebt.

Aber es war doch zweifelhaft, von wann an die neue Zeit beginne, wo der Wendepunkt zu suchen sei, in welchem sich das Mittelalter und die moderne Welt scheiden. Eine Zeit lang hatte auch Friedrich Rohmer die in Deutschland verbreitete Meinung geteilt, dass die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts den Anfang der

Neuzeit bilde. Er hatte aber damals bereits diese Meinung als irrig aufgegeben. Je mehr ich den politischen Charakter und die Ideen der Zeit überdachte, um so klarer wurde mir der absolutistische Grundzug, welcher schon die zweite Hälfte des sechzehnten und das ganze siebenzehnte Jahrhundert kennzeichnet. Ich erkannte darin die Altersperiode des untergehenden Mittelalters, nicht den kindlichen Aufschwung des modernen Weltalters.

Aber Friedrich Rohmer war damals noch geneigt, den Anfang der neuen Zeit mit der französischen Revolution zu datieren. Das war die von Frankreich her in der Welt verbreitete Meinung. Gewiss trug das Zeitalter der Revolution alle Züge der Neuzeit deutlich an sich. Aber es war doch ein Irrtum, den Anfang etwa mit dem Jahr 1789 zu beginnen. Auch der Stat und die Ideen Friedrichs des Grossen waren durchaus modern. Auch die Gründung der nordamerikanischen Union war eine moderne Statenbildung. Die Gedanken der Weltlitteratur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren modern. Das ganze Zeitalter der Aufklärung war modern. So kam auch Friedrich Rohmer schliesslich dazu, den Beginn der Neuzeit im Jahr 1740 festzustellen. Es geschah das freilich nicht mehr im Jahr 1842, sondern erst 1845. Auch andere Forscher, wie insbesondere Buckle, sind später selbständig zu demselben Resultate gekommen.

War diese Zeitbestimmung und zugleich die Annahme der fünfzigjährigen Zeitalter richtig, dann war die Periode von 1740—1790, innerhalb der männlichen liberalen Neuzeit die erste noch radikale Entwickelungsstufe, in welcher die speculative weibliche Geisteskraft des Auges dominierte, in der That die Zeit der Aufklärung. Das zweite Zeitalter

der Phantasie war dann ebenfalls bereits abgespielt. Es war von 1790—1840 zu rechnen. Wir waren nun in die Anfänge des dritten Zeitalters eingetreten, in welchem nicht mehr der radikale Geist, wohl aber die radikale Gemütskraft der Sentimentalität, wie man damals wenigstens annahm, die Führung hatte. Es ergab sich daraus die Annahme, dass in unserm Zeitalter die religiösen Strömungen mächtiger werden, als in dem geistiger bewegten Jahrhundert vorher.

Alle diese Betrachtungen sprachen für die Wahrheit der psychologischen Begriffe. Aber noch mehr frappierte mich die offenbare Harmonie der geschichtlichen Entwickelung innerhalb des Zeitalters der Revolution, das uns am besten bekannt war, mit der Aufeinanderfolge der Altersstufen.

Ist der Charakter des Weltalters geistig genial-schöpferisch, wie die Sprache, so war das Zeitalter der Revolution, die Periode von fünfzig Jahren, noch von dem kindlichen Geiste der Phantasie bestimmt. Innerhalb dieser Periode drehte sich das Rad der wechselnden Seelenkräfte wieder in derselben Weise, so dass sich eine radikale, eine liberale, eine konservative und eine absolutistische Entwickelung je von 12½ Jahren unterscheiden liessen. Im Einzelnen zeigte sich das in folgendem Gang der Ereignisse.

Ich will die Zeitrechnung dieses Zeitalters, nach der später berichtigten Bestimmung des Anfangsmoments vom 21. December 1790 hersetzen:

I. Radikales Kindheitsalter.

1) Auge. Dec. 1790—1794. Principien und Verfassungen der Revolution. Gironde und Jacobiner.

2) Phantasie bis 1797. Ausbreitung der Revolution in Europa. Italienischer Feldzug Bonaparte's.

3) Sentimentalität bis 1800. Ägyptischer Feldzug. Consulat.

4) Brust bis 1803, 20. Juni. Friede von Lüneville und Amiens. Napoleon's Consulat auf Lebenszeit. Mediation Deutschlands und der Schweiz.

(1–4:) Revolutionäre und republikanische Statenbildung.

II. Liberale Jugend.

5) Geschlechtssinn bis 1806. Napoleon Kaiser. Besiegung der europäischen Coalition.

6) Active Sinnlichkeit bis 1809. Rheinbund. Fall Preussens. Secularisation des Kirchenstates.

(5–6:) Neue Monarchie Napoleon's.

7) Verstand bis 1812. Napoleonische Vasallenkönige.

8) Sprache bis 1815, 20. Dec. Erhebung Europa's wider Napoleon. Sturz desselben. Wiener Congress. Neugestaltung Europa's. Französische Charte.

(7–8:) Erhebung Europa's.

III. Conservatives Mannesalter.

9)	Geruch bis 1819. Historische Rechtsschule. Deutsche Bundesversammlung. Europäische Pentarchie.	Restaurationsperiode.
10)	Gedächtnis bis 1822. Carlsbader und Wiener Conferenzen. Preussisches Zollsystem. Freiheitskampf der Griechen. Interventions- und Legitimitätspolitik.	
11)	Noblesse bis 1825. Emancipation der südamerikanischen Staten. Monroeprincip.	
12)	Ahnung bis 1828, 20. Juni. Anerkennung Griechenlands.	

IV. Absolutistisches höheres Alter.

13)	Extremitäten bis 1831. Franz. Julirevolution. Belgische Revolution. Schweizerische. Polnische.	Abgeschwächte Revolutionen und Reactionen.
14)	Passive Sinnlichkeit bis 1834. Deutsche Reaction. Deutscher Zollverein.	
15)	Combination bis 1837. Ministerium Thiers. Höhe der Politik Ludwig Philipps.	
16)	Gehör bis 20. Dec. 1840. Kirchliche Kämpfe in den Rheinlanden. Aufstand in Zürich. Die IV europäischen Mächte wider Mehemed Ali und Frankreich.	

Ich hatte auch früher schon bemerkt, dass die Entwickelung der deutschen Nation ungefähr ein halbes Jahrhundert (also ein Zeitalter) später komme, als die der französischen Nation. So folgten den französischen Städterevolutionen der Communes des dreizehnten Jahrhunderts die deutschen Städtereformen im vierzehnten Jahrhundert; so der classischen Litteratur der Franzosen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die grosse Litteraturepoche der Deutschen in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts. In dem Zeitalter der Revolution hatte die französische Nation die Führung. Es war mir daher wahrscheinlich, dass in dem neuen Zeitalter, in das wir eingetreten waren, die deutsche Nation nun entscheidend eingreifen werde. Die Psychologie bestärkte diese Vermutung, zumal nun die Gemütskräfte, durch welche die Deutschen überlegen waren, in den Vordergrund treten sollten. Unsere Erwartungen von der nahen Erhebung des deutschen Volkes aus dem politischen Elend der letzten Jahrhunderte waren daher hoch gespannt. Das Rohmer'sche Buch „Deutschlands Beruf" hatte dieser Erwartung einen grossartigen, wenn gleich mit phantastischen Zügen seltsam gemischten Ausdruck gegeben.

Ein gütiges Geschick, für das ich Gott dankbar bin, hat mir vergönnt, in höherem Alter die Wiedergeburt des deutschen Volkes und Reiches zu erleben, viele Jahre nachher, als Friedrich und Theodor Rohmer das müde Haupt im Tode geneigt hatten. Sie haben diese grosse Zeit der Erhebung des deutschen Volkes nicht mehr gesehen, für die auch sie vorgearbeitet hatten. Sie waren von der deutschen Nation fast gar nicht gekannt und kaum beachtet worden. Damals aber wendeten sich unsere Hoff-

nungen noch vorzugsweise dem genialen Manne zu, dessen Ideen und dessen Wissenschaft uns den Eindruck wie einer neuen Geistesoffenbarung machten. Von Friedrich Rohmer erwarteten wir damals ein befreiendes, rettendes, gestaltendes Eingreifen auch in der deutschen Politik. Die Züricher Kämpfe erschienen uns wie ein geistig bedeutsames, aber äusserlich kleines Vorspiel der grösseren Entwickelung in Deutschland. Die Bilder der Phantasie verliehen jenen Hoffnungen einen zauberhaften Glanz und eine prächtige Färbung. Er selber hatte diese Zuversicht; noch war er sich nicht bewusst geworden, dass seine Mission nur eine geistige, nicht eine unmittelbare politische war. Er hatte das Verlangen nach praktischem Wirken, ohne die Fähigkeit dazu, ohne von dem Schicksal auf die Praxis angewiesen zu sein, ohne ein Verständnis bei den Mitlebenden zu finden. Seine Ideen waren in hohem Grade auf das Leben angelegt, wie dem Leben entsprungen. Aber erst eine viel spätere Zeit konnte dieselben fassen und anwenden. Darin lag ein hochtragisches Moment in seinem rätselhaften Wesen. Er gehörte nicht in das Zeitalter, in das er hineingesetzt war wie ein Fremdling.

Manche Äusserung, die halb wahr und halb entstellt, oft auch missverstanden ausserhalb des engeren Freundeskreises, in das Publikum kam, erschien dann abenteuerlich renommistisch, lächerlich. Indem die Radikalen ihren Hohn über den eingebildeten „Messias“ ergossen, fanden sie zahlreichen Beifall.

Zuweilen waren auch meine Empfindungen zweifelhaft. Von Natur nüchtern, verständig geartet, konnte ich manche Illusion auch der Rohmer'schen Freunde nicht gutheissen. Aber das war mir ganz sicher: Ich hatte

niemals noch einen ähnlich genialen Menschen und keinen Mann kennen gelernt, der reicher an Gedanken und energischer von Gemüt war, als Friedrich Rohmer. Ich muss jetzt am Schluss eines bewegten Lebens, das mich mit vielen Menschen in Berührung brachte, und nachdem ich auch ihm gegenüber sehr wechselvolle Erfahrungen gemacht habe, hinzufügen: Ich habe auch später Niemanden gesehen, der mir den persönlichen Eindruck des einzigen Genies so entschieden gemacht hätte, wie er. Ich nehme nicht einmal den Fürsten Bismarck aus, der an Genialität etwas Verwandtes mit ihm hat, in der Praxis ihn weit übertrifft, aber als Denker doch sehr hinter ihm zurücksteht. Am wenigsten habe ich einen Gelehrten kennen gelernt, den ich mit ihm vergleichen möchte, obwohl ich auch unter diesen einzelne sehr bedeutende Männer hoch schätze.

Das den Menschen eigentümliche Schwanken zwischen Urbild und Zerrbild zeigte sich in ihm ungewöhnlich heftig. Er sagte einmal in Zürich: „Ich mache den Menschen einen dämonischen Eindruck, weil Gott und Teufel in mir ist.“ Er war der freieste Geist, den es geben konnte, und hinwieder ein Sclave seiner Natur. Er konnte sich nicht, oder fast nicht nach den Umständen richten. Er konnte nur das thun, wozu ihn die innere Natur trieb. Alles Andere stiess er rücksichtslos von sich. Schon darum taugte er zu keinem Amt, zu keinem geordneten Berufe und überhaupt nicht zur Praxis.

Seine Existenz, das Vertrauen der Freunde, die Ruhe seiner Familie schienen davon abzuhängen, dass er endlich die Grundzüge seiner Wissenschaft in der Schrift fixiere. Es war ihm nicht möglich. So oft er sich daran machte, immer kehrte der logische Stachel, den seine speculativen

Arbeiten zurückgelassen hatten, störend wieder. Dann war es aus mit allem Niederschreiben seiner Psychologie. Die Sisyphusarbeit ging wieder an. Der Stein musste wieder mit Hilfe des Hebels von Unterlage und Eigenschaft auf die Höhe geschleift werden; und wenn derselbe oben war, stürzte er in den gähnenden Abgrund des Nichts zurück, aus dem er gekommen war. Fritz — so nannten wir ihn — täuschte sich selber hundertmal über die vermeintliche Lösung des Welträtsels von Gott und Welt. Die Illusion, welche durch irgend einen Fortschritt in seiner Wissenschaft, eine „Findung“, oder zuweilen auch einen neuen Irrweg hervorgerufen wurde: „nun ist Alles fertig“, befriedigte ihn vielleicht ein paar Tage. Dann erblasste sie wieder, und die logische Arbeit ging von neuem an. Es war zum Verzweifeln, dieses unablässige und scheinbar fruchtlose Ringen zu beobachten. Alle Anderen verwünschten die infame Logik, die ihn so fürchterlich quälte. Er allein verzweifelte nie. Er zweifelte wohl oft an sich, fast täglich in der Ermüdung. Dann löste er, wie einst Penelope, das Gespinnst des Tages am Abend selber wieder auf. Aber am Morgen darauf, wenn der Geist wieder durch den Schlaf erfrischt war, ging die Arbeit von neuem los, voll Zuversicht und voll Hoffnung, es werde ihm doch noch glücken, den Stachel auszureissen, der ihm keine Ruhe gönnte.

Die Wissenschaft war das Werk seines Lebens. Er konnte und wollte sie nicht wie ein Lehrsystem schreiben. Er gedachte, indem er sein Leben schreibe, damit zugleich die Entwickelung und den Inhalt seiner Wissenschaft darzulegen. Er ging nun ernstlich an die Selbstbiographie. Zu diesem Zwecke zog er sich in die Ruhe des lieblich-

schönen Zug zurück. Da arbeitete er an der Geschichte seiner Kindheit, welche für Freunde gedruckt ward. Diese Geschichte hat einen merkwürdigen Styl und einen reichen Inhalt. Die Erinnerung und die Phantasie wirkten in ihr zusammen. Aber über die Kindheit kam er nicht hinaus. Die Selbstbiographie blieb ein kleines Bruchstück. Leider hat auch Theodor zu wenig aufgezeichnet, worauf sich die Biographie von Friedrich Rohmer stützen kann. Ich habe viel später den schwierigen Versuch gewagt, einigermassen diese Lücke auszufüllen. Es konnte aber natürlich nur unvollständig geschehen, da das Allerwichtigste, das innere Geistesleben und sein Ringen, sich mir doch nur in seltenen Momenten deutlicher enthüllte, und die ganze Entwickelung in wesentlichen Teilen mir verborgen blieb.

Im Sommer bezog ich zu meiner Erholung mit meiner Familie ein Landhaus bei Stanz in Unterwalden, das ich gemietet hatte, und lebte da mehrere Wochen im Vollgenuss einer herrlichen Natur. Der Vierwaldstättersee war immer mein Lieblingssee. Der Flecken Stanz liegt etwas entfernt zwischen zwei Buchten desselben, aber um so behaglicher und reizender. Von da aus waren See und Berge leicht an schönen Tagen zu besuchen.

In der Stille der ländlichen Einsamkeit und angeregt von einer herrlichen Gebirgsnatur wollte ich nun die Probe machen, ob mit Hilfe der Rohmer'schen Psychologie die Natur des States tiefer zu erkennen sei. In der Statswissenschaft war ich vertrauter als in der Philosophie. Meine Neigung, meine Studien und, wie ich überzeugt war, auch meine Geistes- und Charakteranlage zogen mich zum State hin und zur Erkenntnis des States. Die Vorstellung Rousseau's, dass der Stat nur ein gesellschaftlicher

Verein von Individuen sei, hatte ich schon als Student verworfen. Sie erschien mir unwahr und kindisch. Aber auch die andere Vorstellung vieler Statsgelehrten und Politiker, dass der Stat eine künstliche Maschine sei, für gewisse gemeinsame Zwecke der Sicherheit oder der Wohlfahrt, genügte mir gar nicht. Die erste Ansicht hatte die Einheit des States und die Persönlichkeit des Volkes nicht erkannt und das Ganze in seine Teile aufgelöst. Die letztere Meinung aber hatte dem State sogar das Leben abgesprochen und an die Stelle des Geistes tote mechanische Werkzeuge gesetzt.

Ich war überzeugt, dass der Stat ein lebendiger Organismus und dass das Volk eine Person sei; allerdings nicht ein unmittelbares Geschöpf Gottes, wie der einzelne Mensch, sondern ein mittelbares Werk des menschlichen Geistes und der menschlichen Geschichte, aber auch nicht bloss eine fingierte, von den Juristen eingebildete Person, sondern eine lebendige Culturperson, mit natürlicher Basis in dem Gemeincharakter und dem Gemeingeiste der Nation. Ich fand die Meinung der alten griechischen Philosophen Platon und Aristoteles wohlbegründet, welche das höchste Ideal des States in der Menschheit erkannten und den Stat „den Menschen“ im Grossen nannten. Ich ging noch einen Schritt weiter und nahm an, das Ideal des States sei der „Mann“ im Grossen. „L'état c'est l'homme.“ Wie die Natur die Menschheit in zwei Geschlechter geteilt hatte und nur in einzelnen Männern und Weibern darstellte, so sollte die Menschheit sich selber ebenso in einer Doppelform lebendig darstellen, einmal in der selbstbewussten männlichen Gestalt des States und zweitens in der weiblichen sich anlehnenden Gestalt der Kirche.

Indem ich von diesen Gedanken ausging und ihre notwendigen Consequenzen verfolgte, sagte ich mir: Wenn der Grund des States in der menschlichen Natur zu finden und der Mensch ein „statliches Wesen“ ist, so kann der Schlüssel zur Erkenntnis des States nur in der Ordnung der menschlichen Seele entdeckt werden, welche die Psychologie aufdeckt, und die den menschlichen Körper beherrscht. Dann haben die Menschen, indem sie den Stat nach sich bildeten, sei es bewusst, sei es unbewusst und instinktiv, in der Ordnung der Statsgewalten die Ordnung ihrer Seelenkräfte nachgebildet, und hat der Statskörper sein natürliches Vorbild in dem menschlichen Körper.

Demgemäss mussten sich die vier Gruppen der geistigen und gemütlichen Seelenkräfte, der höheren männlichen und der niederen weiblichen, ebenso in dem Statskörper wiederfinden, dann mussten sich die XVI Grundkräfte analog in den Organen der Statsgewalt zeigen lassen. Freilich hatte die bisherige Statswissenschaft davon kaum eine Ahnung. Indessen in der Sprache der Völker, welche von Statskörper, Statshaupt, Statswillen, Statsgewissen sprechen, waren doch einige Anhaltspunkte gegeben, welche zeigten, dass dem natürlichen Verstande der Völker solche Gedanken nicht unbekannt seien. Zugleich diente mir die Untersuchung, um mir selber die sechzehn Grundkräfte der Seele klarer zu machen.

Anfangs arbeitete ich in völligem Dunkel, in das ich mit dem Lichte der Psychologie hineinleuchtete. Es war eine schwere Arbeit, aber der Mut verliess mich nicht, und allmälich wurde es heller um mich her, bis zuletzt ein klares Bild vor meine Seele trat, und die Seligkeit einer neu gefundenen Wahrheit mein Herz erquickte. Die

entscheidende Klärung vollzog sich auf der Höhe des Stanzerhorns, das ich an einem sonnigen Tage bestiegen hatte, im Angesicht der gewaltigen Berge, deren schneeige Häupter sich majestätisch von dem hellen Blau des Himmels abhoben, und des wunderbar verschlungenen tiefblauen Sees, der den Fuss der Vorberge benetzte. In der grossartigen Herrlichkeit der Gebirgsnatur nahmen die Schwingen meines Geistes einen kühneren Flug. Es war mir zu Mute, wie wenn die Nebeldecke, welche die Thäler verschleiert, durch einen frischen Luftstrom weggeblasen wird, und nun die sonnenbeglänzten Wälder und Felder, Städte und Dörfer, Hügel und Flüsse sichtbar würden.

Seit Montesquieu war die Lehre der drei Statsgewalten: Gesetzgebende, Executive, Richterliche Gewalt, die herrschende geworden in Europa, wie in Amerika. Die Trennung ihrer Ämter galt als ein Grundsatz ihrer Freiheit und der richtigen Beschränkung. Über das Verhältnis der verschiedenen Gewalten stritt man sich. Manche Philosophen fassten es auf wie die Teile eines logischen Schlusses. Die Executive war die Ausübung und Ausführung der Gesetze durch die That, das Gericht handhabte urteilend die Regel des Rechts. Im Grunde war alles das Subsumtion unter ein Gesetz. In alledem war keine Spur zu finden einer organischen Einsicht, keine Ahnung einer psychologischen Erkenntnis. Eben darum genügte mir diese Betrachtung nicht. Ich hielt viele Sätze derselben für falsch und verderblich.

Nun wurde mir zuerst das klar, dass der gesetzgebende Körper den natürlichen Beruf habe, das ganze Volk in Haupt und Gliedern darzustellen, und daher in ihm alle Potenzen des States zum Ausdruck und zur Ver-

tretung gelangen müssen. Das Gesetz war demgemäss nicht der Wille der Obrigkeit allein, nicht der Wille der Regierten, der Volksvertretung allein, sondern der vollständige Statswille, zu dem sich Regierung und Volksvertretung geeinigt haben. Die Streitfrage, ob der König und seine Regierung einen Anteil an der gesetzgebenden Gewalt habe, war damit in bejahendem Sinne erledigt.

Aus derselben organischen und psychologischen Auffassung ergab sich ferner die wichtige Wahrheit, dass die gesetzgebende Gewalt nicht eine Gewalt sei auf gleichem Boden und von gleicher Art mit der Regierungs-, der Gerichtsgewalt und anderen Teilgewalten, welche noch sich zeigen mögen, eben weil in ihr der ganze Statskörper gleichsam in veredeltem Auszuge und Bilde erscheine, alle anderen Statsgewalten dagegen nur die Functionen einzelner Organe im State zu vollziehen haben. Damit war das Verhältnis der Gesetzgebung zur Regierung richtig begriffen, welches durch die ältere Theorie ganz verschoben war.

Wollte ich die XVI Grundkräfte der Seele im State finden, so musste ich also vorläufig von der Organisation des „Königs im Parlament" d. h. der Gesetzgebung absehen und lediglich die besonderen Statsorgane, die notwendigen Grundämter betrachten. Auch da eröffnete sich der organisch-psychologischen Betrachtung sofort eine überraschende Aussicht. Die Organe des Regiments entsprachen selbstverständlich den männlichen Geistesorganen des Kopfes und kamen infolge dessen in die oberste leitende Stellung des Hauptes im Statskörper. Das war aber nicht blosse Executive, das war Regierung, welche die Politik des States leitet, die etwas ganz anderes bedeutet, als Execution von Gesetzen. Sogar im Einzelnen

war es nicht schwer, die einzelnen Organe dieser höchsten, geistig leitenden, schöpferisch wirkenden Gruppe von Organen mit den Geisteskräften des Kopfes zu vergleichen und zu ordnen. Die höchste Eigenschaft der Sprache fand ich wieder in dem Amte des Königs in der Monarchie, des Präsidenten oder der Consuln in der Republik, von denen das entscheidende Wort (der Befehl, die Ernennung, das Verbot u. s. f.) ausging. Unterläglich, der Bedeutung und Lage des Verstandes entsprechend, verhielt sich der Rat (Statsrat). Zur Seite standen hilfreich die beiden Hauptministerien des Innern und des Äussern, ähnlich wie unter den Geisteskräften Gedächtnis (Merkkraft) und Geruch (Spürkraft).

Am leichtesten war es, die Organe des Regiments zu erkennen. Schwieriger war es, die zweite obrigkeitliche Gruppe, das Gericht, zu bestimmen. Dass hier ebenso naturgemäss die männlichen Gemütskräfte vorwalten, wie im Regiment die männlichen Geisteskräfte, war mir freilich bald klar geworden. Aber offenbar gehörte in diese Gruppe nicht bloss die bürgerliche Rechtspflege und die Strafrechtspflege, die ich den beiden Kräften der fein empfindenden, im Herzen wohnenden Noblesse und der von heftigen Schmerzen bewegten, energischeren, in den Eingeweiden wohnenden Ahnungs- und Ahndungskraft, damals unglücklicherweise Nabel genannt, verglich, sondern auch die fort und fort thätige, gewaltsam wirkende Polizei, welche in den meisten modernen Staten mit dem Regimente verbunden war und nur in wenigen in Gerichtsform gehandhabt wurde. Für die Zukunft bedurfte dieses Organ dann einer gründlichen Reform. Aber ich überzeugte mich, dass gerade diese Reform notwendig sei, und dass die fehlerhafte Behandlung der Polizei eines der Haupt-

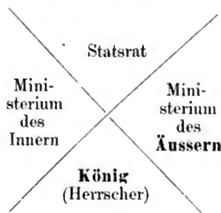
gebrechen der heutigen Staten sei. Ich wies der Polizei daher die bedeutende Stellung der activen Sinnlichkeit oder des Mutes an, und verglich die gewaltigste Form der Rechtspflege, den Krieg, mit der mächtigen Gemütseigenschaft des Geschlechtssinnes. So war auch die zweite Gruppe, die der Rechtspflege (Jurisdictio), der höchsten, der der Regierung (Imperium), würdig angereiht.

Aber damit war die Übersicht der statlichen Organe nicht vollständig. Das waren die herrschenden, mit einer zwingenden Autorität ausgerüsteten Organe der Regierung und der Rechtspflege. Es gab aber auch noch eine grosse Zahl von anderen Organen des Statskörpers, die nicht einen so machtvollen autoritativen Charakter, sondern eher den der Pflege und Sorge an sich hatten, d. h. eher den weiblichen Geistes- und Gemütskräften vergleichbar waren. Ich schied dieselben in zwei Gruppen, die eine, geistige Gruppe der Culturpflege, die andere, eher den weiblichen mehr materiell oder sinnlich gearteten Gemütskräften vergleichbare Gruppe der Wirtschaftspflege.

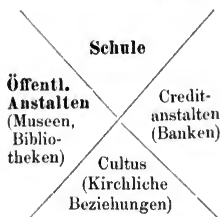
Die bisherige Statslehre hatte diese Cultur- und Wirtschaftsämter gewöhnlich wie einen untergeordneten Anhängsel der Regierungsämter betrachtet. Das hatte aber zwei Nachteile zur Folge: einmal erlangten diese Ämter nicht die ihnen nötige relative Selbständigkeit und Freiheit; sodann wurden sie hinwieder verleitet, die autoritative Machtfülle der Regierung auch für ihre Functionen in Anspruch zu nehmen, wohin sie nicht gehörte, und welche auf die Freiheit der Bürger drückte. Die psychologische Anordnung machte den überaus fruchtbaren Unterschied zwischen Regierungsämtern, Pflege- und Wirtschaftsämtern anschaulich und beseitigte im Princip jene Gefahren.

So gewann ich folgendes, den XVI Grundkräften der menschlichen Seele entsprechendes Bild der XVI Grundorgane des Statskörpers.

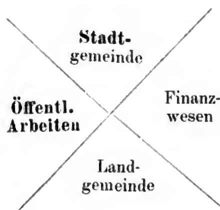
Das Regiment.



Statsculturpflege.



Wirtschaft.



Rechtspflege.



Bei dieser Anwendung der psychologischen Grundbegriffe auf den Stat blieb ich nicht stehen. Ich nahm nun die einzelnen statlichen Organe vor und zerlegte dieselben von neuem in ihrer naturgemässen Organisation mit Hilfe der Urliste. Auch da gewann ich zuweilen neue Gesichtspunkte und Aufschlüsse, aber im Einzelnen waren dieselben doch weniger sicher. Es war ein erster Versuch der psychologischen Orientierung, der in der Folge manche Berichtigung und neue Erwägung forderte. Die letzteren Arbeiten behielt ich dann auch für mich. Die XVI aber veröffentlichte ich in meinen „Psychologischen Studien über Stat und Kirche", Zürich 1844.

Ich meinte, was mir klar geworden sei, müsse auch Anderen klar werden, und meine innere Befriedigung über die neu gewonnenen Resultate müsse auch Anderen Befriedigung gewähren. Darin täuschte ich mich. Das Buch fand hier und dort einzelne Freunde. Einige Studien, wie z. B. die über das Verhältnis von Stat und Kirche, welche den Stat als den Mann, die Kirche als die Frau im Grossen darstellte, und insbesondere auch die über die Statsgewalten wurden von einigen Kritikern und Gelehrten als eine Bereicherung der Wissenschaft anerkannt. Es wurde auch bemerkt, dass in diesen Studien positive Ideen zu finden seien im Gegensatze zu den oft leeren Abstractionen der Schule. Aber die organisch-psychologische Darstellung der XVI Statsorgane war den Meisten gänzlich unverständlich und galt daher auch als unverständig. Dass ich aber in der Vorrede Friedrich Rohmer als ein wissenschaftliches Genie proclamiert hatte, erregte den meisten Anstoss und wurde als ein Zeichen eines schwärmerischen Enthusiasten betrachtet. Hätte ich die XVI verschwiegen und Rohmer

nicht erwähnt, so wären die Studien jedenfalls mit mehr Beifall aufgenommen worden.

Ich habe auch später die Erfahrung gemacht, dass Menschen, welche organisch-psychologisch denken können, in unserer Zeit sehr selten sind. Der ganzen Schulbildung ist diese Denkweise fremd. Wohl haben manche grosse Dichter und einige grosse Statsmänner, auch eine Anzahl Mystiker unter den Theologen und Philosophen im letzten Jahrhundert noch so gedacht. Aber die grosse Masse der richtigen Gelehrten hatte und hat dafür gar kein Verständnis. Es fehlt dieser das Organ dafür oder die Übung darin. Mein Irrtum war, eine Fähigkeit zu erwarten, die nicht vorhanden war. Nun erfuhr ich, dass Schwachsichtige sehr geringschätzig von dem Gemälde sprachen, dessen Linien und Farben sie nicht deutlich erkannten, und dass Taube die Musik verachteten, welche sie nicht hörten. Ich gewöhnte mich nach und nach an diese Erfahrung und lernte sie ertragen. Aber ich fühlte mich zuweilen doch recht einsam, auch mitten unter denen, die mir sonst im Leben nahe standen. Das Bild des Steinbocks, der nur im Hochgebirge auf unzugänglichen Felsenklippen einige Ruhe findet, schien mir ein Bild meines eigensten Lebens zu sein. Die Steinbockhörner über meinem Wappen, freilich zunächst von dem Stammhause meiner Familie hergenommen, bekamen so für mich eine erhöhte Bedeutung. Es war mir eine grosse Freude, als mir mein Freund Hottinger ein paar echte gewaltige Steinbockhörner schenkte, die er im Wallis entdeckt und erworben hatte. Sie schmücken den Eingang meines Studierzimmers.

25.

Mission nach Wien in Postsachen. Politische Wahrnehmungen. Zwei Audienzen bei Fürst Metternich. Hofrat Jarcke. Rückreise über München. Die zwanglose Gesellschaft. König Ludwig I.

Für das Postwesen interessierte ich mich damals lebhaft. Als Präsident der Zürcherischen Post-Commission arbeitete ich, dem englischen Vorbilde nachstrebend, auf Befreiung des Verkehrs von herkömmlichen Hemmnissen und auf Herabsetzung und Vereinfachung der Briefporti hin.

Gegen Ende des Jahres 1842 erhielt ich den Auftrag, in Postangelegenheiten nach Wien zu reisen, um da mit den höchsten Reichsbehörden zu unterhandeln. Auf dieser zweiten Wiener Reise bekam ich manche neue Eindrücke. Die amtliche Empfehlung eröffnete mir den Zutritt zu den höheren Staffeln des Wiener Lebens.

Die Leitung des States, oder vielmehr des aus verschiedenen Staten zusammengefügten Reiches hatte eine sehr ältliche Physiognomie. Überall waren an der Spitze ganz alte Herren, und ich konnte nicht bemerken, dass in den alten Körpern jugendliche Geister wohnten.

Ich sah in einer Gesellschaft einen achtzigjährigen Feldmarschalllieutenant, der nicht mehr hörte und in den Gliedern zitterte, und trotzdem noch eine höchste Kriegsbehörde präsidierte. Als der strebsame Oberst Zitta einen Plan zur Verteidigung Wiens entworfen hatte und denselben dem Erzherzog Johann, Präsidenten des Hofkriegsrates, einreichte, gab ihm dieser den Plan mit den Worten zurück: „Behalten Sie denselben für sich, es könnte Ihnen nur in dem Avancement schaden, wenn man erführe, dass Sie solche Arbeiten ohne Auftrag aus eigenem Wissenstrieb unternehmen. Es gibt unter uns so viele alte Herren,

die einen Abscheu haben vor aufstrebenden Geistern und, wo sie einen wittern, ihm nur Schwierigkeiten und Plagen bereiten."

Indem die Leute allen geistigen Fortschritt fürchten und hemmen, verlieren sie die Fähigkeit, die Bewegung der Geister zu verstehen. Sie hassen den Radikalismus und treiben ihm unaufhaltsam zu. Sie werden es erst merken, wenn der Strudel sie erfasst haben wird.

Nur Sechszehnender (Adelige mit sechszehn Ahnen) dürfen zu Hofe gehen und Geheimräte, nicht aber deren Frauen, wenn sie nicht von Adel sind. So ist es auch bei dem Fürsten von Metternich und dem Grafen Kollowrath. In diesem Dunstkreise lebt der Hof und leben die leitenden Statsmänner. Wie sollen sie da das Volk kennen, dessen Schicksal sie bestimmen? Wohl mag der Fürst Metternich über der Nebelwolke stehen und sein Haupt in freier Luft sonnen auf der Spitze des Berges. Aber er kann doch nicht durch die trübe Nebelschicht in die Tiefe der Thäler hinabschauen. Dazu genügen weder die Berichte der Polizeibeamten, noch die Anschwärzungen der Priester.

Es fehlt dem österreichischen Adel an politischer Bildung und grossartiger Übung des politischen Berufs. Er besetzt die höheren Stellen in der Diplomatie, der Regierung, der Armee. Aber die parlamentarische und jede freie Thätigkeit ist ihm versagt. Er ist voll von Vorurteilen der Rasse und der mittelalterlichen Privilegien und verletzt oft durch seinen Hochmut bessere Köpfe. Es schien mir, als wäre eher noch unter den Frauen, als unter den Männern, Geist zu finden. Man flüsterte in Wien von Politik, man sprach nicht über Politik.

Mit derbem und bitterem Spott rächen sich gelegentlich die Wiener. Ich hörte damals folgende für die Stimmung bezeichnenden Äusserungen. Ein Wiener fragte den anderen: Warum ist der neue Adler auf dem Stephansturme grösser geworden, seitdem man die Turmspitze um einige Fuss erhöht hat? Antwort: „Je höher hinauf, desto grösser das Viech."

In einem Gasthause schimpften die Bürger weidlich über den Kaiser. Als sich aber ein Preusse einmischte und die Vorzüge seiner Regierung hervorhob, wurden die Wiener ärgerlich und verbaten sich das: „Wissen's, unser Kaiser ist halt ein Ochs für uns, aber nicht für Sie." —

Im Gegensatze zu den altersschwachen Statsinstitutionen war vor Kurzem in Wien eine lebensfrische neue Schöpfung entstanden, der „politisch-juristische Leseverein". Ich wurde in denselben eingeführt und machte damals zuerst die Bekanntschaft des Freiherrn von Sommaruga, des Secretärs der Gesellschaft, eines Mannes von umfassenden wissenschaftlichen Kenntnissen und liberaler Gesinnung. In diesem Verein, der einen raschen Aufschwung nahm, zeigten sich die Keime eines frischeren, jugendlicheren Geistes.

Am meisten interessierte mich die Bekanntschaft mit dem Fürsten Metternich. Ich hatte zwei Audienzen bei ihm, in denen gar nicht von den Postsachen gesprochen wurde, und welche dennoch für die Erledigung meines Auftrages nützlich waren. Ich hatte das Gefühl, dass ihm das Détail der Verabredungen ganz gleichgiltig, dass aber seine persönliche Gunst von entscheidender Wichtigkeit sei. Fürst Metternich war damals schon ein alter Herr; aber noch ging er aufrecht, eine hohe aristokratische Gestalt. Er

hatte offenbar das Bewusstsein, dass die österreichische Monarchie wesentlich von ihm regiert und durch ihn politisch repräsentiert werde. Der Kaiser Ferdinand kümmerte sich nichts um die Statsgeschäfte und verstand nichts davon.

Fürst Metternich sprach gerne und gut, mit feierlichem Tone und Nachdruck. Die Art seiner Sprache erinnerte mich an einen docierenden Professor. Über die beiden Gespräche habe ich mir Einiges damals aufgezeichnet, das ich nun wiedergebe.

Ich war einige Male in der „Salle des pas perdus“ hin und hergegangen, als der Fürst aus seinem Cabinet heraustrat, den Prinzen von Salerno verabschiedend. Neben mir hatte auch der preussische Gesandte gewartet, Depeschen in der Hand. Der Fürst grüsste mich und wandte sich dann an den preussischen Gesandten mit der Frage, ob es nicht genügen würde, wenn er ihm die Depeschen zur Einsicht zurückliesse. Als jener erwiderte, er müsse sich eine Viertelstunde zu mündlicher Besprechung ausbitten, ersuchte der Fürst denselben, etwas später wieder zu kommen, und lud mich ein, mit ihm in sein Cabinet einzutreten.

Er sprach ungefähr Folgendes: „Was macht denn Ihr armes Vaterland? Ich kenne die Schweiz. Ich kenne auch Sie genau. Ihr Canton hätte keine bessere Wahl treffen können zu der Abordnung hieher. Ich habe Sie bereits dem Baron Kübeck empfohlen. Verlassen Sie sich ganz auf ihn; er hat den besten Willen. Sie dürfen auch auf seine Einsicht und Tüchtigkeit rechnen. Sehen Sie, ich bin der nüchternste Mensch. Ich sehe die Dinge, wie sie sind. Sie können mich betrachten als den Repräsen-

tanten der österreichischen Monarchie. Ich bin kein Ultracist, wofür mich Viele halten. Ich stehe ruhig in der Mitte der Dinge. Allerdings nicht in jener Mitte, welche 1830 in Frankreich als Juste-milieu aufkam. Diese Mitte ist ein Nichts, eine Faselei. Sondern in der wahren Mitte, welche zwischen böse und gut wohl unterscheidet."

„Sie haben Recht. Die Halbgebildeten sind gegenwärtig alle radikal gesinnt. Ich weiss das wohl."

„Zürich nimmt in der Schweiz in äusserer Hinsicht die zweite Stelle ein. Aber ich bin vollständig überzeugt, dass es berufen ist, in intellectueller Beziehung die erste Stelle zu haben. Zürich sollte und könnte die Schweiz geistig leiten. Aber mir scheint, die Leute dort sind für die Höhe ihrer Aufgabe etwas zu kurz gewachsen. Die innere Lage von Zürich ist gross. Es ist gut, dass das Directorium (der Vorort) nun aus dem Canton Bern nach Luzern kommt. Ich betrachte das als einen Übergang nach Zürich. Es wäre nicht gut, wenn der Vorort jetzt schon nach Zürich käme. Sie wären noch nicht vorbereitet, um die Leitung zu übernehmen. Benutzen Sie die nächsten zwei Jahre gut, damit Sie im Jahr 1845 ein starkes Directorium in Zürich bilden können. Darauf kommt es nun an. Glauben Sie mir, Österreich wird Luzern von allen extremen Schritten abraten. Die Politik Österreichs ist erhaltend, nicht umstürzend. Luzern hat Recht, wenn es für die Rechte der katholischen Schweiz sich wehrt; aber ich halte es nicht für gut, wenn Luzern weiter gehen und angriffsweise verfahren wollte. (NB. Die Jesuitenberufung wurde damit angedeutet.) Frankreich ist in einer schiefen Lage. Das jetzige Ministerium ist seinen Principien nach und sonst das beste, das Frankreich seit 1830

gehabt hat. Guizot ist ein ehrlicher Mann. Seine Principien sind gut, aber seine Lage ist schief. Sie können und dürfen nicht, wie sie wollen. Das zeigt sich auch gegenüber der Schweiz. Daneben wünscht Frankreich immer noch etwas Besonderes, irgend einen Vorteil für sich. Österreich hat, glauben Sie mir, kein anderes Interesse als das seiner moralischen Principien. Es sucht nichts für sich, wenn es seinen Rat erteilt. Niemand denkt an eine bewaffnete Intervention in die schweizerischen Angelegenheiten. Eine moralische Einwirkung kann Niemand tadeln. Wären nun Österreich und Frankreich in der moralischen Auffassung immer einig, so wäre es besser und wirksamer.“

Ich hob hauptsächlich hervor: Die Schweiz müsse von Innen heraus, kraft ihrer guten Natur, gesunden, von aussen her sei ihr nicht zu helfen, und sprach mein Vertrauen aus, dass Zürich die schwersten Kämpfe hinter sich habe, und das geistige Übergewicht bei der liberal-conservativen Partei sei.

Bei meinem zweiten Besuche fand ich den Fürsten nicht so frisch, wie bei dem ersten. Damals hatte er mit Eifer gesprochen, in der Absicht, mich zu überzeugen und zu belehren, in der That ähnlich einem Docenten, welcher auf seine Zuhörer durch eindringlichen Vortrag wirken will. Diesmal lag auf seinen Zügen die Ermüdung des Alters sichtbar ausgebreitet. „Ich könnte nur wiederholen,“ sagte er, „was ich Ihnen das vorige Mal gesagt habe.“ Dann aber fing ich an, ihn durch einige Bemerkungen aufzuregen. Endlich belebten sich die Züge, und er sprach wiederum mit Eifer.

Ich hatte ihm meine Wahrnehmung ausgesprochen, dass die öffentliche Meinung in Wien, so viel ich sehe,

ganz von der Allgemeinen Augsburger Zeitung beherrscht werde, dem einzigen grösseren Blatte, das einen weiten Leserkreis habe, und zugleich mein Bedauern, dass diese wichtige Zeitung, welche den deutschen Cabineten gegenüber sehr gefügig sei, in der Schweiz für den Radikalismus eifrig Partei nehme.

Er erwiderte darauf im Wesentlichen Folgendes: „Allerdings ist die Allgemeine Zeitung gegenwärtig radikal. Aber wir haben in unserem Interesse bestimmte Schranken gezogen, die sie nicht überschreiten darf. Sie werden über Österreich sehr wenig Artikel darin finden. Die hiesige Bevölkerung hat eine gutmütige Trägheit des Geistes, daneben Sinn für Anstand und gute Sitte. Sie kümmert sich wenig um die auswärtigen Zustände, aber sie will doch erfahren, was in der Welt vorgeht. Sie betrachtet aber die Dinge, wie man einen Roman liest zur Unterhaltung oder in's Theater geht. Sie nimmt keinen ernsten Anteil daran. Sie ist innerlich zufrieden und vergnügt; es ist ihr rundum wohl. Es fehlt ihr auch Nichts. Von der Revolution hat sie nur die eine Seite kennen gelernt, die Leiden und Plagen des Kriegs. So hat sie die Apostel der Freiheit erfahren und weiss, was dieselben bringen. (Ich dachte, die Jugend habe doch auch die andere Seite kennen gelernt und daran Geschmack gefunden.) Vom Westen her kommt das radikale Wesen zu uns heran. Aber wenige Stunden von Wien im Osten haben wir das ungarische Wesen vor uns. Die Wiener betrachten beides aus der Ferne, als ob es sie nicht näher anginge. Es ist schwer, die ungarischen Zustände zu verstehen. Die Ungarn verstehen sie selber nicht. Der Charakter ist der einer vollständigen Confusion. Man möchte meinen, aus

all' dem wilden Treiben und Jagen werde eine Revolution hervorgehen. Gewiss nicht. Das Ende wird eine Reform sein, und die ist ganz gut und nötig. Ich verstehe unter Reform eine Verbesserung der Zustände auf der Grundlage des Bestehenden. Sehr schwierig sind die preussischen Zustände, seitdem man, ich erlaube mir das zu sagen, eine Reihe von Fehlgriffen gemacht hat. Der König von Preussen (Friedrich Wilhelm IV.) ist ein sehr schätzenswerter und edler Mann. Seine Gesinnungen sind gut, und nicht so, wie sie jetzt scheinen. (!) Ich weiss, dass er sehr ernstlich daran denkt, auch die Presse wieder zu zügeln. Aber die Dinge sind schon sehr weit gekommen. Er kann nicht, wie er will. Wir — und dabei klopfte er mit dem Zeigfinger energisch auf den Tisch — werden die Censur sicher nicht aufgeben. Auf die auswärtigen Zeitungen kann man nur auf der Post pränumerieren, wenn wir es zugeben. Deshalb haben wir auch die Allgemeine Zeitung noch einigermassen unter der Fuchtel (! ?). Macht sie es zu arg, so verbieten wir der Post, Bestellungen anzunehmen."

Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass in der Schweiz den radikalen Blättern doch conservative gegenübertreten, während es in Deutschland auch nicht Ein tüchtiges conservatives Blatt gebe.

Darauf bemerkte er: „Ich habe über diese schwierige Sache seit 25 Jahren viel nachgedacht. Schon das Wo? ist nicht leicht zu bestimmen. In Österreich könnte das nicht geschehen. Unsere Verhältnisse gestatten es nicht. Frankfurt wäre ein ausgezeichneter Ort dafür. Es ist der centralste Punkt in Deutschland. Alle Nachrichten laufen da zusammen. Wenn die Zeitung vorwiegend po-

lemisch wäre, so würde sie nicht gelesen. Sie muss vor Allem neue Nachrichten bringen."

Als ich bemerkte, ein conservatives Blatt, welches auf die öffentliche Meinung Einfluss gewinnen wollte, müsste eine sehr freie Sprache führen und auch wahrhaft frei sein, erwiderte der Fürst: „Versteht sich; aber gerade deshalb müsste das Blatt ausserhalb Österreich's erscheinen. Wir würden dasselbe dann hereinlassen, wie jede fremde Zeitung. Ich würde ein solches Unternehmen auf's äusserste unterstützen, wenn ich nur den Mann wüsste, der sich eignete, es zu redigieren. Ein solcher Redacteur müsste die politischen Verhältnisse genau und aus Erfahrung kennen, er müsste ein Statsmann sein. Ich selbst habe wohl zwanzigmal gesagt: Wäre ich nicht im Cabinet, sondern ausgetreten aus dem Statsdienste, so hätte ich mich wohl geeignet, und auch die Lust dazu gehabt, ein solches Blatt zu dirigieren. Ich wollte ein gutes Blatt geliefert haben. So aber kann ich es nicht machen; und habe nie Jemand gefunden, der es übernehmen könnte. Es ist eine äusserst schwierige Sache."

Im Allgemeinen hatte ich den Eindruck bekommen, dass der Fürst jeden geistigen Kampf zu vermeiden und fern zu halten wünschte und vorzugsweise auf die physische Statsmacht in seiner Hand vertraue. Es kam mir vor, als denke er: „Mich halten die Dinge noch aus. Wenn ich sterbe, so mögen die Nachkommen zusehen, wie sie mit den gährenden Kräften fertig werden. Après moi le déluge."

Das Schicksal hat durch diese Rechnung einen bösen Strich gezogen. Es hat ihm den Schmerz nicht erspart, den Zusammensturz seiner Herrschaft noch im Greisenalter

zu erleben. Fünf Jahre und einige Monate später, als dieses vertrauliche Gespräch gehalten worden, waren die „geistesträgen, gemütlichen Wiener“ in heller Empörung aufgeflammt wider das Metternich'sche Regiment. Ich sah den Fürsten im Jahre 1848 noch einmal, aber nur aus der Ferne und zufällig in dem Bahnhofe zu Bamberg, als er, ein politischer Flüchtling, Wien verlassen hatte und am Rhein ein ruhiges Asyl aufsuchte. Der furchtbare Wechsel der Macht erregte meine innere Teilnahme lebhaft, aber ich hatte keine Gelegenheit, dieselbe zu äussern.

In Wien sah ich auch zuweilen den Hofrat Jarcke, der in der Statskanzlei angestellt war. Jarcke war Convertit. Er erzählte mir über seine Bekehrung Folgendes: „Den ersten Anstoss, katholisch zu werden, erhielt ich in Bonn. Ich hatte so wenig, als die meisten anderen Protestanten eine religiöse Erziehung empfangen. Ich war bereits Privatdocent in Bonn, als eines Tages ein Student mir die Kunde brachte, Neander habe im Colleg zu Berlin gesagt, die Menschen bedürften von Zeit zu Zeit einer unmittelbaren Erweckung durch die göttliche Gnade, weil sie in sich selber nicht die eigene Kraft finden, um auf der rechten Bahn zu verharren. Die höchste Einwirkung der unmittelbaren göttlichen Gnade sei die Sendung Christi auf Erden. Die göttliche Natur habe sich selbst in Menschengestalt in Christus geoffenbart. Der Student bemerkte dazu, wenn das wahr ist, dann sind wir mit unserem Unglauben auf dem Holzwege. Diese Mitteilung machte auf mich den stärksten Eindruck. Plötzlich ergriff der Gedanke mein ganzes Wesen: Dann haben die Katholiken doch Recht mit ihrer Verehrung der „Mutter Gottes“. Daraufhin studierte ich die Augsburger Confession und die

Tridentiner Concilienbeschlüsse und beschäftigte mich mit der Geschichte der Reformation. Es blieb mir zuletzt nur die Wahl übrig zwischen der Autorität der katholischen Kirche und der Autorität der protestantischen Kirche. Jene erschien mir sicherer und grösser. Ich ward Katholik."

Jarcke sieht finster in die Welt. Er hält Deutschland, wenn nicht für verloren, doch für sehr krank. In Frankreich habe sich die Revolution als hitziges Fieber erwiesen, in Deutschland könnte sie als schleichendes Fieber die Kräfte aufzehren. Er ist überzeugt, wenn es zu einem Kriege käme, so würde Preussen dem Radikalismus die Schlüssel des Hauses übergeben und sagen: „Macht was Ihr wollt."

Von Thatkraft bemerkte ich da noch weniger als bei dem Lenker der österreichischen Monarchie. Jarcke sagte mir einmal: „Wenn Sie mir heute demonstrieren, ich müsse um eines politischen Zweckes willen die Salons besuchen, und wenn ich mich überzeuge, dass Sie Recht haben, so thue ich's doch nicht. Ich bin nun 41 Jahre alt und das Salonleben ist mir zuwider. Ich mag nicht hinein. Gerade so ist's mit der grossen Politik. Die Antecedentien hängen sich an. An diesen hat man zu schleppen; man kommt nicht aus den alten Gewohnheiten heraus. Wollen Sie, dass der Bär auf einmal hüpfe wie ein Eichhörnchen? Er wird's bleiben lassen. Hier kann man recht sehen, wie wenig die Menschen und wie sehr die Ereignisse die Politik machen. Die Frage ist gewöhnlich nicht die: „Was werden wir nun in diesem Falle thun?", sondern die: „Was werden diese Personen mit ihrer Natur und ihren Antecedentien in diesem Falle thun oder lassen?"

In der That, man konnte den Verzicht auf eigenes

Handeln nicht weiter treiben. In dieser Resignation war die Verzweiflung. Jarcke teilte mir auch eine Probe mit von der Weisheit der österreichischen Censur, die nicht einmal den „Österreichischen Beobachter“, den Presslakaien der Statskanzlei, verschonte. Der Beobachter hatte nach englischen Zeitungen berichtet, Lord Aberdeen habe den Don Miguel ein Ungeheuer genannt. Der Censor strich nun das Wort Ungeheuer und machte einen Gewalthaber daraus. Tags darauf aber erschien die nicht in Österreich censierte Allgemeine Zeitung in Wien und brachte das richtige Ungeheuer zu Markte, zum hellen Gelächter der Wiener, die man mit dem Gewalthaber hatte abspeisen wollen.

Jarcke hatte eine grosse Verehrung für den Jesuitenorden und den Jesuitengeneral Rootenhaan aus Amsterdam. Er findet indessen ihre Seelsorge vorzüglicher als die Erziehung. Übrigens versicherte er mir, es werde von Wien bei den Jesuiten selber entschieden eingewirkt, dass sie nicht nach Luzern gehen. Die späteren Ereignisse bewiesen aber, wie wenig der furchtsame Rat der österreichischen Regierung dem fanatischen Eifer des Ordens das Gegengewicht zu halten vermochte.

Ergötzlicher war es mir, von Jarcke zu hören, dass auf der Universität das Naturrecht ex officio ganz im Sinne des Contrat Social von Rousseau gelehrt werde, und Haller's Restauration der Statswissenschaft, das Hauptwerk der legitimistischen Reaction, verboten sei. Jarcke meinte, glücklicherweise werde in Wien sehr wenig studiert, so dass jene radikalen Theorien doch nicht tief sitzen und bald wieder vergessen werden.

Wie abergläubisch Jarcke bereits geworden war, davon

bekam ich zum Abschied noch eine Probe. Er erzählte mir da die wunderbare Bekehrungsgeschichte, ich weiss nicht mehr welches Juden in Rom vor einem Gnadenbilde der „Mutter Gottes“. Dann übergab er mir eine geweihte Medaille mit dem Stempel dieser Mutter Gottes zum Andenken und im Glauben, dieses Bild werde mich bekehren. Vergebens erklärte ich ihm, solcher Zauber wirke gar nicht auf meine Natur. Er meinte schlau, das werde sich finden, und um ihn zu beschwichtigen, steckte ich das Zaubermetall lächelnd in die Tasche. Ich habe niemals eine andere Wirkung davon verspürt, als die des Bedauerns über die Dummheit der Menschen.

Am deutlichsten trat mir in Wien die völlige Impotenz vor Augen in den Beziehungen Österreichs zu Russland in den serbischen und montenegrinischen Angelegenheiten. Russland hatte sich augenscheinlich beider bemächtigt. Darüber war man in Wien sehr unzufrieden. Alle Welt verlangte ein energisches Auftreten der österreichischen Regierung, und alle Welt beruhigte sich erst mit den stillen Hoffnungen, es werde etwas geschehen, und sodann bei der vollendeten Thatsache, dass Russland mit Vorwissen und Zulassung Österreichs vertragsmässig eine Schutzhoheit über Serbien erlangt habe. Man machte dem Ärger durch schlechte Witze Luft und duselte ruhig weiter.

Der Patriarch von Konstantinopel ist gegenwärtig eine Creatur von Russland. Auch das hat man ruhig geschehen lassen. An diesem Faden zieht der Czar die griechischen Popen in der Türkei, und deren Einfluss auf das unwissende Volk ist gross. So lässt man die Birne sich dem Norden zuwenden und reif werden, in der Hoffnung,

sie werde dereinst von selber Russland in den Schoos fallen. Und doch wird Europa schwerlich das gestatten.

Auf der Rückreise kam ich durch München. Ich hatte keine Ahnung davon, dass München für mich eine neue Heimat werde. Ich besuchte Thiersch, der schon ein alter Herr war, aber voll Freundlichkeit und gesprächig. Er machte mir den Eindruck eines politisierenden Gelehrten, nicht eines handelnden Statsmannes. In die zwanglose Gesellschaft wurde ich als Gast eingeführt. Sechs Jahre später wurde ich Mitglied derselben und bin noch dankbar für die vielen geistigen und geselligen Genüsse, welche die Gesellschaft darbot. Damals sah ich da Professor Massmann, einen Germanen mit gescheiteltem Haar und ehrlichem Herzen, den Baron Rotenhahn, Vicepräsident der zweiten Kammer, einen Mann von wohlbehäbigem, mildernstem Aussehen und liberaler Gesinnung, den bayerischen Dichter Franz Kobell, der, obwohl in der Pfalz geboren, dennoch es liebte, in der altbayerischen Mundart zu sprechen, Professor Neumann, den China-Reisenden.

Ich besuchte auch den damals leitenden Minister Abel, der ganz der katholischen Richtung angehört und offenbar ein Gemüts-, nicht ein Verstandesmensch ist. Er sprach die Worte: „Es ist wohl wahr“ mit jenem gezogenen, das Erbarmen des Himmels herbeirufenden, feierlichen Tone der Frommen, der mich immer zum Lächeln reizt.

Dem König Ludwig I. machte ich meine Aufwartung. Beim Empfang und beim Abschied hob er meine Jugend hervor: „Sehr erfreut, sehr erfreut, noch so jung; sehr gut.“ Ich kam mir selber gar nicht mehr so jung vor, mit meinen 34 Jahren. Den Eindruck, den mir der König machte, fasste ich in folgender Aufzeichnung zusammen:

„Offenbar ist eine merkwürdige Verbindung entgegengesetzter Eigenschaften in dem König. Es ist ein grosser Zug und sogar etwas Liberales in ihm. Seine Kunstschöpfungen und seine Schriften zeugen dafür. Daneben aber zeigt sich unverkennbar etwas ältlich Absolutistisches, das gegenwärtig das Übergewicht erlangt haben mag.“

Als ich ihn 1848 wieder sah, war eben die Revolution in München ausgebrochen.

26.

Fortschritte der liberal-conservativen Partei im Grossen Rat. Der „Republikaner“ Fröbel's. Herwegh. Bruno Bauer. Annäherung der Parteien. Schneider Weitling. Der Communistenbericht. Schweizerische Postconferenz in Zürich. Redaction des privatrechtlichen Gesetzbuchs für Zürich. Meine Ansichten und Vorsätze. Die Sterblichkeit der geschichtlichen Familien. Psychologisches. Gegensatz der Menschen mit Geistesströmung und mit Gemütsströmung. Besuch bei Friedrich Rohmer in München.

Als der neue Grosse Rat nach den Maiwahlen 1842 zusammentrat, standen sich die beiden Hauptparteien so ziemlich in gleicher Stärke gegenüber. Die Besorgnis lag daher nahe, dass sie sich wechselseitig hemmen, und schliesslich der Grosse Rat nach der Formel $1 - 1 = 0$ zur Ohnmacht verurteilt sei. Indessen bald gewann die liberal-conservative Partei in den Verhandlungen und Abstimmungen ein allmälich wachsendes Übergewicht. Es kam ihr freilich zu gute, dass sie in der Regierung die entschiedene Mehrheit besass. Aber mehr noch wirkte der Unterschied der geistigen Mittel und Kräfte.

Die liberal-radikale Partei lebte, soweit sie einheimisch

war, vorzüglich von den Erinnerungen der Dreissigerjahre. Ihre beiden bedeutendsten Führer, Keller und M. Hirzel, waren geschieden. Die Partei hatte die Redaction des schweizerischen Republikaners Julius Fröbel überlassen, aber dieser verfolgte im Verein mit seinen deutschen Parteigenossen damals eine so extreme doctrinär-radikale Politik, dass sie für die schweizerische Partei völlig ungeniessbar ward. In dem Verlage des litterarischen Comptoirs von Fröbel erschienen die „Ein und zwanzig Bogen aus der Schweiz“ von G. Herwegh, welche ganz unverhüllt das Christentum und die Monarchie als „himmlische und irdische Tyrannei“ dem Hasse der Völker zur Beseitigung empfahlen und von einer Allianz des deutschen philosophischen Geistes, welcher die Religion ausrotte, und des französischen politischen Geistes, welcher mit der Gleichheit Ernst mache und den Communismus herstelle, die Verbesserung der Welt erwarteten. Ebenso erschien damals in derselben Verlagshandlung die Schrift von Bruno Bauer: „Das entdeckte Christentum.“ Darin wird das religiöse Bewusstsein als eine Zusammensetzung „aus Neid und Bosheit“ erklärt und gesagt, die christliche Religion übertreffe alle anderen an Bosheit und Grausamkeit. Es steht darin der grauenhafte Satz: „Selbst der Name Gott, der nur erwähnt zu werden braucht, um wenigstens das Gefühl einer öden Langeweile zu erregen, muss zum Besten der menschlichen Heiterkeit und des Frohsinns gemieden werden.“ Der Republikaner äusserte sich mit weniger Offenheit, aber es bedurfte keines besonderen Scharfblicks, um durch die dünne Verhüllung die Züge desselben tollen Wesens zu erkennen, das sich in jenen Schriften austobte. Der liberal-conservative Beobachter aus der östlichen Schweiz

benutzte diese Auswüchse der Raserei, um den schweizerischen Radikalen die Abgründe aufzudecken, in welche die Lenker ihrer Presse sie hinunter zu reissen sich bemühten. Der Grosse Rat billigte es mit grosser Majorität, dass die Regierung dem politischen Flüchtling Herwegh nicht gestattete, das neutrale Asyl Zürich's zu revolutionären Angriffen auf die deutschen Staten auszubeuten. Noch entscheidender war es, dass die Führer der liberal-radikalen Partei im Grossen Rat sich öffentlich von jeder Gemeinschaft mit jenen Gedanken lossagten und erklärten, die gegenwärtige Redaction des Republikaners verfolge Tendenzen, welche sie nicht billigten. Fröbel trat daraufhin von der Redaction zurück.

Die liberal-conservative Partei dagegen hatte durch die Rohmer'sche Parteienlehre ein Princip gewonnen, mit dem sich höchst wirksam operieren und kämpfen liess. Sie war erfrischt und belebt durch neue Ideen. Die Überlegenheit ihrer Führer an Geist, Gewandtheit und Energie wurde auch von den Gegnern anerkannt.

Allerdings war diese Partei für sich zu schwach, um allein die Politik zu leiten. Eine gründliche Befriedigung forderte eine Verstärkung der liberalen Elemente, welche nur durch eine Verbindung mit den Liberal-Radikalen zu gewinnen war. Indessen war dieses Ziel, das ich nie aus den Augen verlor, offenbar näher gerückt, seitdem die reformatorischen Absichten der Regierungspartei deutlicher hervortraten, und die Oppositionspartei die communistischen und atheistischen Extreme von sich stiess.

Im Sommer war der deutsche Schneider W. Weitling, aus Magdeburg gebürtig, ein Agitator für den Communismus, nach Zürich gekommen in der Absicht, hier

eine neue communistische Schrift „das Evangelium des armen Sünders“ herauszugeben und einen communistischen Verein zu gründen. Schon vorher hatte er in Lausanne eine Brochüre veröffentlicht „Garantien der Harmonie und Freiheit“, in welcher er die communistischen Ideen und Plane verkündete. Als das Heil der Welt wird die durchgeführte Gleichheit Aller betrachtet, und demgemäss die Abschaffung des States, mit seiner die Ungleichheit voraussetzenden Unterordnung, des Geldes, des Eigentums, überhaupt der Umsturz aller bestehenden Ordnung empfohlen, und die Neubegründung einer neuen gleichen Gesellschaft ohne Stat, ohne Kirche, ohne Vaterland in voller gleicher Lebensgemeinschaft aller Menschen gepriesen.

Dass eine solche Umwälzung nicht durch geistige Mittel zu bewirken, sondern nur durch gewaltsame Aufstände der vermögenslosen fanatisierten Massen zu vollziehen sei, gestand Weitling offen zu. Als neues Gesetz verkündete er: „In jedem Dorf, in jeder Stadt und in jedem District, wo drei Viertel der Einwohner dafür stimmen, ihre Güter in Gemeinschaft zu geben, muss sich das letzte Viertel fügen.“ Wenn der Widerstand der Regierungen fortdaure, so droht er, einen fürchterlichen „Brander“ loszulassen und „eine Moral zu predigen, die noch Niemand zu predigen wagte, welche seiner Partei Streiter zuführen werde, deren Mitwirkung sie bis jetzt noch verabscheue.“ Die Brandstiftung der Pariser Petroleusen hat im Jahr 1871 eine schauerliche Illustration zu dieser Äusserung von 1843 geliefert.

Die Schweiz war für die Wühlerei deutscher Communisten deshalb als Versuchsfeld ausersehen worden, weil die Führer hofften, hier leicht unter den zahlreichen, von

der Heimat und der Familie abgelösten deutschen Gesellen einen Anhang zu finden, und in dem freien Lande auch weniger Hindernisse für ihr Treiben erwarteten. Im Übrigen war die Schweiz für den Communismus kein günstiger Boden. Die grosse Masse der Bürger war keineswegs vermögenslos, und jeder Hausvater war geneigt, wie für seine Familie einzustehen, so auch sein Vermögen gegen die Raubgier zu verteidigen. Auch die arbeitenden Classen, ohne Grund- und Capitalbesitz, fanden doch ausreichenden Lohn und hatten keinen Grund zur Verzweiflung.

Die Regierung hielt es für notwendig, ohne Verzug dieser drohenden Gefahr einer verbrecherischen, communistischen Wühlerei entgegenzuwirken. Weitling wurde verhaftet und dem Gerichte zur Bestrafung zugewiesen, das ihn schliesslich zu einer mehrwöchentlichen Haft verurteilte. Das Hauptmittel aber, welches gegen die Communisten ergriffen wurde, bestand in der Enthüllung ihrer Absichten und in der Veröffentlichung der bei Weitling vorgefundenen Correspondenz. Der Bericht der Regierungscommission „über die Communisten in der Schweiz", den ich verfasst habe, erkennt an, dass in den gegenwärtigen wirtschaftlichen Zuständen manche Übel sich zeigen, die einer Heilung bedürfen; aber er warnt zugleich davor, die Heilung von den Communisten zu erwarten, welche die Welt mit viel grösseren Übeln bedrohen.

Der Bericht weisst darauf hin, dass das Princip der Gleichheit aller Menschen, einseitig gefasst, notwendig in seinen logischen Folgerungen zum Communismus führe, und stellt der Wahrheit, dass alle Menschen als Menschen gleich seien und Alle ein Recht auf eine menschliche Existenz haben, die ergänzende Wahrheit gegenüber, dass

ebenso alle Menschen als Individuen ungleich seien, und dass daher neben jener natürlichen Gleichheit auch diese ebenfalls natürliche Verschiedenheit zu beachten sei. Damit ist in der That die Frage principiell in das rechte Licht gesetzt.

Diese Zurückweisung des communistischen Wahnsinns rief eine Menge von Schriften und Gegenschriften wach. Der Kampf des Stats gegen den Communismus wurde noch einige Jahre fortgesetzt, auch in anderen Cantonen der Schweiz. Die eigentliche communistische Schule konnte nirgends recht gedeihen; auch die radikalsten Schweizer bewährten doch den nationalen Charakterzug des Schweizers, welcher bekanntlich das Geld und den Vermögenserwerb hoch schätzt.

Eine Folge meiner Verhandlung in Wien über die Postverhältnisse zu Österreich war die Versammlung einer schweizerischen Postconferenz in Zürich im August 1843. Das Postwesen war damals noch nicht Sache des Bundes, sondern gehörte den Cantonen an. Eine allgemeine Reform war daher nur schwer möglich auf dem Wege der Verträge unter den Cantonen, der sogenannten Concordate. Zu diesem Behuf wurden die Vertreter der anderen Cantone nach Zürich eingeladen. Mir wurde die Ehre zu teil, die Conferenz zu präsidieren, welcher es wirklich gelang, den Transit zu erleichtern, die Taxen für Briefe zu ermässigen und zu vereinfachen und so der späteren durchgreifenderen Reform des Bundes vorzuarbeiten.

Meine besten Kräfte waren aber damals einer wichtigeren Reformbestrebung gewidmet, der Redaction des neuen privatrechtlichen Gesetzbuches für den Canton Zürich, die mir übertragen war. Auch der neue Grosse

Rat bestätigte den Auftrag. Der Parteihader, der sonst bei jeder Frage leicht entflammte, verstummte hier. Das Werk wurde von beiden Hauptparteien mit Vertrauen und Zuneigung betrachtet. In der Gesetzes-Commission sassen Conservative, Liberale, Absolutisten und Radikale friedlich beisammen, und niemals wurden die Abstimmungen nach den Stichwörtern und dem Commando der Parteiführer entschieden; jeder prüfte und erwog die Gründe und Meinungen der Anderen möglichst frei und unbefangen. Jeder wollte das Recht, Keiner einen Parteisieg. Die Meinung des Redacteurs fiel zwar bei den Anderen schwer in's Gewicht; aber auch der Redacteur liess sich willig belehren.

In dem Beobachter aus der östlichen Schweiz (Artikel vom 9. und 19. Januar und 2. und 6. Februar 1844) sprach ich mich aus:

1) Über die Aufgabe der neuen Gesetzbücher. Das Bedürfnis privatrechtlicher Gesetzbücher in der Schweiz, wie in Deutschland, wird darin durch den Hinweis auf die Verwirrung begründet, in welche die Rechtsbildung durch den Widerstreit römisch-rechtlicher, deutsch-rechtlicher und moderner Elemente geraten sei, welche nicht durch die Wissenschaft und die Schule, sondern nur durch die Gesetzgebung zu überwinden sei. Dem Gesetzgeber wird die liberale Aufgabe gestellt, unbekümmert um den Streit der Gelehrten in dem Quell des lebendigen Geistes zu schöpfen und von dem Bewusstsein der heutigen Menschheit aus das, was als notwendig mit Sicherheit erkannt ist, soweit es klar ist und zu dem ganzen Rechtssystem passt, soweit es wirklich volks- und zeitgemäss ist, als Gesetz neu auszusprechen und zur Anerkennung zu bringen.

2) Über die bisherigen neuen Gesetzbücher, das Preus-

sische Landrecht, das Österreichische Gesetzbuch und den Code Napoleon. Die Charakteristik und Wertschätzung dieser Werke weicht erheblich ab von der Savigny's. Insbesondere wird der Code civil der Franzosen viel günstiger beurteilt.

3) Über die bisherigen schweizerischen Gesetzbücher, die sich in der französischen Schweiz an den Code Napoleon, in der deutschen Schweiz an das Österreichische Gesetzbuch anlehnen, wenn auch im Einzelnen mit Beachtung der einheimischen Rechtsbildung und der neueren Wissenschaft.

4) In dem vierten Artikel wird der Vorsatz und die Aufgabe der Zürcherischen Redaction besprochen. Es soll ein neuer Versuch gemacht werden, den Widerstreit der römischen und deutschen Institutionen und Rechtssätze harmonisch auszugleichen und auf der Grundlage der geschichtlichen Entwickelung die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft zu befriedigen.

Aus meinen damaligen Aufzeichnungen erwähne ich einen Gedanken, der mich oft beschäftigt hat, die

„Sterblichkeit der geschichtlichen Familien".

„Wenn man nach dem Ursprung der gegenwärtig lebenden Geschlechter und Familien frägt, so überzeugt man sich sofort, dass sich derselbe im Dunkel der Vorzeit verliert. Wir wissen innerhalb der uns bekannten Geschichte der Menschheit von keinen neuen Schöpfungen von Menschen. Die heutigen Menschen sind mit den ersten Menschen durch eine lange, niemals abgebrochene Kette von Zeugungen verbunden. Sie sind die Nachkommen jener, nach dem semitischen Sprachgebrauch von

Adam und Eva. Insofern also sind alle vorhandenen Familien von gleichem Alter. Alle haben vieltausendjährige Ahnen.

„Aber zu einem ganz andern Ergebnis gelangt man, wenn man die gegenwärtigen Geschlechter und Familien nach ihrem geschichtlich bekannten Alter prüft und bemisst. Da bemerkt man, dass die enorme Mehrzahl derselben nur ein kurzes Alter geschichtlich nachzuweisen vermag, dass nur eine kleine Minderzahl sich auf ein geschichtliches Leben von mehreren Jahrhunderten berufen kann, dass Familien von über fünfhundertjähriger Geschichte schon sehr selten sind. In Zürich z. B. gibt es nur ganz wenige Familien, welche schon im dreizehnten Jahrhundert bekannt waren. In der Schweiz kenne ich einzig die Familie Tschudi, welche eine tausendjährige Geschichte hat, und keine Familie, welche in die Römerzeit hinaufreichte. Auch die berühmten Adels- und Fürstengeschlechter können sich nur ganz selten auf eine tausendjährige Geschichte berufen. Was will das heissen gegenüber jener unbezweifelten Voraussetzung eines vieltausendjährigen Zusammenhanges aller Familien mit den ursprünglichen Stammeseltern des Menschengeschlechts?

„Es besteht folglich ein Gegensatz der bekannten und der unbekannten Familien. Diese pflanzen sich durch die Jahrtausende ohne Ende im Stillen fort. Aber jene, die gewissermassen in das Licht der Geschichte eintreten und bekannt werden, verfallen dem Gesetze einer nach wenigen Jahrhunderten bemessenen Sterblichkeit. Die Kräfte der geschichtlichen Familien werden von der Geschichte aufgezehrt; und wenn sie ihre Eigentümlichkeit zu Tage gefördert und den Vorrat ihrer besonderen Familienanlage

im Leben erschöpft haben, gehen sie unter. Die Zeit verschlingt so ohne Erbarmen ihre Kinder.

„Dieses Gesetz der geschichtlichen raschen Sterblichkeit gilt unzweifelhaft für die höchsten geschichtlichen, für die europäisch-arischen Völker. Es gibt in Europa keine Familie, welche nachweisbar von den alten berühmten Hellenen, Römern, Kelten, Germanen abstammt. Ob es ebenso wirke bei den Semiten und bei den Chinesen und Indiern, bedarf der näheren Prüfung.

„Es scheint, dass die Völker und die Staten demselben Gesetze unterliegen.

„Wenn die Menschheit in ihre höhere Altersperiode eingetreten sein wird, — was freilich erst nach vielen Jahrtausenden geschehen sein wird —, dann werden die Familien, welche bis dahin fortwährend im Dunkel geblieben sind, endlich auch zu geschichtlichem Leben gelangen und ihre Eigenart entfalten. Die Unterlage geht dann in die Eigenschaft über und wird von deren Leben aufgezehrt. Das Alter der Menschheit wird demokratisch sein, indem es auch die tieferen Schichten der Bevölkerung zu geschichtlicher Bedeutung emporhebt. Ist das geschehen, dann sind auch die Kräfte ausgeschöpft und verbraucht, welche der Anlage der Menschheit eingepflanzt sind. Dann ist auch die Geschichte der Menschheit zum Ende gekommen.“ —

Mit Theodor Rohmer, der noch eine Weile in Zürich zurückgeblieben war, dann aber seinem Bruder nach München nachfolgte, wurden psychologische Studien getrieben und Anwendungen der XVI Grundkräfte auf menschliche Erscheinungen und Werke versucht. Aus den Mitteilungen von Friedrich Rohmer ergab sich, dass er

immer noch den Stein des Sisyphus, die „Logik“, den Berg hinaufwälze, ohne zur Ruhe zu kommen. Der Grundfehler der Speculation (Anfang und Ende), Gott als Unterlage zu fassen, so dass dann der Mensch und die Natur als Eigenschaft daraus hervorging, war noch nicht erkannt. Vergebens mühte er sich ab, um auf dieser Basis den Bau der logischen Erkenntnis aufzuführen. Was er immer für künstliche Mittel erfand, um dem Bau festen Halt zu verschaffen, es half Nichts. Das Gezimmer versank in dem weichen Boden, wie in einem Sumpf.

Dagegen wurde die Psychologie mit neuen Findungen bereichert. Insbesondere trat der Gegensatz der Menschen mit Geistesströmung und der Menschen mit Gemütsströmung nun bedeutsam hervor und bewirkte sogar eine Änderung in der Urliste. Dieser Gegensatz beruht nicht auf der individuellen Begabung mit höheren oder niederen Geistes- oder Gemütseigenschaften. Es können zwei Menschen individuell gleich begabt und dennoch verschieden sein, indem in dem einen die Bewegung seiner geistigen und gemütlichen Kräfte entweder von oben nach unten (vom Kopf zum Leib), oder von unten nach oben (vom Leib zum Kopf) geht. In der Sprache zeigt sich der Gegensatz äusserlich in den Brusttönen und Kopftönen; jene weisen eher auf Gemüts-, diese auf Geistesströmung hin. Menschen mit Geistesströmung zeigen anfangs eine überlegene Kälte, ein scharfes Wissen, eine sichere Herrschaft über sich und Andere. Ihre Gemütskräfte bleiben zunächst verborgen und kommen erst zum Vorschein, wenn sie auf ernsten Widerstand stossen. Friedrich der Grosse, Lessing, Goethe, Voltaire waren offenbar Menschen mit solcher Geistesströmung.

Bei den Menschen mit Gemütsströmung dagegen geht die Bewegung der Kräfte von der Gruppe der aufnehmenden Geisteskräfte des inneren Kopfes (Aug, Phantasie, Combination, Gehör) in der Richtung nach den männlichen Gemütskräften vorwärts und empfängt von diesen ihre entscheidende Macht. Tief religiöse Individuen, aber auch manche Feldherren und viele grosse Redner haben offenbar Gemütsströmung z. B. Mohammed, Gregor VII., Luther, Gustav Adolf. Bei den Frauen überwiegt die Gemüts-, bei den Männern die Geistesströmung; aber sehr oft zeigt sich bei Neigungsehen, dass der Mann mit Geistesströmung eine Frau liebt mit Gemütsströmung, oder umgekehrt ein Mann mit Gemütsströmung eine Frau mit Geistesströmung. Wer die Menschen in ihrem Gebahren und Handeln beobachtet, wird sich hier bald zurechtfinden.

Diese Findung hatte, was mich besonders interessierte, einen bedeutenden Einfluss auf die psychologische Bestimmung der Natur von Christus.

Früher schon wurden viele psychologische Untersuchungen gemacht, um die individuelle Art, insbesondere der grossen Weltgenies zu ergründen. Man nahm an, dass diese Individuen, im Gegensatze zu den gewöhnlichen Menschen, durchweg durch eine vollständige und organisch richtige Premirung die höchst-mögliche Personification je einer Entwickelungsstufe (d. i. eines Weltalters) darstellen. Die Typen der Urliste erhielten so eine weltgeschichtliche Repräsentation. Auch Jesus Christus wurde so eingereiht. Da er als Religionsstifter und vorzugsweise durch seine Liebe und Selbstaufopferung die Welt bewegt hatte, so wurde er aufgefasst als Personification der höchsten Gemütskraft, welche in der Urliste Geschlechtssinn genannt

wurde. Er hatte gegen Ende des Weltalters gelebt, in welchem ebenfalls der Geschlechtssinn als die herrschende Kraft wirkte. Seine Bedeutung schien somit erklärt, indem man annahm, er habe in organisch vollkommener Weise Geschlechtssinn in der Sprache.

Aber damit war die alte Kirchenlehre in offenbarem Widerspruch, welche vielmehr Christus als den Logos, das lebendige Wort Gottes verehrte, ähnlich wie die alten Brahmanen sich selber als aus dem Munde Gottes entstanden, als Geistessöhne Gottes betrachtet hatten. In der Rohmer'schen Psychologie bedeutete das Sprache in der Sprache d. h. die denkbar höchste, göttlichste Offenbarung des Geistes.

Nach der Findung des Unterschiedes von Geistes- und Gemütsströmung gelangte Friedrich Rohmer nun zu der Vorstellung, Christus sei wirklich Sprache in der Sprache, aber mit Gemütsströmung, und deshalb höchster religiöser (nicht wissenschaftlicher) Geist.

War er Sprache in der Sprache, dann war er nach der Urliste zugleich Geschlechtssinn im Geschlechtssinn, und es war zugleich erklärt, dass sein Tod als höchstes Selbstopfer die unermessliche Bedeutung für die Entwickelung des Christentums bekommen hatte.

Als wirkliche Repräsentanten des dem Zeitalter entsprechenden Typus Geschlechtssinn in der Sprache mochten dann eher Alexander der Grosse und in zweiter Linie Julius Cäsar gelten.

Das Ergebnis dieser Prüfung erforderte noch weitere Überlegung. Aber vorerst wirkte dasselbe doch beruhigend.

Auch das Verhältnis von Stat und Kirche empfing von dieser Unterscheidung ein neues Licht. Der Stat ist

offenbar, seiner Idee nach, das Reich mit Geistesströmung, die Kirche das Reich mit Gemütsströmung. Deshalb ist die Kirche mit logischen und wissenschaftlichen Mitteln nicht zu überwinden. Sie lässt sich von ihrem gemütlichen Drang bestimmen.

Über diese und verwandte Dinge wurde viel auch mit Fritz gesprochen, den ich am Jahresschluss 1843 in München besuchte. Ich erhielt damals in München die günstigsten Eindrücke von seiner Person. Er schien mir einfacher, natürlicher, menschlicher geworden zu sein. Er schien das Überspannte und Überreizte in seiner Erscheinung abgelegt zu haben. Offenbar hatte er nun den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht. Dabei strahlte sein Geist im hellsten Glanze. Er sprach das Bewusstsein aus, dass er den Beruf habe, die Wissenschaft zu befreien. Er wollte eine Stiftung gründen für die „frei gewordene Wissenschaft", die ihn überleben und die errungene Geistesfreiheit für die künftigen Geschlechter sichern sollte. Ich kam ganz erfrischt und wie verjüngt nach Hause zurück.

Auch Frau Mathilde Rohmer erschien mir bei diesem Besuche bedeutender als früher. Ihr Hauswesen machte einen im Ganzen wohlthuenden Eindruck, obwohl das richtige Verhältnis des grossen Regimentes, das dem Manne zukommt, und des kleinen Regimentes, das der Frau gebührt, noch nicht zu völlig klarer Ausscheidung gelangt war.

27.

Politische Aufgaben und Hindernisse. Versuch der Schulreform zur Pacification gescheitert. Die eidgenössische Lage. Bern und Luzern. Vortreten der Extreme. Die Jesuitenberufung Luzerns und der Antrag Aargaus auf Verbot des Jesuitenordens. Haltung Zürichs. Meine Auffassung. Der erste Freischarenputsch. Stärkung des Radikalismus. Die Bürgermeisterwahl in Zürich. Meine und die Niederlage der Liberal-Conservativen.

Im Jahr 1845 ging die vorörtliche Leitung der Schweiz an die Regierung des Cantons Zürich über. Für diese entscheidende Periode sollte dieselbe alle vorhandenen Kräfte des Geistes und Charakters sammeln und anstrengen. Das war freilich nur möglich, wenn eine Verständigung der beiden Hauptparteien erreichbar war. Dann verwandelte sich die anfängliche Formel $+ 1 - 1 = 0$ in die active Formel $1 + 1 = 2$.

In solcher Absicht fasste ich den Entschluss, mit den Führern der liberal-radikalen Partei im Grossen Rat, Dr. Furrer und alt Regierungsrat Weiss, zu unterhandeln. Die Leitung des Volksschulwesens war offenbar der Hauptstreit der beiden Parteien. Konnte hier eine grundsätzliche Vermittlung erreicht werden, so war es nicht mehr schwer, die Pacification des Cantons zu vollenden.

An diesem schwierigen Punkte versuchte ich die Heilung. Ich schlug eine neue Organisation des Erziehungsrates vor in dem Sinne, dass eine engere Behörde von 7 Mitgliedern mit Rücksicht sowohl auf die höheren Schulen (Universität und Gymnasien), als auf die Volksschule gewählt werde zur eigentlichen Geschäftsleitung und zum Behuf des persönlichen Verkehrs der Erziehungsräte als Schulaufsicht mit den Lehrern, und dass sodann eine con-

trolierende und in wichtigen Sachen mitwirkende weitere Behörde aus Vertretern der Geistlichkeit, der Lehrerschaft und des Landes dem engeren Rate beigeordnet werde. Wissenschaftliche und geistige Freiheit und zugleich Bewahrung der christlichen Religion sollten als Grundprincipien der Volksschule anerkannt bleiben. Wurde diese Änderung beschlossen, so konnte bei der Neubesetzung volle Rücksicht auf die beiden Parteien genommen und ein friedliches Zusammenwirken derselben erreicht werden.

Die beiden Führer der liberal-radikalen Partei hatten sich nicht abgeneigt gezeigt, zu einer solchen Vermittlung auch ihrerseits die Hand zu bieten, aber sie konnten ohne Anfrage bei ihren Parteifreunden keine bindende Zusage geben.

In der Herbstsitzung des Jahres 1844 brachte ich den Antrag durch eine persönliche Motion in den Grossen Rat. Aber als ich in einer Parteiversammlung der Liberal-Conservativen meine Ansichten entwickelte, erklärten viele Mitglieder der Partei, sie würden dem Antrag nur dann beistimmen, wenn ich gleichzeitig die Beseitigung der Schulsynode beantrage. Ich beging den politischen Fehler, diesem Begehren zu willfahren, statt einfach auf dem ursprünglichen Antrag zu beharren. Ich selber legte auf die Existenz der Schulsynode keinen hohen Wert und gab dieselbe daher allzu leicht den Beschwerden der Erziehungsräte und den Angriffen der Befreundeten preis. Ich bedachte zu wenig, dass dadurch die Motion für die liberal-radikale Partei einen gehässigen Ausdruck erhalte und unannehmbar werde. Hätte ich den ursprünglichen Plan trotz des Widerspruchs meiner Partei rein durchgeführt, so hätte ich wahrscheinlich einen vielleicht entscheidenden

Erfolg erzielt. Ein grosser Teil der Liberal-Conservativen hätte mir doch zugestimmt, und sicher wäre ebenfalls ein grosser Teil der Liberal-Radikalen beigetreten. Gerade diese Verbindung der mittleren Parteien entgegen den Extremen hätte meinem Herzenswunsch entsprochen. Nun aber widersetzte sich die ganze liberal-radikale Partei der Motion, und jene wurde überdem von einer Anzahl Stimmen unterstützt, die überhaupt keine Änderung wollten. So fiel die Motion mit 94 gegen 90 Stimmen durch, und, was wichtiger war, mein Versuch einer innern Vermittlung der Parteien war gescheitert.

Wäre der Plan, wie er ursprünglich gedacht war, durchgeführt worden, so war der entscheidende feste Boden gefunden, auf welchem ein friedliches und freundliches Zusammenwirken der Conservativen und der Liberalen fortbauen konnte. Die Richtung der Vermittlung und Einigung der besseren Elemente in beiden Parteien wäre unaufhaltsam und unwiderstehlich vorwärts geschritten. Die ganze zürcherische und vielleicht die eidgenössische Politik hätte eine andere Wendung bekommen. Alle diese Aussichten verdunkelten sich infolge jenes Fehlers, dessen Grösse und Tragweite mir zu spät klar geworden ist.

Immerhin blieb die Pacification des Cantons Zürich das nächste Ziel meiner Politik. Sie sollte eine Station sein auf dem Wege der Pacification der Schweiz. Gelang es dort, die Liberalen und die Conservativen zu versöhnen und zu verbinden und die radikalen und absolutistischen Extreme unterzuordnen, so schien es möglich, denselben Erfolg mit denselben Mitteln in der Schweiz zu erreichen. Dann war Zürich berufen, als Vorort diese Politik durchzuführen.

Die beiden anderen Vororte Bern und Luzern standen sich zur Zeit schroff gegenüber. Obwohl der Volkscharakter der Berner nach dem Zeugnis einer mehrhundertjährigen Geschichte, welches durch die nähere Bekanntschaft mit Bernischen Stats- und Volksmännern bestätigt ward, eher conservativ als liberal ist, und mehr durch männlichen Charakter als durch geistige Anlage sich auszeichnet, so stand damals noch der Schultheiss Neuhaus an der Spitze der Republik, dessen Ideen der revolutionären Doctrin der Franzosen entnommen waren. Er war entschlossen, den Radikalismus nötigenfalls mit den Bajonetten Berns zu stützen. Es drohte im Jahr 1844 in der That ein Gewaltact Berns gegen Luzern, der denn auch zu Ende des Jahres, zwar nicht mehr als Statsaction Berns, aber als gewaltsamer Freischarenzug sich entlud.

Dem Schultheissen von Bern stand der neugewählte Schultheiss von Luzern, Constantin Siegwart Müller entgegen, das Haupt der katholischen Partei in der Schweiz — freilich nur das äusserlich-sichtbare Haupt, hinter welchem der Jesuitenorden als lenkende Macht sich verbarg. Siegwart, ein geborner Urner, hatte sich durch seine Geschäftsgewandtheit und durch seine ungewöhnliche Begabung in der damals noch die katholische, später die ultramontane genannten Partei, in der es sehr wenig wissenschaftlich gebildete Männer gab, rasch emporgeschwungen und nun die höchste Stellung in der Schweiz als vorörtlicher Bundespräsident erreicht.

Die Tagsatzung des Jahres 1844 hatte sich in der Aargauischen Klosterfrage durch die Wiederherstellung der Frauenklöster als befriedigt und den ganzen Klosterstreit als erledigt erklärt. Indessen waren die katholischen Can-

tone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freyburg, denen sich später Wallis anschloss, durch diesen Spruch nicht zufrieden gestellt. Sie fühlten sich in ihren durch die Bundesverfassung garantierten Rechten noch schwer verletzt und forderten weiter noch die Herstellung auch der Männerklöster im Aargau. Ein gemeinsames Kreisschreiben dieser Stände begründete die Forderung.

Der Canton Aargau begegnete dieser Drohung durch einen kühnen neuen Angriff gegen die katholische Partei. Im Mai 1844 stellte der Seminardirector Keller in dem Grossen Rat zu Aarau die Motion, an sämtliche eidgenössische Stände das Begehren zu richten, dass der Jesuitenorden in der Schweiz von Bundeswegen aufgehoben und ausgewiesen werde. Die Motion wurde mit grosser Mehrheit gutgeheissen. Der Feldzug wider die Jesuiten war eröffnet.

Man konnte rechtlich einwenden, dass dieser Antrag in dem bestehenden Bundesrechte keine Begründung habe und eine Verletzung der anerkannten Cantonalsouveränetät sei. Es konnte in moralischer Hinsicht anstössig erscheinen, dass derselbe Canton, der schon einmal den confessionellen Frieden der Schweiz ernstlich gefährdet hatte, neuerdings durch einen zweiten Angriff den confessionellen Hader entzündete. Aber man konnte die politische Wahrnehmung nicht bestreiten, dass der Schachzug geschickt und überaus wirksam war. Die Besorgnis vor den Umtrieben des unheimlichen Ordens konnte leicht geweckt und gereizt, und die Instincte des Volks, welche in den Jesuiten die geborenen Feinde jeder geistigen und politischen Freiheit und der ganzen modernen Cultur witterten, aufgeregt werden. Diese Stimmungen und Neigungen kamen

der radikalen Partei sehr zu statten, welcher man die entschiedenste Energie in der Bekämpfung der Jesuiten zutraute.

Zürich, obwohl seines reformierten Charakters und seines reformatorischen Geistes wohl bewusst, verhielt sich damals noch sehr kühl dem Aargauischen Antrage gegenüber. Die Regierung trug dem Grossen Rate eine Instruction für die Zürcherischen Tagsatzungsgesandten an, welche anerkannte, dass der Jesuitenorden die friedliche Stimmung der beiden Confessionen verbittere und die freie Entwickelung einer nationalen Politik störe. Sie spricht den Wunsch aus, dass die eidgenössischen Stände, welche die Jesuiten aufgenommen haben, sich dem Einfluss derselben entziehen, und dass einem weiteren Umsichgreifen des Ordens gewehrt werde. Aber zu zwingenden Beschlüssen der Tagsatzung könne Zürich die Hand nicht bieten, da die Bundesverfassung einen solchen Eingriff in die Souveränetät der Cantone nicht gestatte.

Diese Instruction wurde von dem Grossen Rate gutgeheissen mit 97 gegen 78 Stimmen. Auch die liberalradikale Partei wagte damals noch nicht, dem Aargauischen Antrage zuzustimmen. Sie begnügte sich, für die Zukunft dem Bunde ein Einschreiten vorzubehalten, wenn die Stände, welche Jesuiten haben, dieselben nicht überwachen und sie nicht verhindern, den inneren Frieden zu stören.

Auf Antrag Zürichs beschloss die Tagsatzung mit 17 (und zwei halben) Stimmen, auf den Antrag von Aargau, der nur von Baselland unterstützt ward, nicht einzutreten.

Damit war die gefährliche Streitfrage vorerst zur Seite geschoben. Aber es gab eine entzündliche Stelle,

welche leicht neuerdings und weit gefährlicher als bisher den Streit erneuern konnte. Es wurde damals die Berufung der Jesuiten für die theologische Abteilung des Lyceum's und für das Priesterseminar im Canton Luzern betrieben. Als Agitator diente den Jesuiten der einflussreiche Bauer Leu von Ebersol, Mitglied des Grossen Rates, mit dem sich nun Siegwart Müller verband. Die Missionen der Jesuiten entflammten den kirchlichen Eifer der Landleute. Diese hofften von den Jesuiten die Rettung vor den Gefahren der Irreligiosität und des Unglaubens. Eine Zeit lang waren auch in der Regierung und in dem Grossen Rate Luzerns die Meinungen stark geteilt und der Parteikampf wogte hin und her.

Ich machte damals über diesen Kampf folgende Bemerkung:

„Die Berufung der Jesuiten nach Luzern ist der entgegengesetzte Pol und das Widerspiel der Berufung des Dr. Strauss nach Zürich.

„Dort wie hier handelt es sich nicht um ein paar Professoren, nicht um eine theologische Farbe oder Methode.

„In Zürich handelte es sich um den Triumph eines Princips, mit welchem der Fortbestand der christlichen Religion und die Existenz der reformierten Kirche unverträglich schien. Der Instinct des Zürichervolks erkannte die innere Gefahr, welche den Protestantismus bedrohte, und stand mit Macht gegen jene Berufung auf.

„In Luzern handelt es sich um den Triumph eines Princips, welches in seinen Folgen mit der Unabhängigkeit des Stats und mit dem politischen Frieden der Eidgenossenschaft unverträglich ist. Der Instinct des Schweizervolks erkennt diese Gefahr.

„So wenig Zürich, aus dem die Reformation hervorgegangen ist, dem Straussentum und dem Nihilismus verfallen durfte, so wenig darf der katholische Vorort Luzern dem Jesuitismus verfallen.

„Beide Extreme müssen überwunden werden. Das eine ist überwunden, das andere muss erst überwunden werden. Würde die katholische Schweiz die Gefahr ebenso deutlich einsehen, wie die protestantische die ihrige, und sich in Masse erheben, wie die Züricher das gethan haben, so wäre Alles gut und sogar ein rascher Aufstand nicht das grösste Unglück. Die Schwierigkeit ist, dass die Reformierten die neue Gefahr sehr heftig verspüren, aber die Masse der Katholiken sie nicht bemerkt. Würden die Reformierten allein vorgehen, so würde das naheliegende Missverständnis entstehen, es wollen die Reformierten den Katholiken in einer katholischen Sache Zwang anthun."

Während mich die radikale Presse als heimlichen Jesuitenfreund verdächtigte, arbeitete ich im Stillen, soweit mein Einfluss reichte, dahin, den katholischen Führern klar zu machen, dass nur der Verzicht auf die Jesuitenberufung den confessionellen Frieden erhalten könne.

Inzwischen siegte in Luzern die Allianz der Jesuiten mit der glaubenseifrigen Demokratie. Vergeblich hatten zuletzt noch die Gegner der Jesuitenberufung gehofft, der Orden werde die von dem Grossen Rate gestellte Bedingung, dass sich die Jesuiten den Gesetzen des Cantons und der Statsverfassung gleich allen anderen Ordens- und Weltgeistlichen unterwerfen, nicht annehmen. Auf eine vorläufige Anfrage hatte der Jesuitengeneral Rootenhaan erklärt, der Orden müsse jede Statsaufsicht ablehnen. Trotzdem ging er nun auf jene Bedingung ein. Im October 1844

genehmigte der Grosse Rat von Luzern den Vertrag mit den Jesuiten. Der Vetosturm, den die Liberalen gegen das Gesetz in Bewegung brachten, war zu schwach. Zu einer Verwerfung des Gesetzes waren 13,116 Stimmen erforderlich. Die Gegner desselben brachten es vorerst nur zu 7,985 Stimmen.

Damit war für Luzern die verhängnisvolle Frage entschieden, nicht für die Schweiz.

Die radikale Verschwörung und der erste Putsch der Freischaren, welche in der Nacht vom 7. auf den 8. December noch während der Volksabstimmung losbrachen, waren kopflos geplant und schlecht ausgeführt. Sie endigten mit einer kläglichen Niederlage und vermochten nicht das Resultat der Abstimmung zu ändern.

Aber der Sieg des kirchlich-jesuitischen Absolutismus in Luzern empörte die protestantischen Schweizer und erneuerte die Macht und das Ansehen der Radikalen, von denen man die entschlossenste Bekämpfung jener verderblichen Richtung erwartete. Der Rückschlag wurde sofort in Zürich empfunden.

Schon zur Zeit des Aufstandes der Freischaren war der Ausbruch des schweizerischen Bürgerkrieges nahe. Die Regierungen von Bern und Aargau hatten, in Erwartung der bevorstehenden Ereignisse, bereits einen Teil ihrer Milizen aufgeboten. Auch Luzern rüstete, um in Verbindung mit den Urcantonen sich zu verteidigen. Im Angesicht dieser Rüstungen bot auch die liberal-conservative Züricherregierung einige Bataillone Truppen auf und suchte die östlichen Cantone der Schweiz zu gemeinsamer Machtentfaltung zu veranlassen, in der ausgesprochenen Absicht,

den Frieden der Schweiz zu sichern und die inneren Fragen auf bundesmässigen Wegen zu erledigen.

Als Berichterstatter im Grossen Rate hatte ich diese Massregeln zu vertreten. Dieselben wurden einstimmig gebilligt. Die rasche Auflösung und Flucht der Freischaren verhinderte jedes Vorgehen, Bern und Aargau entliessen ihre Truppen. Auch Zürich rüstete wieder ab.

Aber der Unwille über den Sieg der Ultramontanen in Luzern war stärker, als die Entrüstung über den frevelhaften Friedensbruch. Die liberal-radikale Partei erkannte die Gunst des Moments. Sie bemächtigte sich der Führung in dem erneuten Kampfe, der nun begann. Auch in dem Zürcherischen Grossen Rate traten nun die schwankenden Schaukelmänner zu ihr über.

In diesen Moment fiel die neue Bürgermeisterwahl. Da der bisherige erste Bürgermeister von Muralt zurücktrat, so musste eine neue Besetzung des höchsten Amtes vorgenommen werden. Ich war der Candidat der Liberal-Conservativen, die bisher die Mehrheit besessen hatten. Vor dem Luzernerbeschluss wäre meine Wahl schwerlich bestritten worden, die Mehrheit jedenfalls sicher gewesen. Aber jetzt verlangte die liberal-radikale Partei einen Bürgermeister aus ihrer Mitte, und sie setzte diesen Willen durch. Mit 99 Stimmen wurde der Regierungsrat Dr. Zehnder, nachdem 5 Wahlgänge ohne Resultat geblieben waren, weil die absolute Mehrheit nicht zu stande kam, endlich im sechsten Scrutinium gewählt. Für mich traten nur 97 Stimmen ein. Die lebhafte Teilnahme und das zweifelhafte Schwanken des heftigen Wahlkampfes bewiesen für die grosse politische Bedeutung, welche dem Ausgange zugeschrieben wurde.

Es war die Wendung in dem Verhältnis der Parteien vollzogen. Die liberal-conservative Partei, bisher noch in der Herrschaft, war von der liberal-radikalen geschlagen worden. Die Macht der ersten war im Sinken, die der letzten im Aufsteigen begriffen.

Alle meine Plane, welche ich im Stillen vorbereitet hatte, auf Befriedigung des Cantons und Reform des Bundes waren aussichtslos geworden. Sie waren nur durchzuführen, wenn ich anerkannt war als der verfassungsmässige Leiter der inneren Politik und als der erste vorortliche Magistrat der Eidgenossenschaft. Ich war mir der entscheidenden Niederlage wohl bewusst, und ich empfand den Schmerz dieses Missgeschicks um so tiefer, je ernster ich mich für die Ziele vorbereitet hatte, die ich in der erhöhten Stellung für Zürich und die Schweiz zu erreichen gehofft hatte.

Der persönliche Trost, der mir in derselben Sitzung des Grossen Rates zu Teil wurde, indem ich unmittelbar nachher zum Präsidenten des Grossen Rats für 1845 mit 101 Stimmen gewählt wurde gegen Dr. Furrer, das geistige Haupt der Liberal-Radikalen, konnte an der Hauptsache nichts ändern.

28.

Rücktrittsfrage. Ursprüngliche Ansichten und Vorsätze mit Bezug auf die Bürgermeisterwahl. Erneute Agitation. Der Vorort Zürich. Sein Kreisschreiben. Eine Abordnung Berns in Zürich. Meine Unterhandlung in Luzern. Leu. Kampf im Grossen Rate. Sieg des radikalen Antrags. Auch in Bern und Waadt Umschwung zu Gunsten des Radikalismus. Die ausserordentliche

Tagsatzung in Zürich. Ohnmacht derselben. Der zweite Freischarenzug gegen Luzern. Die Niederlage der Freischaren führt zu Siegen der Radikalen. Mein Austritt aus der Regierung.

Der Austritt aus der Regierung, für deren Politik vorzugsweise ich in der öffentlichen Meinung verantwortlich gemacht wurde — nicht immer mit Recht, da mein persönlicher Einfluss doch vielfältig bestritten oder gehemmt ward —, war nach der Niederlage bei der Bürgermeisterwahl aus politischen und persönlichen Gründen die richtige Folge. Meine Einsicht und meine Neigung rieten mir das. Dennoch liess ich mich durch die drängenden Bitten der Partei und infolge der Wahl zum Präsidenten des Grossen Rats noch bewegen, eine Weile auszuharren. Die Besorgnis, dass der Austritt in diesem Augenblicke von den Einen als Desertion missdeutet, von den Anderen aus gekränktem Ehrgeiz oder gar Eitelkeit erklärt werde, mochte dabei mitwirken, vielleicht unbewusst. Aber nie sollte ein Statsmann durch solche Rücksichten sich bestimmen lassen. Die Gelegenheit des Austritts liess indessen nicht lange auf sich warten. Wie ich darüber dachte, zeigt ein Eintrag, den ich noch vor dem Luzerner Putsche in mein Tagebuch schrieb:

28. Nov. 1844: „Die Gegenwart erinnert mich an die letzten Zeiten der helvetischen Periode. Die Grundfrage ist die: Ist die Mediation, die wiederum nötig und reif geworden ist, von Innen heraus möglich, oder kommt sie nochmals von Aussen herein? Diese Frage muss durch die That beantwortet werden. Die Mediation muss von Innen heraus ernst und vorsichtig versucht werden. Wäre sie nicht möglich, so würde die Mediation von Aussen unvermeidlich, und dann wehe der Schweiz!“

„Soll die Mediation von Zürich aus beginnen, so muss Zürich selber vorher pacificiert werden. Gelingt das hier, dann ist das ein wichtiges Vorspiel und eine grosse Förderung der schweizerischen Vermittlung.“

„Die Wahlen im December werden entscheidend sein.

„Entweder 1) ich falle durch (bei der Bürgermeisterwahl). Dann muss ich vorderhand auf diesen Gedanken verzichten. Ich trete aus der Regierung aus und werde Haupt der conservativen Opposition im Grossen Rate, führe diese ganz ruhig, aber sehr stark und nobel, und warte auf Ereignisse.

2) Oder ich werde gewählt mit einem kräftigen Mehr. Dann eröffne ich lediglich meinen Entschluss, dass ich die Stelle eines Parteiführers nun niederlege und als Bürgermeister den Frieden der Parteien anstrebe und denselben Vorschläge machen werde.

3) Oder ich werde gewählt, aber nur mit ein paar Stimmen oder Einer Stimme Mehrheit. Dann werde ich dem Grossen Rate Eröffnungen machen über meine Absicht, den Frieden durchzusetzen. Ich frage denselben, ob er d. h. ob beide Parteien darauf eingehen wollen oder nicht. Im ersten Fall nehme ich die Stelle an; im zweiten Fall schlage ich sie aus und ziehe mich in die bisherige Parteistellung zurück.

„An dem Tage meiner Wahl soll die Bürgermeisterwürde auch in dem Falle wachsen, wenn ich ausschlagen muss.“

Ich hatte damals ausser den politischen Reformen auch noch andere Projecte erwogen. Insbesondere wollte ich die Gründung einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften anregen. Diese sollte aus dreizehn

ordentlichen Mitgliedern und einer unbestimmten Zahl von Ehrenmitgliedern bestehen. Die Akademie hat die Aufgabe, das wissenschaftliche Leben zu fördern, den Bundes- und den Cantonalbehörden als wissenschaftlicher Rat zu dienen und die höheren Lehranstalten der Schweiz unter einander zu verbinden. Die Mitglieder versammeln sich jährlich zur Zeit der Versammlung der Tagsatzung in der vorörtlichen Stadt. Die Akademiker erhalten keine Besoldung, aber Entschädigung der Reisekosten und Taggelder. Die Ehrenmitglieder haben beratende, aber nicht entscheidende Stimme in den Sitzungen. Ausserdem werden noch Correspondenten erwählt. Die Wahlen werden der Akademie selbst überlassen, mit Genehmigung der Tagsatzung. Die Akademie teilt sich in drei oder vier Sectionen: a) für politische und historische Wissenschaften, b) für mathematische und Naturwissenschaften, c) für schöne Litteratur, vielleicht auch d) für pädagogische, philosophische und theologische Wissenschaften.

Die Krisis, in welche die Schweiz geraten war, nötigte dazu, diese und ähnliche Projecte zu vertagen.

Der verunglückte Freischarenputsch schreckte von neuen ähnlichen Unternehmungen nicht ab. Der leichte Sieg der Luzerner Regierung reizte vielmehr zur Erneuerung des Kampfes. Die Gährung in den umliegenden Cantonen Aargau, Bern, Zürich wurde heftiger. Überall wurden Volksversammlungen gehalten und die Massen durch radikale Redner aufgeregt. Ein Volksverein zur Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz wurde organisiert und verbreitete sich rasch über einen grossen Teil der Schweiz. Da von der Tagsatzung und den Cantonen keine Hilfe gehofft ward, so wollte die erregte Menge zur Selbsthilfe

greifen. Neuerdings wurden im Stillen Freiwillige geworben, welche, zu Freischaren geordnet, bestimmt waren, den Angriff auf Luzern zu erneuern.

In dieser gefährlichen Zeit war zu Neujahr 1845 die vorörtliche Leitung auf Zürich übergegangen. In der zürcherischen Regierung und in dem eidgenössischen Statsrate, deren Mitglied ich war, hatte die liberal-conservative Partei, trotz der Dezemberwahlen, noch die Mehrheit, daher auch die Verantwortlichkeit für die Regierungs- und Vorortspolitik zu übernehmen.

Die beiden Hauptfragen bezogen sich auf die Freischaren und die Jesuiten. Man einigte sich damals noch verhältnismässig leicht und rasch, dass der Vorort verpflichtet sei, jeden gewaltsamen Einbruch von bewaffneten Volkshaufen in einen eidgenössischen Canton zu untersagen und nötigenfalls zu hindern. Die Haltung der fremden Mächte mahnte auch die zur Vorsicht, welche mit einer gewaltsamen Volksbewegung sympathisierten. Für den Fall eines revolutionären Bürgerkrieges stand die Intervention der Grossmächte in naher Aussicht. Die Äusserungen der fremden Gesandten liessen darüber kaum einen Zweifel bestehen. Aber wenn die vorörtliche Regierung zu energischen Massregeln greifen wollte, um das Bundesrecht gegen Friedensbruch zu sichern, so stiess sie doch immer auf einen offenen Widerspruch oder auf geheimen Widerstand der Radikalen. Da die Autorität dieser in den Massen während der Krisis fortwährend im Wachsen begriffen war, so wurde dadurch die Thatkraft der Regierung erheblich geschwächt.

Das Unglück war, dass in der Jesuitenfrage eine Verständigung nicht möglich war. Beide Parteien waren wohl

darüber einig, dass der Jesuitenorden ein fremdartiges, den Stat und den kirchlichen Frieden bedrohendes Element, und dass die Berufung der Jesuiten an die theologischen Schulen Luzerns ein Übel sei, welches die Eidgenossenschaft um so schwerer empfinde, weil Luzern der katholische Vorort und als solcher zu freundlichen Rücksichten gegen die schweizerische Bevölkerung verpflichtet sei.

Aber ich konnte mich nicht davon überzeugen, dass die Eidgenossenschaft berechtigt sei, einen zwingenden, die Souveränetät der Cantone beugenden Ausweisungsbeschluss zu fassen. Ich betrachtete einen solchen Beschluss als eine schwere Verletzung der seit Jahrhunderten in der Schweiz anerkannten Grundbedingung des confessionellen Friedens, wonach jeder Stand in Glaubenssachen frei sei, und nie eine Mehrheit der Minderheit in solchen Dingen Vorschriften geben dürfe. Derselbe schien mir ebenso unvereinbar mit dem geltenden Verfassungsrecht. Ich besorgte, dass ein Bruch dieses Rechtes zu einem Bürgerkriege führen müsste und wahrscheinlich dann eine fremde Intervention im Gefolge hätte. Diesen Gefahren wollte ich nach Kräften vorbeugen.

Ich schrieb damals in mein Tagebuch:

„Ich bin kein Legist. So sehr ich die Wichtigkeit auch des Buchstabens des eidgenössischen Bundesvertrags anerkenne, er allein würde mich in einem grossen kritischen Momente, wo der Eidgenossenschaft wirklich Gefahren drohen, nicht bestimmen. In solchen Zeiten ist es die Aufgabe des Statsmannes, mehr noch auf das innere Recht zu achten, welches nach Leben ringt, und ihm zur Geburt, zu vollem Dasein nun auch als äusseres Recht zu verhelfen. Aber auch das innere Recht der Eidgenossen-

schaft verurteilt jede Gewalt, welche die Tagsatzung gegen die einzelnen Cantone üben wollte, als widerrechtlich und uneidgenössisch."

In diesem Sinne wurde dann auch das Kreisschreiben vom 22. Januar 1845 erlassen, in welchem der Vorort sich über seine Auffassung aussprach und eine ausserordentliche Tagsatzung zusammenrief.

In der Jesuitenfrage ging der Antrag dahin, auszusprechen, „dass die Beschlüsse über Aufnahme oder Wegweisung von geistlichen Orden einer Landeskirche in das Gebiet der Cantonalsouveränetät fallen, dass aber das Recht des Bundes dadurch nicht ausgeschlossen werde, gegen solche Orden einzuschreiten, welche die Unabhängigkeit oder den Frieden der Schweiz verletzen. Es werde anerkannt, dass gegenwärtig solche Gründe, gegen den Jesuitenorden in den Cantonen vorzugehen, wo dieselben schon längere Zeit aufgenommen seien, nicht vorliegen. Wohl aber sei die Tagsatzung veranlasst, an den Stand Luzern die freundeidgenössische und dringende Einladung zu richten, dass derselbe mit Rücksicht auf seine hohe eidgenössische Stellung auf die Berufung der Jesuiten Verzicht leiste."

Der Antrag genügte, wie die Ereignisse zeigten, den damaligen Verhältnissen nicht. Die katholische Partei widersetzte sich demselben, weil er ihren confessionellen Leidenschaften Schranken zog. Die radikale Partei stimmte gegen denselben, weil er den Zwang ausschloss, und sie nur von einem zwingenden Ausweisungsbeschluss einen Erfolg erwartete.

Vielleicht hätte sich die Gefahr eines neuen gewaltsamen Ausbruchs noch beschwichtigen lassen, wenn wir

auf den Vorschlag der Bernerregierung eingegangen wären, welchen der Schultheiss von Tavel und Regierungsrat Weber von Bern in Zürich gemacht hatten, d. h. wenn Zürich und Bern gemeinsam angetragen hätten, die Aufnahme der Jesuiten in Luzern zu untersagen, dagegen den anderen Cantonen keine weitere Zumutung zu machen, ihre Jesuiten fortzuweisen. Mir schien auch in diesem Falle der Bürgerkrieg unausweichlich; deshalb hauptsächlich konnte ich jenem Vorschlag nicht zustimmen, auch wenn ich mich über die bundesrechtlichen Bedenken hinweg gesetzt hätte.

Mit Regierungsrat Wild ging ich nach Luzern, um womöglich die Luzerner zu bestimmen, den vorörtlichen Antrag anzunehmen und dadurch der Agitation den gefährlichen Stachel zu entziehen. Kast und Bernhard Meyer waren dazu bereit. Hartnäckiger zeigten sich Leu und Siegwart. Bei diesem Anlasse lernte ich auch den Luzerner Leu persönlich kennen. Er war eine kräftige Bauernnatur, ein grosser, etwas beleibter Mann. Die Mundwinkel und die kleinen, scharfen Augen und die Falten um dieselben her verrieten die bäurische Schlauheit und einen lauernden Sinn im Hintergrunde. Der Kern des Mannes aber schien mir ernst, volkstümlich, verständig, soweit nicht die fromme Hingebung an die Kirche seinen Geist beschränkte und in Abhängigkeit versetzte. Er wusste wohl, dass er der mächtigste Mann im Canton Luzern sei, aber er machte durchaus nicht den Eindruck eines hochmütigen oder eiteln Mannes. Im Gegenteil sein Äusseres hatte etwas Schlichtes und Bescheidenes. Er unterschied doch zwischen Politik und Religion und bemerkte mir: „Wenn die Jesuiten sich in unsere politischen Dinge mischen wollten, so wäre ich der Erste, der sie nicht leiden

würde. Wir wollen sie nicht regieren lassen. Wenn sie nicht recht thun, so schicken wir sie fort." Sein beständig wiederholter Satz war: „Concessionen helfen nichts gegen die Radikalen. Sie werden durch jede Concession nur unverschämter. Wir greifen nicht an, aber wir haben das Recht, uns zu wehren, wenn wir angegriffen werden. Kommt es zum Äussersten, so haben die mehr Mut, die das Gefühl des Rechts in sich haben. Wenn wir Alles thun, was unsere Pflicht ist, so wird Gott uns nicht fallen lassen. Das vorige Mal hat er uns geholfen, obwohl wir nicht vorbereitet waren. Ich kenne die Bauern. Auch Eure Bauern sind ruhig. Nur die Radikalen und die Straussen machen das Geschrei. Die Bauern schweigen, bis es gilt. Dann aber haben sie mehr Mut als die Schreier. Unsere Bauern begreifen, dass wir das Recht haben, die Jesuiten zu haben oder sie fortzuschicken, und dass die anderen Cantone kein Recht haben, uns in dieser Hinsicht zu befehlen. Weshalb sollten Eure Bauern das nicht begreifen?"

Es war dem Manne nicht klar, dass es in einem Bundeskörper höhere Pflichten gebe, als die starre auf die Competenz pochende Rechtspflicht.

Nach dieser Recognoscierung hatte ich wenig Hoffnung mehr, dass die vorörtliche Politik Erfolg haben werde. Als der Züricher Grosse Rat am 4. Februar zusammentrat, um über die Instruction an den Tagsatzungsgesandten zu entscheiden, fürchtete man sogar in Zürich, dass es zu einem Aufstand kommen könnte. Wir trafen Vorsichtsmassregeln, um unter allen Umständen die öffentliche Ordnung zu schützen.

Ich benutzte die Sitte der Eröffnungsrede des Präsidenten, um noch ein letztes Mal meine Ansicht dem Grossen

Rate und vor der öffentlichen Meinung näher zu begründen. Auch am Schluss der zweitägigen ernsten Beratung sprach ich nochmals meine Meinung aus. Die beiden Parteien kämpften mit dem vollen Bewusstsein, dass diese Schlacht für die Stellung Zürichs entscheidend sei. Die allgemeine Strömung war der liberal-radikalen Partei entschieden günstiger. Vergeblich bot die liberal-conservative Partei alle ihre Kräfte auf, um wider den Sturm Stand zu halten. Sie blieb mit 95 Stimmen gegen 103 Stimmen in der Minderheit. Die vorörtliche Politik erhielt in dem vorörtlichen Canton eine Niederlage. Die Instruction, welche die Mehrheit beschloss, hiess: Wegweisung der Jesuiten aus allen Cantonen von Bundeswegen. Wenige Monate vorher hatte dieser Antrag im Zürcherischen Grossen Rat selbst bei der liberal-radikalen Partei keine Unterstützung gefunden. Jetzt wurde er von der Mehrheit gutgeheissen. So grosse Fortschritte hatte die radikale Bewegung inzwischen gemacht.

Auch in anderen Cantonen brachte der Kampf wider die Jesuiten ähnliche Wirkungen hervor. Im Canton Bern hatte zuvor eine Partei der Gemässigten, welche mit der liberal-conservativen Partei in Zürich nahe befreundet war, grosse Fortschritte gemacht. Es gehörten zu derselben höchst angesehene und einflussreiche Männer, wie der Landammann Blösch, der Burgdorfer Führer Hans Schnell, der Professor Stettler, der Gerichtspräsident Manuel, Dr. Müller und andere. Seit der Jesuitenhetze verlor dieselbe wieder das errungene Ansehen, und je die radikalsten Führer gewannen an Einfluss.

Im Canton Waadt kam es zu einer radikalen Revolution, durch welche die Conservativ-Liberalen, welche bisher

in dem Statsrat und in dem Grossen Rat zwar nicht die Mehrheit der Stimmen besassen, aber den Liberal-Radikalen so ziemlich die Wage hielten, gestürzt wurden. Es wurde nun ebenfalls die Ausweisung der Jesuiten beschlossen. Zu jener Partei gehörten der Präsident Frossard, die Geschichtschreiber Monnard und Vulliemin, der Theologe Vinet. An der Spitze der zweiten Partei stand Statsrat Druey. Noch auf der letzten Tagsatzung hatte er den Aargauischen Antrag als bundeswidrig bekämpft. Nun nahm er denselben auf, der Volksstimme gehorsam.

Dennoch kam es auf der ausserordentlichen Tagsatzung, welche am 24. Februar in Zürich zusammentrat, noch zu keiner Mehrheit. Für Nichteintreten in die Jesuitenfrage stimmten acht Stände, für Eintreten elf Stände. Für Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz fanden sich nur sieben Stimmen. Der Antrag, Luzern zu untersagen, dass es die Jesuiten aufnehme, hatte nur acht Stimmen. Die nötige Mehrheit waren aber zwölf Stimmen. „Douze voix font loi“ war der Lieblingssatz des Schultheiss Neuhaus von Bern. Die radikalen Cantone waren in der Not nun bereit, sich mit einer freundeidgenössischen Einladung an Luzern zu begnügen, d. h. den ursprünglichen Antrag des Vororts, der in den Grossen Räten so sehr bekämpft worden war, nun doch eventuell anzunehmen. Aber das damals noch liberal-conservative Genf scheute sich, die Mehrheit voll zu machen, und fürchtete, es sei das der erste Schritt zu einem Zwangsbeschluss d. h. zum Bürgerkrieg.

Wohl fand sich eine Mehrheit zusammen für Missbilligung des Freischarenunwesens. Aber Bern, Aargau, Solothurn, Waadt und andere Stände stimmten auch diesem

Beschlusse nicht bei. Die Organisation der Freischaren wurde dadurch nicht gehemmt.

Die Ohnmacht der Tagsatzung war nun aller Welt offenbar geworden. Um so rücksichtsloser gingen die Parteien vorwärts.

Ein neuer Freischarenzug wurde in's Werk gesetzt, diesmal besser ausgerüstet. Den Kern bildeten etwa 400 Luzerner Flüchtlinge. Die Masse der Freischaren war vorzüglich aus den Cantonen Luzern, Aargau, Bern, Solothurn, Baselland und Schaffhausen zusammengeströmt, nur wenige Freiwillige waren aus der östlichen Schweiz, aus den Cantonen Zürich, Thurgau, Appenzell ausser Rhoden, St. Gallen hinzugekommen. Sie wurden von höheren Officieren geleitet. Der Bernische Hauptmann Ochsenbein übernahm den Oberbefehl. Der Aargauische Milizinspector Rothpletz hatte die Bataillone geordnet. Es fehlten diesmal auch nicht die Kanonen. Luzern hatte zu seiner Verteidigung ebenfalls Truppen aufgeboten und erhielt Zuzug aus den Urcantonen. In Luzern commandierte der General Sonnenberg. Als die Gefahr eines neuen Kampfes sichtbar wurde, hatte auch der Vorort zum Schutz des Landfriedens eidgenössische Truppen zu sammeln versucht.

Diesmal war der Kampf grösser, ernster und blutiger (31. März und 1. April). Aber wiederum wurden die Freischaren von den Regierungstruppen geschlagen. Viele Freischärler wurden von den Truppen, viele andere von dem Landsturm gefangen genommen, unter ihnen manche angesehene Officiere und Beamte.

Wiederum hatte die Niederlage der Freischaren und der Sieg der Luzerner Regierung sowohl in Zürich, als in den anderen reformierten Cantonen der äusseren Schweiz

die Stärkung des Radikalismus zur Folge. Je grösser der neue Sieg der verhassten Jesuitenpartei war, um so heftiger war der radikale Rückschlag. In den ersten Tagen des Aprils erfuhr Zürich die Umwandlung der Regierung.

Der Grosse Rat war eben damals versammelt. In der Eröffnungsrede ermahnte ich den Grossen Rat, dass er die Regierung in ihrem Bestreben, der Anarchie zu wehren, stärke. Die Gefahr einer fremden Einmischung, wenn die Volksherrschaft in brutale Anarchie übergehe, lag nahe. Aber die Gemüter waren zu leidenschaftlich erhitzt, um diesen Rat zu beachten. Es wurde ganz im Gegenteil von der Mehrheit zwar nicht das Misstrauen in deutlichem Beschluss, wohl aber durch die Wahlen so ausgesprochen, dass die bisherigen conservativen Mitglieder der Regierung durch radikale ersetzt wurden. Wenngleich die Massregeln der Regierung formal gutgeheissen wurden, so war es nun doch klar geworden, dass auch von der Regierung eine radikale Politik gefordert werde. Meinem Vorsatze gemäss erbat ich nun meine Entlassung aus der Regierung und erhielt dieselbe in ehrenvoller Form (3. April 1845). Auch der Bürgermeister Mousson, obwohl wieder gewählt, lehnte nun die Erneuerungswahl ab. An seine Stelle trat, nicht ohne Bedenken und nicht ohne Sträuben, Dr. Furrer.

29.

Nach Teuffen und München. Roth, Senfft-Pilsach. Eindrücke von München. Entschluss, gegen den Ultramontanismus vorzugehen. Die Artikel: „Die Urcantone und die ultramontane Partei." Dr. Steiger. Einzug der Jesuiten in Luzern. Die Ermordung Leu's.

Ich hatte nun die Regierungssorgen abgeschüttelt und

fühlte mich frei. Zur Erholung von den Kämpfen der letzten Tage reiste ich zuerst nach Teuffen, dann nach München. Ein Brief vom 7. April an meine Frau gibt ein deutliches Bild von der damaligen Stimmung:

„In Wyl und in St. Gallen umstanden noch Haufen Neugieriger den Postwagen, mit dem ich reiste. Mein Name wurde unter ihnen genannt, und ich auch angeglotzt. Sottisen sind mir nicht widerfahren. — Von St. Gallen ging ich allein den Fussweg nach Teuffen. Als ich in das dazwischen liegende Tobel hinabstieg, hörte ich einen Mann mit starken, aufgeregten Schritten hinter mir her nacheilen. Ich ging langsamer und ruhig vorwärts, ihn erwartend, sah mich indessen doch ein wenig nach Steinen um, die auf dem Wege lagen. Als er an mir vorüberkam, blickte ich ihn scharfprüfend an, und er mich ebenso. Es war ein junger kräftiger Bursche mit schwarzem struppigem Haar, wie ich nachher erfuhr, von Gais. Erst ging er noch rasch einige Schritte vorwärts. Dann stand er still, und ich fing ein Gespräch mit ihm an, natürlich erst über den Weg und den Schnee, der noch herumliege. Aber bald drängte er selber auf Politik. Dabei war er ganz fieberhaft und wild aufgeregt. Wahrscheinlich erkannte er mich sogleich; vielleicht war er mir aus St. Gallen nachgestürmt. Den Luzerner Flüchtlingen warf er ihre „Menschlichkeit“ und „Milde“ vor; sie hätten den Krieg ohne Schonung führen und Luzern sofort bombardieren sollen; dann wäre es anders geworden. Der Mann bedachte in seinem Eifer nicht einmal, dass viele dieser Flüchtlinge von Luzern waren, und dass die Stadt ihnen freundlich gesinnt war. Dagegen beklagte er sich heftig über die Behandlung der Gefangenen in Luzern und

behauptete, er habe von Augenzeugen gehört, wie schändlich in Luzern verfahren werde. Die Jesuitengefahr erschien ihm fürchterlich; sogar in Ausser-Rhoden gebe es heimliche Jesuiten. Die Bartholomäusnacht und die niederländischen Ketzerhinrichtungen erhitzten seine Phantasie, wie wenn sie von gestern wären. Ich opponierte ihm fortwährend scharf, aber sehr ruhig, ohne ihn weiter zu reizen. Das machte ihn doch wieder vernünftiger, obwohl er sich dann wieder in einzelnen Momenten zu schämen schien, dass er vernünftig werde, und von Neuem die glühende Kohle des Fanatismus zu erhitzen suchte. In Teuffen reichte ich ihm die Hand zum Abschied, die er nicht ausschlug. Ich war aber doch froh, den Gesellen los zu werden, der übrigens ein wackerer Bursche sein mag und ein ganz tüchtiger Mann werden kann. Aber jetzt raubt das Fieber diesen Leuten alle Besinnung. Da droben ist also das Fieber auch schon verbreitet. Roth bestätigte mir diesen Eindruck."

Mein Besuch in Teuffen warf einen Schatten auf die helle Volksgunst, welche mein Freund Roth in seinem Heimatlande bisher genossen, und die er reichlich verdient hatte. Auch er kam in den lächerlichen Verdacht, ein heimlicher Freund der Jesuiten zu sein. Die Landsgemeinde des Frühjahrs wählte ihn nicht wieder zu dem Amte eines Landesstatthalters, das ihm übertragen war. Bald nachher schämten sich die Appenzeller aber des thörichten Missgriffs. Sofort nach der Landsgemeinde wählte ihn die Gemeinde Teuffen zu ihrem Hauptmann, und der Landrat übertrug ihm alle Aufträge, die er in seiner früheren Stellung bekommen hatte. Sie wählten ihn später mit jubelndem Mehr zum Landammann und blieben ihm treu bis zu seinem Tode 1871.

In München traf ich Friedrich Rohmer in nahen Beziehungen sowohl zu dem bayerischen Ministerium, als zu dem österreichischen Gesandten, Grafen von Senfft-Pilsach. Da beide entschieden katholische Sympathien hatten, so war es begreiflich, dass dieser Verkehr auch ihn in den Verdacht brachte, der ultramontanen Partei zu dienen. Unter der Hand wurde sogar, zum Teil von Personen, denen man eine genauere Kenntnis zuschrieb, die Sage verbreitet, er stehe im Solde des österreichischen Cabinets. Ich wusste wohl besser, wie grundlos dieser Verdacht sei. Die Kosten seines Haushalts wurden von seinen Freunden, vornehmlich von zwei ihm und seinen Ideen persönlich ergebenen Schweizern, Sch. und H., nicht ohne schwere Opfer und starke Anspannung aller Kräfte bestritten. Österreich hatte nichts damit zu thun. Die politische Meinung aber von Rohmer war nichts weniger als ultramontan gefärbt. In dem Verkehr mit den Ministern bewahrte er stets seine volle Freiheit.

Ich sprach mich bei Graf Senfft, den ich besuchte, sehr entschieden gegen die verderbliche Politik von Siegwart aus und gegen die Berufung der Jesuiten und hob den Gegensatz unserer Politik scharf hervor. Ich sagte ihm, dass die Politik der Luzerner Regierung die gesamte protestantische Schweiz auf's Äusserste erbittere und einen Kampf hervorrufe, in dem Luzern und die Urcantone, wenn sie sich an Luzern anschliessen, notwendig erliegen müssen.

Bei einem Diner, welches Senfft mir zu Ehren gab, und zu dem er ausser den beiden Rohmer auch die geistigen Führer der Münchener Ultramontanen einlud, Ringseis, Höfler, Philipps, Aretin, Fürst Carl Wallerstein und andere, bekam ich einen sehr ungünstigen Ein-

druck von dieser Gesellschaft. Sie war voll Übermut, in dem Gefühl des grossen Sieges der Luzerner über die Freischaren. Auch Fritz war über einzelne Äusserungen empört.

Als wir zu Hause Alles überlegten, wurde der Entschluss gefasst, offener und energischer als bisher den Ultramontanismus anzugreifen, der alle Cultur und allen geistigen Fortschritt bedrohe und die Welt, wenn er zur Herrschaft gelangte, in die Unwissenheit und die Barbarei des Mittelalters zurücktreiben würde.

Es war nicht leicht, den conservativen Freunden in Zürich diesen Entschluss annehmbar zu machen. Manche erwiderten mir: „Wenn wir gegen den Radikalismus und gegen den Ultramontanismus zugleich Front machen, so kommen wir zwischen zwei Stühle zu sitzen.“ Diesen entgegnete ich: „Wir sitzen gegenwärtig überhaupt nicht; hier sitzen die Radikalen, dort die Ultramontanen auf den Stühlen. Wir stehen und gehen frei umher. Das aber ist weit besser, als wie Bediente hinter die einen oder die anderen Stühle sich zu stellen.“

In München wurde nun durch Theodor Rohmer die Schrift: „Meinungsäusserung eines Conservativen über den Ultramontanismus“ vorbereitet, die 1846 im Druck zuerst als Manuscript erschien und das Wesen dieser Richtung mit einschneidender Kritik und überzeugender Klarheit blosstellte.

In Zürich wurden Versuche gemacht, die Urcantone von der Luzernischen Führung loszureissen, und die Scheidung zwischen einem friedfertigen Katholicismus und der confessionellen Politik der Ultramontanen einzuleiten. Als Organ in der Presse diente die Eidgenössische Zeitung,

die von Heinrich Schulthess, einem liberal-conservativ gerichteten Rohmerianer redigiert wurde.

Die Artikel: „Die Urcantone und die ultramontane Partei", die ich im April 1845 in der Eidgenössischen Zeitung veröffentlichte, waren das Ergebnis jenes Vorsatzes. Ich teile einige charakteristische Stellen mit, weil sie die Gegensätze der Meinungen klar schildern und durch die frühe Kennzeichnung der ultramontanen Partei einen Wert haben.

25. April. „Wir haben bisher mit Absicht eine Seite in diesen schwierigen Kämpfen, wir haben die Natur und Bedeutung der ultramontanen Partei nur sehr wenig, fast nur im Vorbeigehen und nur mit der resigniertesten Schonung berührt. Die Urcantone sind als ultramontan verschrieen worden; sie waren es nie, und sind es nicht. Wir haben uns dem Verdacht ausgesetzt, wir Züricher, denen das Princip der Geistesfreiheit so bestimmt eingeprägt ist schon mit der Geburt, dass eine Verläugnung derselben ein Verrat wäre an dem edelsten Zuge unserer Geschichte, wir, die Verfechter des liberal-conservativen Princips in der Schweiz, haben uns dem Verdachte ausgesetzt, die ultramontanen Tendenzen zu fördern und mit der ultramontanen Partei heimlich verbündet zu sein; wir haben alle Folgen dieses Verdachtes, so nachteilig sie momentan für uns waren, auf uns genommen und ertragen; wir haben, so lange es noch möglich war, ohne die politische Ehre einzubüssen, ausgehalten trotz jenes Misstrauens und unter den ungünstigsten Verhältnissen, und im Wesentlichen darüber geschwiegen. Seit dem Siege in der Emmenschlucht sind die Rücksichten, welche uns Schweigen zur Pflicht gemacht, verschwunden, und nunmehr gebietet um-

gekehrt die Pflicht, offen auch diese Seite so zu besprechen, wie sie es verdient."

26. April. „Die ultramontane Partei hat sich in unseren Tagen zum Vorkämpfer der katholisch-kirchlichen Interessen aufgeworfen. Ist sie aber eine bloss religiöse, kirchliche Partei? Wäre sie das, wir liessen sie gewähren, da es nicht unser Beruf ist, uns einzumischen in die verschiedenen Nüancen des katholischen Glaubens und der katholischen Kirche. Obwohl wir Protestanten sind, so wissen wir doch recht gut, dass die katholische Kirche welthistorisch mit Rom und dem Papsttum verbunden ist; und ob die Katholiken dem Papste und der römischen Curie eine absolute oder beschränkte Autorität in Glaubensverhältnissen zuschreiben, geht uns zunächst und wenigstens auf dem politischen Gebiete, auf dem wir stehen, nichts an. So weit demnach die ultramontane Partei nur eine der römisch-katholischen Kirche angehörige Kirchen- oder Glaubenspartei ist, so weit fühlen wir keine Lust und haben wir keinen Beruf, uns gegen sie zu erklären.

„Aber seit einiger Zeit ist die ultramontane Partei zu einer politischen Partei geworden und hat angefangen, eine bedeutende politische Rolle zu spielen; auf diesem Boden treten wir ihr entgegen als entschiedene Gegner, und hier mit voller Befugnis.

„Der wahre Sitz dieser Partei, die absolutistisch in ihren Tendenzen und radikal in ihren Mitteln ist, ist nicht in, sondern ausserhalb der Schweiz. Sie ist eine wesentlich fremde Partei. Ihr wahrer Sitz ist ganz und gar nicht in den Urcantonen, die, wir wiederholen es, zwar entschieden römisch-katholisch, aber keineswegs ultramontan gesinnt sind, selbst nicht in Luzern, obwohl sie daselbst

einzelne Anhaltspunkte sich erworben hat, sondern zum Teil in Rom, zum Teil in Paris, vorzüglich aber in München. Diese Partei hat kein Herz für die Schweiz und kein Verständnis für die Schweiz. Sie gedenkt die Schweiz als einen bequemen Tummelplatz ihrer Leidenschaften zu benutzen und zu missbrauchen. Sie will in der Schweiz probieren, wie weit es in unserer Zeit möglich sei, ihre Tendenzen zu verwirklichen. Ob bei diesem Versuch die Schweiz leide, ob sie darüber zu Grunde gehe, das kümmert sie wenig.

„Die Urcantone, wisst es ihr fremden Ultramontanen, sind für ihre politische Freiheit und Unabhängigkeit, für ihre hergebrachten Rechte auch in confessionellen Dingen gegen die anstürmende Anarchie in's Feld gezogen, nicht für Euch und Eure Zwecke, noch für Eure Jesuiten. Geht und redet mit diesem Volke, und Ihr werdet es erfahren, dass Eure Tendenzen demselben fremd sind. Wagt es nur, Ihr, die Ihr kein statliches Leben und keine politische Freiheit kennt noch ehrt, Eure innersten Gedanken diesem Volke zu enthüllen, und Ihr werdet es erfahren, wie verächtlich und stolz es Euch die Thüre weisen wird. Dieses Volk will sein eigener Herr sein in seinem Lande; und pflegt es in politischen Dingen sogar sich der Kirche gegenüber, die es gläubig verehrt, für die es, würde sie angegriffen, sein Herzblut freudig opferte, frei und selbständig zu erweisen, so würde es mit Euch, wolltet gar Ihr dieses Volk regieren, kurzen Process machen. Dieses Volk ist ein wahrhaft eidgenössisches Volk, und Ihr, die Ihr weder Eidgenossen seid, noch Freunde der Eidgenossenschaft, die Ihr bloss ultramontane Weltbürger seid und im Interesse Eurer Tendenzen unbedenklich die Schweiz

zerstückeln und vernichten würdet, seid und bleibt ihm fremd.

„Wenn Ihr daher den Sieg an der Emme gefeiert habt als einen Sieg der Jesuiten und als Euren Sieg, so seid Ihr in einem gewaltigen Irrtum befangen, aus dem wir Euch aufzuscheuchen gesonnen sind."

27. April. „Wir haben gesagt, die ultramontane Partei sei absolutistisch in ihren Tendenzen und radikal in ihren Mitteln. Ist die Allmacht eines Statsidols das höchste Ziel des Radikalismus, so ist umgekehrt die Allmacht der Hierarchie das letzte Ziel des Ultramontanismus. Der Radikalismus, würde er zu unbeschränkter Herrschaft kommen, müsste consequent das Christentum vernichten; vor dem Ultramontanismus, wäre er im Besitz der Macht, müsste consequenterweise alles wahrhaft politische Leben ersterben. Der Radikalismus will eine ganz neue Zeit im Widerspruch mit der Vergangenheit erzwingen; der Ultramontanismus strebt nach der Erneuerung einer untergegangenen Zeit im Widerspruch mit der Zukunft. Der Radikalismus verachtet die Vergangenheit und die grosse Geschichte, von der wir getragen sind, der Ultramontanismus spricht dem Drange der Zukunft nach neuen Gestaltungen, er spricht einer werdenden grossen Zeit jede Berechtigung ab. Wenn jener wesentlich revolutionär ist, so ist dieser wesentlich reactionär."

„Aber die ultramontane Partei selber ist gegenwärtig von dem radikalen Zuge des Zeitgeistes erfasst, und unter ihren Führern gibt es Viele, und zwar je die rührigsten unter ihnen, welche von Natur aus Radikale sind, Radikale unter ultramontaner Fahne. Die Gegenfüssler sehen sich daher oft so ähnlich wie Zwillingsbrüder."

„Daher auch die radikalen Mittel, deren sich die ultramontane Partei so häufig bedient. In Frankreich begehrt sie „absolute Lehrfreiheit“, sie, die im nämlichen Momente, wo sie Meister wäre, alle Lehrfreiheit aufheben müsste; in Frankreich kokettiert sie mit den antikirchlichen Principien der Revolution und bestreitet dem durch die Revolution hindurchgegangenen State das hergebrachte Recht. In Deutschland gebärdet sie sich zwar noch, als wäre sie die festeste Stütze der Monarchie gegen die Revolution, als hinge der Bestand der regierenden Dynastien von der Adoption ihres Princips ab, aber sie macht sich jetzt schon kein Gewissen daraus, die ganze protestantische Bevölkerung Deutschlands mit den katholischen Herrscherfamilien zu entzweien und die katholischen Unterthanen gegen die protestantischen Dynastien aufzuwiegeln. In der Schweiz verbündet sie sich leicht sogar mit ochlokratischen Neigungen und Elementen. Ihr liegt nichts an der wahren Monarchie in Deutschland, nichts an der wahren Republik in der Schweiz.“

Diese Charakteristik des Ultramontanismus ist später in unzähligen Schriften und in den mannigfaltigsten Schilderungen zum Gemeingut der gebildeten Welt geworden. Damals machte sie in der Schweiz den Eindruck einer neu entdeckten Wahrheit. Viele meiner zürcherischen Parteigenossen schüttelten bedenklich die Köpfe, als die Eidgenössische Zeitung so offen dem Ultramontanismus nun den Fehdehandschuh in's Gesicht warf.

Ich hatte noch einen anderen Plan gefasst, um den Ultramontanen persönlich zu zeigen, dass das Tischtuch zwischen ihnen und uns zerschnitten sei. Schon auf der Reise nach München kam mir der Gedanke, ich wolle mich

dem in Luzern gefangenen Dr. Robert Steiger zum Verteidiger anbieten in dem Hochverratsprocess, der ihn am Leben bedrohte. Steiger galt als der intellectuelle Führer des Luzernerputsches. Siegwart hasste ihn als seinen gefährlichsten Gegner. Die berechtigte Besorgnis vor dem Unheil, das die Jesuiten seinem Vaterlande verursachten, hatte ihn zu der Gewaltthat verleitet. Er hatte im Übrigen den Ruf eines guten Patrioten. Ich betrachtete es als eine würdige Aufgabe, ihn zu retten.

Von München aus hatte ich in einem Briefe an Dr. Casimir Pfyffer meinen Vorsatz geschrieben. Der Brief war aber in Zürich von meinen Freunden, die mit dem Schritte nicht zufrieden waren, einstweilen zurückbehalten worden. Die Ausführung meines Plans wurde dann durch die inzwischen gelungene Flucht Dr. Steiger's aus dem Gefängnis unnötig und unmöglich gemacht. Mein Vorsatz selbst blieb ein Geheimnis, das Wenige kannten, Keiner ausplauderte.

Die Luzerner Ultramontanen, Schultheiss Siegwart an der Spitze, verfolgten ihren Sieg, unbekümmert um die Warnungen und Mahnungen der Besonneneren. Die Jesuiten hielten triumphierend ihren Einzug in Luzern (Juli 1845).

Mir war es klar, dass dadurch die Gegner der Ultramontanen nur gereizt, nicht geschlagen würden. Mit Bestimmtheit sah ich voraus, dass der Kampf nun noch erbitterter werde, und erklärte in der Eidgenössischen Zeitung, die Luzerner haben ihre Lage durch jenen Einzug der Jesuiten nicht befestigt, sondern verschlimmert.

Wie heftig die Leidenschaften dadurch erregt wurden, das erfuhr zu ihrem Schrecken die überraschte Welt,

als sie die Kunde erhielt, der Ratsherr Leu in Ebersol sei um Mitternacht des 19. Juli meuchlings erschossen worden. Bisher hatte in den schweizerischen Parteikämpfen, trotz aller Erhitzung der Gemüter, nie der Mord sich gezeigt. Nun war ein politischer Mord an einem persönlich geachteten, wenn auch politisch engen und fanatisierten Volksmanne verübt worden. Viele suchten sogar das Verbrechen zu entschuldigen und zu beschönigen.

Meine offene Erklärung wider den Ultramontanismus wurde zwar in Zürich und in der Schweiz wohl beachtet. Aber das Misstrauen gegen die liberal-conservativen Führer war zu eifrig geschürt und zu lange schon emsig gepflegt worden, um sofort wieder zu verschwinden. Wäre die Bekämpfung des Ultramontanismus einige Jahre früher ebenso klar und ebenso entschieden unternommen worden, so wäre uns wahrscheinlich die Leitung aller liberalen Elemente anvertraut worden. Jetzt aber hatten sich die liberalen Instincte von der liberal-conservativen Partei abgewendet. Die Massen vertrauten nun eher der liberal-radikalen Partei. Sie erwarteten von ihr eine mutigere und rücksichtslosere Kampfesführung wider die Jesuiten.

In dieser Richtung war im Canton Waadt 1845 eine radikale Revolution vollzogen worden. Auch die neuen Grossratswahlen im Canton Zürich (Mai 1846) fielen mit grosser Mehrheit zu Gunsten der liberal-radikalen Partei aus. Die liberal-conservative, bisher ziemlich gleich stark, geriet nun in eine unzweifelhafte Minderheit.

Als Präsident des Grossen Rates hatte ich die beiden Gefahren, die mich bekümmerten, den unvermeidlichen Bürgerkrieg und die, wie mir schien, ebenfalls unvermeidliche Intervention der fremden Mächte, dem Lande deutlich

bezeichnet. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben, auf die Ereignisse in nächster Zeit eine bedeutende Einwirkung zu üben. Ich begnügte mich, meinen Standpunkt klar zu stellen und meine Meinung auszusprechen. Im Übrigen erwartete ich, nicht ohne schwere Sorge, den schweren Schritt des Schicksals und wendete mich wieder mehr den wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Arbeiten zu.

Nur eines erheiternden Zwischenfalls dieser Zeit gedenke ich noch. Ich hatte in einer Eröffnungsrede im Grossen Rat die Unterdrückung der reformierten Nationalkirche im Canton Waadt durch die neue, von der Revolution auf die Stühle gehobene Regierung scharf getadelt. Darüber beklagte sich nun die Waadtländer Regierung bei dem Zürcherischen Grossen Rate und verlangte Genugthuung.

Im März 1846 wurde diese Beschwerde vor dem Grossen Rate verhandelt. Anfangs war der Referent, Bürgermeister Zehnder, geneigt, dem Begehren des Statsrats von Waadt wenigstens in so weit zu entsprechen, als er zwar die Freiheit der Rede wahren, aber einen leisen Tadel über die harten Worte des Redners aussprechen wollte. Umgekehrt verlangten einige Conservative, man solle die Beschwerde als formell unzulässig und sachlich unbegründet zurückweisen und meinen Tadel der Waadtländer Zustände ausdrücklich billigen. Ich selbst verteidigte mein Verfahren und schilderte die Rohheit der in Lausanne proclamierten „Souveränetät der Gasse“ d. h. jeder beliebig zusammengetrommelten Volksmenge und die eines freien Volkes unwürdige Missachtung des grossen Princips religiöser Freiheit zwar mit mässigen Worten, aber sachlich so lebhaft, dass diese zweite Rede viel schärfer einschnitt,

als die erste Präsidialrede, gegen welche Beschwerde erhoben war. Der allgemeine Eindruck war für mich so günstig, dass jeder Versuch, einen Tadel auszusprechen, aufgegeben wurde, und der Grosse Rat einstimmig das Satisfactionsbegehren der Waadtländer Regierung abwies und so die persönliche Redefreiheit seiner Mitglieder vollkommen schützte.

Unser Sieg wurde damals durch heitere Bilder künstlerisch gefeiert.

Solche Lichtblicke in trüber Zeit erfreuen den Sinn und stärken zu weiteren Anstrengungen. Ich hatte zu Anfang des Jahres 1847 eine Bemerkung in mein Tagebuch über ähnliche Eindrücke geschrieben, die hier eine Stelle finden mag.

„Was mag sich doch der Philister unter dem „Ehrgeiz" für ein schreckliches Phantom denken? Ein Philister weiss sich frei von diesem entsetzlichen Laster, dem er die grössten Dinge zuschreibt, und das er fürchtet und hasst wie den Teufel. Davon, dass ein Statsmann die Leiden und das Verderben seiner Nation klarer erkennt und lebhafter mitempfindet, dass der Seelenschmerz für die Nation in seinem Herzen vorzüglich getragen wird und wie die Leber des Prometheus, so auch seine Leber täglich von Geiern zerbissen wird, davon hat der Philister keine Ahnung. Wenn dann der Statsmann darauf sinnt, die Übel zu lindern und das Verderben abzuwenden und die Nation ihrem Ideale und ihrer Bestimmung zuzuführen, dann missgönnen sie ihm das bischen Ehre, womit wie mit einem Labetrank an schwülen Tagen voll Mühe und Arbeit der Arbeiter erfrischt werden kann, und tadeln seinen Ehrgeiz. Sie bilden sich ein, das bischen äussere Ehre,

welche sie bieten können, werde sein Leben und Streben bestimmen. Ja, sie glauben mit dem Einen Wort: „Der Mann ist ehrgeizig“ ihn zu sich und unter sich herabziehen zu können. Wisst ihr denn nicht, was der Göttlichste der Menschen sprach, als ihn die Freundin mit köstlicher Salbe ehrte und philisterhaft deshalb getadelt wurde?“

„Es gibt keinen Statsmann, der nicht die Schwächen der Menschen, mit denen er lebt, in höherem Grade erfahren hat und kennt, als sie es wissen. Wie könnte er denn gerade in dem, was ihm das Höchste ist, und worin er sich ihnen überlegen weiss, sich durch ihr ehrendes Urteil bestimmen lassen und für diese Ehre sich opfern? Nein, die Ehre, die ihr ihm bietet, ist nur ein Labetrunk auf dem Wege, ist nicht das Ziel. Die Ehre, die ihm widerfährt, ist ein Sinnbild, eine Bürgschaft der Ehre vor der Geschichte und der Ehre vor Gott. Nach dieser dürstet der Statsmann allerdings. Diese Ehre ist das Ziel seines Stolzes und seiner Demut zugleich.“

30.

Züricher Gesetzbuch. Die Reform des Erbrechts. Geschichte des schweizerischen Bundesrechts. Die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden. Gelehrte Gesellschaft. Freimaurer. Gründung der Alpina.

An dem Entwurf des privatrechtlichen Gesetzbuchs arbeitete ich rüstig fort. Die Reform des Erbrechts wurde in einigen Grundzügen in der Commission besprochen. Die Meinung, dass das Erbrecht ein willkürliches Werk der Gesetzgebung sei, war noch sehr verbreitet. Ich teilte sie

keineswegs. Die tiefere Begründung des Erbrechts erkannte ich in der Natur, insbesondere in der Erblichkeit der Rasse. Die Kinder ererben ihre Rasse von den Eltern. Wie durch Zeugung, Geburt und Erziehung in der Familie die Rasse von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wird, in derselben Weise geht auch das Vermögen von den älteren Geschlechtern auf die Nachkommen über. Der Grundgedanke der germanischen Rechte, dass das Gut dem Gange des Blutes folge, und die darauf begründete Parentelordnung, die in Zürich anerkannt war, erschienen mir als richtige Rechtsgrundsätze.

Die Erbfolge, welche durch die letztwillige Anordnung des Erblassers, Testament oder Erbvertrag geregelt wird, war nach diesem System nur eine Ausnahme von der Familienerbfolge, nicht, wie bei den Römern das Testament, die Regel. Ich sah darin nur eine künstliche Nachbildung und Modification des natürlichen Familienerbrechts, durch die mannigfaltigeren Culturverhältnisse veranlasst, und durch die bewusste, schöpferische Freiheit des Menschen hinzugekommen, ähnlich der Adoption, welche die natürliche Familie durch freie Wahl ergänzt. Immerhin aber betrachtete ich die sehr eingeschränkte Testierfreiheit des Züricher Rechts als nicht mehr den heutigen Bedürfnissen entsprechend, welche eine freiere Bewegung verlangen.

Obwohl der Canton Zürich nur ungefähr 250,000 Einwohner zählte, so gab es doch damals noch viele sehr verschiedene Erbrechte in den einzelnen Städten und Herrschaften, aus denen der Canton zusammengesetzt war. Einstimmig billigte die Commission meinen Antrag, alle diese statutarischen Verschiedenheiten, als nicht mehr zu den heutigen Verhältnissen passend, aufzuheben und ein

einheitliches Erbrecht durchzuführen, entsprechend der heutigen gemeinsamen Cultur.

Dagegen bekämpften sich noch zwei Meinungen in der Commission über das Grundprincip der Familienerbfolge. Die Minderheit wollte das in der Stadt Zürich und in einem grossen Teile der Landschaft herkömmliche System beibehalten, nach welchem nur die väterlichen Verwandten erbberechtigt waren, alle Verwandten von der Mutterseite ausgeschlossen blieben. Die Mehrheit erklärte sich aber für meinen Vorschlag, der Mutter neben dem Vater, und den mütterlichen Blutsverwandten ebenso wie den väterlichen Geschlechtsverwandten das Erbrecht zuzugestehen. Der Vorzug der Vaterseite schien uns antiquiert, und der natürliche Blutverband diese Reform zu fordern. Der Grosse Rat, dem die Frage vorgelegt wurde, sprach sich mit grosser Majorität für die Reform aus.

Dagegen gelang es mir nicht, eine andere, noch eingreifendere Reform des Erbrechts durchzusetzen, die ich beantragt hatte. Ich wollte neben dem *Erbrecht der Familie* ein ebenfalls auf der Rassegemeinschaft ruhendes *Erbrecht der Gemeinde* und *des States* einführen, welches zwar noch nicht zur Anwendung komme, wenn Nachkommen des Erblassers vorhanden seien, wohl aber in steigendem Verhältnisse mit dem Erbrecht der ferneren Parentelen concurriere. Der Verband der Einzelnen mit der Gemeinde und dem State und die Pflicht jener gegen diese sollten so zur erhöhten Wirkung gelangen, und dafür gesorgt werden, dass aus solchem Erbgute *neue Familien ausgestattet*, und sowohl der *Anhäufung übermässigen Reichtumes*, als der zunehmenden *Verarmung grosser Classen entgegengewirkt* werde.

Die Commission verwarf den Gedanken nicht, aber sie traute sich nicht, denselben in einem allgemeinen Gesetzbuche zu verwirklichen. Sie meinte, es könnte das später durch ein besonderes Gesetz geschehen.

An dem Parentelensystem hielten wir alle fest. Dasselbe wurde nun reicher und consequenter durchgeführt.

Daneben beschäftigten mich die Studien über die Entstehung der eidgenössischen Bünde und die Geschichte des schweizerischen Bundesrechts, welche allmälich in einzelnen Heften veröffentlicht wurde, der erste Abschnitt noch 1845, das Ganze 1849. Seither ist 1875 eine zweite Auflage erschienen.

Damals gab ich eine Untersuchung über die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre ersten ewigen Bünde heraus. Die urkundlichen Forschungen von Professor E. Kopp in Luzern hatten die sagenhafte Überlieferung der früheren Geschichtsschreiber, dass in den Bergthälern um den Vierwaldstättersee von Alters her ein eigentümliches freies Völklein gewohnt und im Streit mit der Habsburgischen Herrschaft, welche dasselbe ihrer Landeshoheit unterwerfen wollte, die alte Selbständigkeit behauptet und erweitert habe, von Grund aus erschüttert. Es war nicht mehr möglich zu bestreiten, dass die Grafen von Habsburg in manchen Thälern anerkannte Herrschaftsrechte und überall daselbst gräfliche Amtsrechte besessen hatten. Nun zeigte sich die entgegengesetzte Gefahr. Die Meinung, dass die schweizerische Eidgenossenschaft ursprünglich aus einer Empörung der Unterthanen wider den rechtmässigen Landesherrn entstanden sei, fand viele und gelehrte Vertreter.

Ich prüfte nun die Frage, die auch für die Ehre der

Länder und der Schweiz wichtig war, von dem Standpunkte der deutschen Rechtsgeschichte aus. Es war mir klar, dass die drei Länder ursprünglich blosse Teile, vermutlich Zenten (Huntari) des alemannischen Zürichgaus gewesen seien und daher zu der Grafschaft Zürich in dem alten Herzogtum Alemannien gehört hatten. Damit war eine sichere Grundlage gewonnen für das Verständnis der ersten eidgenössischen Statenbildung. Die Zenten strebten wie die Städte nach Selbständigkeit, im Anschluss an das alte Reichsrecht und mit Benutzung kaiserlicher Privilegien, aber im Kampfe mit der mächtigen Dynastie, welche ihrerseits das gräfliche Reichsamt in eigene erbliche Landesherrschaft umzubilden suchte. Fast allenthalben im deutschen Reich ist den Fürsten und Grafen, den späteren Landesherren, der Sieg verblieben. In der innern Schweiz haben ausnahmsweise die Bauern gesiegt und dann freie Gemeinwesen gegründet.

Ich widmete die Arbeit den Regierungen der drei Länder und wurde von denselben durch eine Medaille geehrt, die aus dortigem Reussgold geprägt war.

Um dem wissenschaftlichen Leben Zürichs mehr Zusammenhang, festeren Halt und eine erhöhte Wirksamkeit zu verschaffen, hatte ich das Project, die alte „Gelehrte Gesellschaft“ zu einer wissenschaftlichen Akademie umzubilden mit vier Sectionen, die sich den Facultäten der Universität ähnlich gruppierten: 1) für die Theologie, 2) für Statswissenschaften und Geschichte, 3) für Naturwissenschaften und Medicin, 4) für Philosophie, Philologie und schöne Litteratur. Es wurden erste Schritte in der Richtung durch Aufnahme neuer Mitglieder versucht. Aber die folgenden Kriegsereignisse zerstörten wieder den Keim solcher Fortbildung.

Neben den politischen und wissenschaftlichen Interessen nahmen auch die freimaurerischen, wenngleich erst in dritter Linie, damals meine Kräfte in Anspruch. Ich war im März 1838 als dreissigjähriger Mann von der Zürcher Loge „Modestia cum libertate“ in den Bund aufgenommen. Die humanen Ideen desselben, wie ich sie vorzüglich aus Lessing's Schrift „Ernst und Falk“ kennen gelernt hatte, waren mir schon vorher lieb und teuer. Ich hoffte für die Verwirklichung dieser Ideen wenigstens einige Hilfe von der brüderlichen Verbindung der gleichgesinnten Männer. Vorzüglich aber zogen mich einige Jugendfreunde an, wie insbesondere die Doctoren Conrad Meyer und Leonhard von Muralt, sodann mein Freund und Parteigenosse Heinrich Gysi, die alle schon lange Freimaurer waren. Ich bemerkte auch, dass in dem Bunde manche Personen zusammenwirkten, die im äusseren Leben sehr verschieden gestellt waren und auch verschiedene Richtungen befolgten. Auch diese Einigung mannigfaltiger Elemente gefiel mir. Die Zürcher Loge hatte überhaupt einen guten Ruf und wurde in der Bürgerschaft mit scheuer Achtung angesehen. An der Spitze standen der Professor Hottinger, der Fortsetzer von Müller's Schweizergeschichte, der Stadtpräsident Escher, mein Freund Gysi.

Über der sogenannten blauen, symbolischen Loge der drei Grade (Lehrlinge, Gesellen, Meister) erhob sich eine schottische Grossloge mit höheren Graden und ein schottisches Directorium. Allmälich wurde ich in diese Dinge eingeweiht. Ich fand manche ideale Anregung im persönlichen Verkehr, zuweilen auch Förderung des humanen Strebens, moralische Festigung und Stärkung, viel Liebe und Freundschaft, und sowohl heitere Genüsse als ernste

Eindrücke. Aber ich verhielt mich zu manchen hergebrachten Formen und überlieferten Fabeln kritisch und abweisend. Es wurden für meinen Geschmack zuweilen zu viel Schönrederei und Gefühlsschwärmerei vergeudet. Die schwache That blieb oft weit hinter den begeisterten Vorsätzen zurück. Ich nahm an den maurerischen Arbeiten teil, aber mein Eifer war kühl.

Die Stiftung der schweizerischen Grossloge Alpina, die im Jahr 1844 vollzogen wurde, war ein Werk des erwachten Nationalgefühls. Wenngleich der Grundgedanke des Freimaurerbundes nicht national, sondern allgemeinmenschlich ist, so nahm die Vaterlandsliebe, welche die Freimaurer heilig halten, doch Anstoss an der Unterordnung schweizerischer Logen unter fremde Grossoriente, sei es nun ein englisches oder schottisches oder französisches Directorium, und mahnte zu einem engeren Verband der sämtlichen Schweizerlogen. In diesem Geiste wurde die Gründung eines schweizerischen Logenbundes betrieben.

Im Juni 1844 wurde die Alpina in Zürich gestiftet. Die schweizerischen Logen der verschiedenen Systeme waren dabei vertreten. Hottinger, der erste Grossmeister, Dr. Furrer und ich waren aufgefordert, die Reden zu halten. Ich besprach „das Verhältnis der Freimaurerei zu Stat und Kirche“. Ich bestritt, dass der Freimaurerbund ein ihm eigenes Lebensprincip habe, welches den Stat oder die Kirche zu ersetzen, oder auch nur neben diesen grossen Gesamtheiten als Drittes eine selbständige Stellung zu verlangen berufen sei. Aber ich sprach der Freimaurerei die Aufgabe zu, die Ideen und Interessen der Humanität auch gegenüber den noch oft engen und ausschliesslichen Tendenzen der nationalen Staten und der

confessionellen Kirchen zu vertreten und dadurch auf Ermässigung leidenschaftlicher und feindlicher Gegensätze und auf Veredlung der menschlichen Zustände hinzuwirken. Wenn erst Stat und Kirche vollkommen seien und ihrerseits die Humanität, deren Gesetze auch ihre Pflichten erfüllen, vollständig verwirklichen, dann bedarf es keines Freimaurerbundes mehr.

Dr. Furrer beleuchtete die Bedeutung des damaligen Johannisfestes für die vaterländische Freimaurerei. Hottinger zeichnete die Aufgabe der Freimaurerei in der gegenwärtigen Zeit. Die drei Reden wurden in deutscher Sprache und in französischer Übersetzung gedruckt.

Nach einem Gespräch mit Dr. Meyer über den psychologischen Charakter der Freimaurerei notierte ich die gewonnene Ansicht in mein Tagebuch:

„Alle anderen Vereine beruhen auf der Freundschaft, der Freimaurerbund allein erkennt seinen Grund in der Brüderschaft. Die Freundschaft verbindet die Individuen, welche sich wechselseitig ergänzen. Die Brüderlichkeit setzt die Gemeinschaft der Abstammung voraus, hier die gemeinsame Ableitung der Menschennatur von der göttlichen Schöpfung. Der Sitz der Freundschaft ist in den Nerven, die Quelle der Brüderlichkeit im Blut. Um deswillen erträgt die Freimaurerei auch starke Gegensätze und grosse individuelle Verschiedenheit, während andere Vereine solche Gegensätze nicht ertragen, sondern durch dieselben gesprengt werden. Brüder können möglicherweise im Leben weit auseinandergehen und sind vielleicht keine Freunde. Dennoch werden sie durch die Gemeinschaft des Bluts zusammengehalten und helfen sich in der Not entschiedener oft als die intimsten Freunde. Um des-

willen darf die Freimaurerei sich nicht in einen politischen Verein umgestalten lassen. Sie würde dadurch ihr Wesen aufgeben und ihre Festigkeit einbüssen. Auf dieser gemütlichen Unterlage der menschlichen Brüderlichkeit erhebt sich das geistige Princip der Humanität naturgemäss und sicher."

Der Verwaltungsrat der Alpina machte 1847 die „Grundsätze des schweizerischen Freimaurervereins" bekannt, die von mir verfasst sind. Als Zweck des Bundes wird die „Beförderung und Wahrung der Humanität in allen Lebensverhältnissen" angegeben, das Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit proclamiert, und erklärt, dass der Freimaurerbund als solcher kein besonderes Glaubensbekenntnis habe und Brüder von verschiedenen Glaubensbekenntnissen einige. „Auch in politischen Dingen anerkennt der Freimaurer die volle Freiheit des Urteils und achtet jede redliche Überzeugung. Aus den Logenzusammenkünften und Verhandlungen soll alles das ferngehalten werden, was zu politischem Zwiespalt führen kann."

Noch später habe ich in dem Artikel „Freimaurer" des deutschen Statswörterbuchs die wesentlichen Merkmale und Eigenschaften des Bundes geschildert. Dieser Artikel ist öfter nachgedruckt und zur Instruction der Brüder benützt worden.

31.

Eine traurige Episode. Aus dem Leben meines Freundes Bernhard Hirzel. Sein Tod.

Indem ich das Wesen und Leben meines Jugendfreundes, Bernhard Hirzel, und das tragische Ende des-

selben schildere, muss ich Dinge mitteilen, die ich seit mehr als dreissig Jahren verschwiegen habe, und deren Erinnerung mich noch heute schmerzlich aufregt. Ich habe wohl überlegt und in seinem Geiste überlegt, was ich sagen darf, und was ich auch jetzt noch verschweigen soll. Aber der Mann war zu bedeutend und zu unglücklich, als dass ich nicht die Pflicht hätte, seine Ehre, die von den Mitlebenden sehr verkannt und missachtet worden war, in dem Andenken der billig urteilenden Nachwelt zu wahren, ohne seine Fehler zu leugnen.

Als er den Entschluss fasste, seinem Leben ein Ende zu machen, hinterliess er mir noch ein umfassendes Geständnis und Bekenntnis auch seiner Verschuldung. Trotz seltener Geistesgaben und ungewöhnlicher Energie ist er dennoch in dem Kampfe mit den Rassefehlern seiner Natur, mit der Ungunst seiner elterlichen und seiner persönlichen Familienverhältnisse untergegangen.

Die Familie Hirzel gehörte nicht zu den reichsten, aber zu den angesehensten der Stadt Zürich. Aber von Jugend an hatte Bernhard das Gefühl, dass dieselbe in unaufhaltsamer Entartung und im Niedergange begriffen sei, und zwar deshalb, weil sie unvorsichtige Ehen mit Frauen von niederem Stande und ungenügender Bildung nicht zu vermeiden verstanden habe. Bei dem Zweig, dem er angehörte, waren diese Befürchtungen allerdings nicht ohne thatsächlichen Grund. Sein Grossvater, Ratsherr Hirzel, heiratete die ungebildete Tochter eines reichen Handwerkers, um seine Vermögensverhältnisse zu verbessern. Der zweite Sohn desselben, der Vater Bernhard's, ward für den fremden Militärdienst bestimmt. Seine Erziehung wurde gänzlich vernachlässigt. Nachdem die französische Revolution

die Schweizerregimenter entlassen hatte, wurde derselbe dem industriellen Berufe eines Tuchscherers zugewiesen. Er war ein roher Mann ohne Bildung, der nichts schätzte als das Geld und doch nicht einmal ein guter Wirtschafter war. Für ideale Güter hatte er gar kein Verständnis. Er arbeitete fleissig den Tag über mit seinen Gesellen und Knechten, ging dann Abends in die Kneipe, um sich daselbst an rohen Spässen, im Trunk und Spiel zu ergötzen, und kam um Mitternacht nicht selten betrunken, polternd und scheltend nach Hause. Das ererbte und von seiner Frau zugebrachte Vermögen hielt er mit harter Hand fest. Die Sorge um seine Kinder kümmerte ihn wenig. Im Geschäftsverkehr war er redlich und zuverlässig; im Übrigen war nichts Edles in ihm.

Die Mutter hatte manche Talente und besass eine angeborene Herzensgüte. Sie war schön und wohlhabend. Hätte sie einen gebildeten Mann bekommen, so wäre sie wohl eine treffliche Frau und Mutter geworden. Die Verbindung mit einem rohen Manne, welcher alle Keime einer feineren Bildung mit höhnischem Spotte und mit brutaler Gewalt zerstörte, zog auch ihr Leben in die Tiefe nieder. Nun schossen auch die sinnlichen Triebe ihrer Natur üppig auf. Die frivolen Sitten, welche in der Zeit der helvetischen Revolution und der fremden Heereszüge die alte philisterhafte Strenge des Züricher Lebens als unbequeme Schranken vielfältig durchbrochen hatten, reizten ihre Lebenslust. Musste sie gelegentlich die Misshandlung ihres Mannes ertragen, so entschädigte sie sich, indem sie Anderen ihre Gunst zuwendete.

Schon als kleiner Knabe hatte Bernhard tiefe Blicke in die Untugenden seiner Eltern gethan. Diese Erlebnisse

warfen einen dunkeln Schatten auf sein Gemüt. Er konnte sich nicht so unbefangen wie andere Knaben der jugendlichen Lebenslust hingeben. Die Wehmut über seine Eltern verdüsterte seinen Sinn, und der Vorsatz, „anders zu werden als die Eltern,“ stachelte seinen Ehrgeiz.

Von den Fehlern des Vaters fühlte er sich frei; nur reizten ihn dessen Habsucht und Geldgier zu einer übertriebenen Verachtung des Geldes. Von der Mutter ererbte er die reizbare und heftige Sinnlichkeit, die er als Jüngling noch beherrschte, welcher aber der Mann zuweilen übermütig die Zügel schiessen liess.

Die religiöse Seite seiner Erziehung war ebenso mangelhaft, wie die sittliche. Der Knabe liebte und ehrte Gott nach dem Instinkte seiner Natur. Das Christentum verwarf er als ein Märchen. Er hatte in der Offenbarung einige Unrichtigkeiten zu entdecken geglaubt, und indem er fortwährend die Flecken in der Sonne aufsuchte, erblindeten seine Augen und sahen das Licht nicht mehr.

Es gab nur zwei geistige Mächte, welche ihn zu ernstem Ringen antrieben und aus der Versunkenheit seiner Umgebung emporhoben, der jugendliche Ehrgeiz und die Liebe zur Wissenschaft. Vorzüglich zog ihn das Studium der orientalischen Sprachen an. Schon im Alter von 17 Jahren las er den hebräischen Pentateuch ohne Vocale und die leichteren Stücke des arabischen Korans ohne Anstoss. Später begeisterte ihn das Sanskrit. Er verehrte in demselben die vollkommenste Sprache des Altertums und die Mutter der arischen Sprachen. Indische Weisheit und indischer Pantheismus sagten seiner Denkweise zu. Auf der Universität Berlin und später in Paris bildete er sich zu

einem Orientalisten aus, welcher mit Aussicht auf Erfolg die akademische Laufbahn betreten konnte.

Zu seinem Unglück hatte er sich noch als Studierender in Zürich mit einem Mädchen verlobt, dessen stolze Schönheit ihn mächtig angezogen hatte. Er hatte ihr freilich in Paris, von der lockeren Sitte der Pariser Studenten missleitet, die Treue nicht bewahrt. Aber er hielt sich für verpflichtet, die Braut zu heiraten, da inzwischen der Vater derselben, ein Kaufmann, genötigt worden war, seine Insolvenz zu erklären. Es schien ihm unwürdig, die vermögenslose Tochter nun zu verlassen. Er eilte nach Hause und vollzog die Ehe, obwohl seine Neigung unsicher geworden und ihm Zweifel aufgestiegen waren, ob die Charaktere zu einander passen.

Die erhoffte Professur an der neugegründeten Universität Zürich zerfloss wie ein Traumbild. Er erhielt nur eine geringe Anstellung als Inspector mit 500 Gulden Zürcher Währung (ungefähr 1000 Mark) Gehalt. Sein Vater gab ihm die Wohnung, aber kein Geld. Seine Frau besass nichts. Das dürftige Einkommen genügte nicht. Er war schon in den ersten Jahren genötigt, sein Spargeld aufzuzehren und kleine Schulden zu machen.

Schlimmer war es, dass das persönliche Verhältnis zu seiner Frau ein unglückliches war. Die Gatten passten nicht zu einander. Er hatte ein liebebedürftiges Herz und traf auf eine gehaltene eisige Kälte. Er liess sich gehen und brachte manches in Unordnung. Sie hielt mit peinlicher Sorge auf strengste Ordnung. Sie war im Verkehr mit Fremden gefällig, aufmerksam, liebenswürdig, zu Hause oft kritlich, verletzend, jähzornig, voller Launen. Die Dienstboten hielten es nicht bei ihr aus. Sie konnte wochenlang,

monatelang ihrem Manne mit einer gesuchten Gleichgiltigkeit begegnen und jeden Gruss, jedes freundliche Wort vermeiden. So erkältete sie die kaum wieder erwärmte Liebe des Mannes durch beharrliche Peinigung. Zuweilen entlud sich der Groll der Frau in heftigen Scenen. Hirzel dachte damals schon an eine Scheidung und leitete die Klage ein. Dieses Äusserste suchte sie aber zu verhindern, und er liess sich doch wieder durch eine scheinbare Versöhnung bestimmen, davon abzustehen.

In dieser Zeit eines arg zerrütteten Familienlebens hatte Bernhard die Bekanntschaft einer jungen Wittwe gemacht, welcher er seine häuslichen Leiden anvertraute, und die ihm ein inniges Mitgefühl zeigte. Solche Vertraulichkeit war für beide nicht ohne ernste Gefahr. In der That entwickelte sich in den befreundeten Seelen eine warme Zuneigung, die leicht zur Leidenschaft sich entzünden konnte. Indessen kämpfte er die eigene Leidenschaft und die der Freundin mit aller Energie seines Charakters nieder. Hirzel wusste, dass einer seiner Freunde um die Wittwe freien wollte, und war entschlossen, den Wunsch seines Freundes zu fördern und demselben eine tugendhafte Gattin zuzuführen.

Der moralische Sieg über die gefährliche Leidenschaft gelang ihm, und er trennte sich von der Freundin im Frieden. Sie dankte ihm in einem Briefe für die rettende That und fügte gerührt bei, dass der Abschiedskuss ihr unvergesslich sein werde. Diesen Brief fand seine Frau, welche die Gewohnheit hatte, in seiner Abwesenheit seinen Schreibtisch und seine Briefe zu durchstöbern, und sie erhob nun ein lautes Klagegeschrei über die Untreue ihres Mannes. Sie zeigte denselben ihrem Anwalte und ihren Bekannten.

Man kann sich denken, dass ein solcher Missbrauch des Vertrauens und diese ungerechte Entstellung einer in Wahrheit schuldlosen Freundschaft ihn auf's tiefste kränkte und erbitterte.

Bis dahin war sein Leben von keiner schweren Schuld belastet. Von da an ging es aber abwärts, dem Untergange zu.

Gegen Ende des Jahres 1837 meldete er sich zu der Pfarrstelle in Pfäffikon und wurde gewählt. Die unerquicklichen Verhältnisse in dem väterlichen Hause und seine ökonomisch gedrückte Lage stellten ihm diese Wahl eines neuen Berufs wie eine Rettung aus dem Elend dar. Später betrachtete er sie als eine schwere Sünde, als einen Verrat an der Wissenschaft, der sein Leben geweiht war, als eine Profanation des Heiligen.

Rasch erwarb er das Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinde. Unverdrossen und eifrig arbeitete er an ihrem Wohle. Er nahm sich der Dorfjugend getreulich an, wurde der Freund und Lehrer der Volksschullehrer, förderte jede gemeinnützige Thätigkeit, regte das geistige Leben mächtig an und übte durch Predigt und Seelsorge einen wohlthätigen Einfluss aus. Er heuchelte keinen Glauben, den er nicht hatte, aber er vergeistigte nach seiner Auffassung das christliche Dogma und passte seine Lehre dem Verständnis der Gemeinde an. In seinem Bekenntnisse spricht er sich über seinen Glauben so aus:

„Der Pantheismus ist die einzige religiöse und philosophische Wahrheit in den sogenannten überirdischen Dingen und ganz übereinstimmend mit der heiligen Schrift, sobald man dem Pan (dem All) selbstbewusste, sich selbst und die Teile leitende Kraft zuschreibt. Unser

alleiniger Richter vor Gott ist der Glaube d. h. unsere Überzeugung. Den Menschen auf Erden richtet nichts als das Gesetz, inbegriffen die Sitte. Die Strafe geht unter in sich selber, sobald der Schuldige sie anerkennt und will."

Der Beruf eines Landpfarrers passte doch nicht zu seiner Natur und konnte ihn nicht befriedigen. Die schiefe Stellung, in die er aus Nahrungssorgen sich hineinbegeben hatte, wurde aber heftig verschlimmert durch persönliche Verschuldung.

Das unglückliche eheliche Verhältnis, in welchem er lebte, und seine sinnliche Schwäche verleiteten ihn, sich ausserhalb der Ehe das eine und andere Mal in Verkehr einzulassen mit Frauen zweideutigen Rufs oder doch niedriger Bildung. Er wollte vom Schicksal, was es ihm versagte, erzwingen und der öffentlichen Meinung trotzen, deren Ungerechtigkeit er sattsam erfahren hatte.

Allein der Widerspruch zwischen seinem Berufe und der idealen Lebensaufgabe auf der einen, und zwischen der sinnlichen Verschuldung und den daraus sich für ihn ergebenden finanziellen Schwierigkeiten auf der anderen Seite, bedrückte ihn innerlich schwer und führte ihn an den Rand der Verzweiflung. Von aussen her aber stürmten die um ihn her schwirrenden bösen Gerüchte und der widerliche Klatsch, der ihn verfolgte, wie Dämonen auf ihn ein. Im Gefühle des Widerspruchs, in welchen er mit der öffentlichen Meinung geraten war, schrieb er: „Die öffentliche Meinung ist die niederträchtigste Hure. Ehre wie Schande der Menschen gleichen dem Resultate der souveränen Volksversammlung, welche bei den Wahlen ihr Urteil ausspricht. Was sich dieser öffentlichen Meinung widersetzt, bei den

Heiden und Muhamedanern, wie bei den Christen, muss zu Grunde gehen.“ —

Als er im Jahr 1839 in die Geschichte seines Vaterlandes gewaltsam eingriff und die Bauern der östlichen Bezirke nach Zürich führte, hatte die eigene Verzweiflung, ohne dass er sich derselben völlig bewusst geworden, auch einen Anteil an dem gefährlichen Wagnis. Er hoffte im Stillen, ein Opfer des bevorstehenden Kampfes zu werden und durch seinen Tod zugleich die Schuld zu sühnen und seinem Volke einen grossen Dienst zu leisten. So frei er in religiösen Dingen dachte, so wenig er ein orthodoxer Fanatiker war, so war er doch lebhaft von der Überzeugung durchdrungen, dass das Volk nur in dem positiven Christentum den Seelenfrieden und das Heil finden könne, nach denen es verlange. Er bedachte nicht, dass er nicht der richtige Helfer und Retter, und die von ihm gewählte Gewaltthat und Empörung nicht das richtige Mittel sei, um dem Volke jene Güter zu sichern.

Das Schicksal verschonte ihn diesmal. Es hob ihn sogar empor. Er wurde in den Grossen Rat gewählt und ward Mitglied des Erziehungsrates. In beiden Behörden arbeitete er mit Eifer und Geschick. Aber die verwegene That hatte ihm auch zahlreiche und eifrige Feinde erweckt, die auf seinen Untergang sannen.

In glücklicheren Zeiten hatte er das Indische Drama von Kalisada, die Sakuntala, übersetzt und herausgegeben. Die formlose, aber innige Herzensliebe, welche in dem reizenden Gedichte verherrlicht wurde, sagte seinem Charakter zu. In der ernsteren und wechselvollen Zeit beschäftigte ihn die Übersetzung des sogenannten Hohenliedes, das herkömmlicherweise als ein frommes Lied

religiöser Liebe und Hingebung aufgefasst wurde, das aber in Wahrheit der Ausdruck begeisterter Geschlechtsliebe ist. Seine Übersetzung ist diesem letztern Geiste treu geblieben. Den trüben Gedanken, die ihn bewegten, verlieh er in einem hebräischen Gedichte im alten Prophetenstyl einen Ausdruck. Er gab dasselbe 1844 unter dem Titel: „Gericht des Todesboten über den Erdkreis“ hebräisch und deutsch heraus. Eine Stelle, die sich auf Zürich bezieht, mag den Geist des finstern Gedichtes andeuten.

„Ach warum bist du gefallen
In die Hand der Kinder des Truges,
Oder ach
Der Kinder des Übermutes?!
Siehe, des Todes sterben
Musst auch du:
Denn nach Sünde
Folgt Tod
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

So ging ein Jahr vorüber. Da kam zu der ersten Verwickelung eine neue hinzu. Und nunmehr brach das Unwetter der öffentlichen Meinung los. Hirzel konnte unmöglich länger Pfarrer in Pfäffikon bleiben. Er nahm und erhielt seine Entlassung und kehrte nach Zürich zurück. Noch Einmal wollte er ein Zeugnis seiner wissenschaftlichen Befähigung ablegen und dann sterben. Das Leben war ihm zum Eckel geworden. Seine Frau hatte ihn verlassen. Sein Vater drohte mit Enterbung. Die Gesellschaft verstiess ihn. Geächtet von der Welt, erwiderte er ihren Hass mit Hass und Verachtung.

Damals übersetzte er aus dem Sanskrit ein philosophisches Drama von Krischnamisra, den „Mondaufgang der Erkenntnis“. Der Kampf der philosophischen Sy-

steme ist darin vortrefflich geschildert, und der Sieg der Wahrheitserkenntnis über den täuschenden Schein verkündet. Mich interessierte das gedankenreiche Gedicht damals um so mehr, als ich manche Anklänge darin fand an die Rohmerische Philosophie, die ich studierte.

Im Übrigen war mir klar: Wenn Hirzel noch zu retten war, so musste er aus Zürich fort in eine neue Umgebung, in welcher sein Geist wieder sich freier fühlen konnte, und die Hoffnung, sich emporzuarbeiten, die Schwingen kräftigte. Entweder Tod oder ein wiedergeborenes Leben, das war die Alternative. Ich suchte ihn zu dem letzteren Wagnis zu bestimmen. Noch Einmal wollte er es versuchen, wenngleich er kein rechtes Vertrauen zu sich selber fand und den Gedanken nicht los ward, dass er zum Untergang bestimmt sei. Die Hilfe unserer Freunde machte es möglich, dass er nach Paris ging und dort sich eine neue Laufbahn eröffnete.

Liebe und Poesie erhellten noch einmal vor dem Tode sein unglückliches Leben mit einem grellen, seltsamen Blendlicht.

Er hatte nach seinem Weggang von Pfäffikon in Zürich ein junges hübsches Mädchen gefunden, das ihn sofort gewann. Hier will ich sein eigenes Geständnis sprechen lassen:

„Erinnerst du dich noch, als ich einst dich fragte, woher es doch komme, dass Friedrich Rohmer eine solche Macht über Dich, den Bedächtigen, errungen habe, deiner Erwiderung: „Der Blitz schlägt eben plötzlich ein und zündet, wo er soll.“? Sieh, ein ähnlicher Blitz traf auch mich und sollte eben zünden. Du magst lächeln oder grollen, es ist doch wahr. Noch bevor ich mit ihr ge-

sprochen habe, fühlte ich bei ihrem Anblick mehr Poesie in mir aufleuchten als jemals in meiner Jünglingszeit. Eine unaussprechliche Sehnsucht nach ihr liess mir keine Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Alle früheren Liebschaften erschienen mir wie eitler Traum und Schaum. Ich wusste, dass ich endlich die Ergänzung meines Lebens gefunden habe. Sie musste mein werden, und galt es Leben, Ehre und Seligkeit. Wer hat sie mir vor die Augen geführt? Wer den Blitz gesendet? Und wozu? Es war offenbar wieder mein Schicksal. Es musste so sein."

„Ich traf mit ihr zusammen, und ihr geistig regsames, kindliches Wesen, verbunden mit einer unbedingten Hingebung, der offensten Aufrichtigkeit und einer mächtigen Opferkraft, mit Einem Worte, mein weibliches Ideal, wiewohl noch nicht poliert, fesselte mich unwiderstehlich auf Tod und Leben. Auch sie fühlte sich von mir, wie sie sich ausdrückte, von meinen Augen gebannt. Wir wurden Eins, und Eins werden wir bleiben, so lange wir leben!"

„Und wer ist eigentlich diese Marie? Sie ist eine vor wenig Jahren in die Gemeinde Zollikon aufgenommene Heimatlose, deren Voreltern, obwohl Heimatlose im Canton Zürich fortwährend geduldet wurden, laut der Tradition aus Waedischwil stammten, aber zur Zeit der Reformation ihr Bürgerrecht verloren hatten, weil sie dem katholischen Glauben treu blieben. Auch sie ist katholisch."

Marie Welti übte in der That einen guten Einfluss auf ihn aus. Sie befreite ihn von allen anderen unwürdigen Verbindungen, sie bewahrte ihn vor einer schweren Schuld, die er in der Verzweiflung und im Zorn über die feindlichen Intriguen bereit war sich aufzuladen, sie regte

seine Thatkraft an. Sie war wirklich sein guter Engel. Aber sie war entschlossen, mit ihm zu leben und zu sterben. Als er nach Paris abgereist war, besuchte sie mich. Ich stellte ihr die Gefahren vor, die in Paris sie bedrohen, und die Schwierigkeiten, welche der einzigen günstigen Lösung aller Verwicklungen, der Ehe mit ihrem Freunde, im Wege stehen. Dazu war die vorausgehende Scheidung unerlässlich. Frau Hirzel hatte wohl Rechtsgründe genug, um auf Scheidung zu klagen. Aber sie wollte weder mit ihrem Manne leben, noch wollte sie sich von ihm scheiden lassen. Das harte kalte Recht und die flüssige glühende Liebe kämpften wider einander. Auch er konnte auf Scheidung dringen, aber seine Klage konnte nur sehr langsam zum Ziele führen.

Als ich der Welti von seinem Vorsatz zu sterben sprach, erklärte sie mir: „Wenn er geht, so gehe ich mit. Ich muss ihm vor Gott beistehen, wenn er Rechenschaft geben muss.“ Sie bot mir noch zum Abschied ein von Maler Öri gemaltes Porträt des Freundes an. Ich war zu unwillig über ihn und lehnte die Gabe ab. „Gut denn,“ sagte sie, „ich werde das Porträt vernichten, wenn Sie es nicht wollen. Kein Anderer darf es bekommen.“

Sie reiste ihm nach Paris nach.

Dort glückte es ihm mit Hilfe besonders seines Freundes, des Orientalisten Henschel, vorerst eine kleine Anstellung in einem Privathause zu erhalten. Indessen war die Hoffnung zu schwach, dass er die Schwierigkeiten des Lebens überwinden könnte. Wieder erfasste ihn die Verzweiflung, und er vollzog den lange gehegten Vorsatz.

Eines Tages erhielt ich die Nachricht, Hirzel und seine Geliebte haben gemeinsam ihrem Leben ein Ende

gemacht. Ähnlich wie der Dichter Kleist mit seiner Freundin den Tod in der Nähe von Berlin gesucht, begab auch er sich mit seiner treuen Marie in der Nähe von Paris an einen stillen Ort. Da lebten sie noch ein paar Tage geeint und bereiteten sich auf den Tod vor. Sie starben freiwillig an dem gemeinsam genossenen Gift.

Mich schmerzte dieser Tod, und doch konnte ich dem Freunde, den ich sehr geliebt und sehr bedauert hatte, darüber nicht gram sein. Er war ein tragisches Opfer mehr noch eines unseligen Geschicks, als der eigenen Verschuldung. Diese war freilich gross und schwer, aber gross und achtungswert waren auch die Liebe in ihm, die Aufopferungsfähigkeit für ideale Güter und ein Seelenadel, der befleckt, aber nicht zerstört war. Gott wird ihm gnädig sein. —

32.

Parteimanifest der Mittelpartei. Gespräche mit dem österreichischen und dem französischen Gesandten. Versuch, den Papst Pius IX. zur Zurückrufung der Jesuiten zu bewegen.

Die schweizerische Krisis näherte sich der gewaltsamen Entladung. Ich war zu der Überzeugung gekommen, dass weder meine Partei, noch ich in der nächsten Zeit etwas Erhebliches leisten könne. Immer entschiedener gewannen je die extremen Parteien, entweder Radikale oder Ultramontane, in den verschiedenen Cantonen das Übergewicht. Aber ich war ebenso überzeugt, dass auf die schweizerische Revolution die deutsche folgen werde, und dass in den grossen europäischen Verhältnissen es eher möglich werde, die Extreme zu überwinden und

dann einen dauernden Fortschritt zu machen. Seit 1846 dachte ich daher ernstlich daran, die Schweiz zu verlassen.

Vorerst wollte ich noch einmal im Grossen Rat unsere eidgenössische Politik deutlich gleichsam in einem Manifest aussprechen, die liberal-conservative Partei scharf trennen von den beiden feindlichen Heerlagern und für die Zukunft eine möglichst gesicherte Mittelstellung einnehmen. So kam im Sommer 1846 mein Antrag einer Tagsatzungsinstruction zu Stande, dem natürlich nur eine Minderheit, aber die zuverlässigsten Parteigenossen zustimmten. Einigen juristisch gebildeten Freunden war derselbe zu politisch-frei; sie wollten in der Jesuitenfrage nicht so weit vorgehen. Dem Bürgermeister von Muralt war derselbe zu wenig nachgiebig in der Klosterfrage, die er als erledigt ansah. Abgesehen von diesen wenigen Führern stimmte die Partei mir zu. Hinterdrein ist es klar geworden, dass der Hauptfehler des Antrags nicht darin zu finden war, dass er zu wenig, sondern dass er zu viel Rücksicht auf das formelle Bundesrecht nahm und nicht entschieden genug die liberalen Tendenzen der Zeit beachtete.

Aber den Eindruck einer gerechten und wohlwollenden Erwägung und Abwägung der IV Streitfragen macht der Antrag doch, den ich daher wörtlich in diese Denkwürdigkeiten aufnehme.

Antrag.

Die zürcherische Gesandtschaft wird angewiesen, auf der bevorstehenden eidgenössischen Tagsatzung im Sinne der nachfolgenden Betrachtungen auf Herstellung eines gesicherten Rechtszustandes und eines soliden Friedens in der Schweiz hinzuwirken.

In Anbetracht:

1) dass unser gemeinsames Vaterland immer mehr sich nach zwei einander entgegengesetzten extremen Richtungen zu spalten droht;
2) dass diese Spaltung und die Bildung zweier feindlicher Lager den inneren Frieden der Schweiz ernstlich gefährdet, ihre Ruhe und Sicherheit im Verhältnis zu dem Auslande blosstellt und jeden wahren Fortschritt in eidgenössischen Dingen unmöglich macht;
3) dass der Stand Zürich durch seine Stellung in der Eidgenossenschaft als leitender Vorort eine erhöhte Veranlassung hat, nichts zu unterlassen, was zur Beseitigung dieser unglückseligen Spaltung und zu einer wahren Befriedigung der Schweiz führen kann;
4) dass für eine solche vermittelnde Aufgabe nur dannzumal Aussicht auf Erfolg vorhanden ist, wenn alle bloss cantonalen oder confessionellen Sympathien oder Antipathien vor der Liebe zu dem Gesamtvaterlande in den Hintergrund treten und die Streitfragen, welche sich in neuerer Zeit erhoben haben, im Geiste einer wahrhaft eidgenössischen Politik und mit Beachtung des Bundesrechts erledigt werden;

erhält die Gesandtschaft den Auftrag, alle hieher gehörigen Fragen *in ihrem inneren Zusammenhange* aufzufassen und auf *gleichzeitige, gemeinsame* und *gerechte* Schlichtung derselben hinzuarbeiten.

Die drei Hauptereignisse, an die sich eine Reihe untergeordneter Streitfragen anknüpfen, sind:

I. *die Aufhebung der Klöster* durch den Stand *Aargau* im Jahr 1841;

II. die Berufung der Jesuiten von Seite des vorörtlichen Standes Luzern im Jahr 1844;

III. die in den Freischarenzügen vom 8. Dezember 1844 und 31. März 1845 zu Tage getretenen anarchischen Angriffe auf Luzern.

Zu diesen drei Hauptpunkten tritt nun hinzu:

IV. die Bildung eines neuen Sonderbundes von 7 katholischen Ständen im Jahr 1846.

Zu I. **Klosteraufhebung.**

Durch die Aufhebung der Klöster von Seite des Standes Aargau wurde

a) das Wort und der Geist des Bundesvertrags von 1815 verletzt;

b) und überdem, da diese Rechtsverletzung von einer Mehrheit protestantischer Mitglieder mit Bezug auf ein katholisches Institut beschlossen und durchgesetzt wurde, die katholische Bevölkerung nicht bloss im Aargau, sondern auch in der übrigen Schweiz in ihrer confessionellen Ruhe gestört und in ihren confessionellen Rechten gekränkt.

Die Sühne für das begangene Unrecht, zu welcher die Tagsatzung nachher den Stand Aargau angehalten hat, hat sich, wie die seitherige Geschichte beweist, hauptsächlich aus zwei Gründen als ungenügend erwiesen:

a) weil die in den Augen des katholischen Volkes weit wichtigeren und reichen Abteien samt ihrem Vermögen aufgehoben blieben, und nur die weniger bedeutenden und ärmeren Frauenklöster hergestellt wurden, somit das Unrecht in der Hauptsache fortdauert;

b) weil auch der Beschluss der Tagsatzung, durch den sie sich mit jener Sühne für befriedigt erklärt hat,

von einer hauptsächlich aus protestantischen Ständen gebildeten Mehrheit gegenüber einer grossen, vorzugsweise aus katholischen Ständen gebildeten Minderheit gefasst wurde.

Zu II. **Jesuitenberufung.**

Der Stand Luzern hat zwar durch die Berufung der Jesuiten keine ausdrückliche Bestimmung des Bundes verletzt. Aber er hat durch die rücksichtslose Art, wie er entgegen den einmütigen Vorstellungen der ganzen protestantischen Bevölkerung der Schweiz und entgegen den Abmahnungen sehr vieler redlich gesinnter und einsichtiger katholischer Schweizer von seinem cantonalen Rechte Gebrauch gemacht und die Berufung der Jesuiten betrieben und durchgeführt hat, in einem grossen Teile der Schweiz eine mächtige Gährung hervorgerufen und dem Frieden der Gemüter eine tiefe Wunde versetzt. Das diesfällige moralische Unrecht ist, auch wenn die in der aargauischen Klosteraufhebung liegende Anreizung in Anschlag gebracht wird, doch um so weniger zu entschuldigen, als Luzern, als einer der Vororte, in besonderem Maasse angewiesen war, auf die paritätische Natur der Schweiz billige Rücksicht zu nehmen, und auf die dem confessionellen und politischen Frieden der Schweiz von daher drohenden Gefahren in wohlwollender und unzweideutiger Weise ernstlich aufmerksam gemacht war.

Der Stand Luzern kann die darin liegende, vom eidgenössischen Standpunkte nicht zu billigende Politik auch nicht damit rechtfertigen, dass die Berufung jenes Ordens ein notwendiges Bedürfnis des Cantons gewesen sei zur Erhaltung seines katholischen Glaubens; denn es ist erwiesen und durch die neuesten Verhandlungen zwischen

der Krone Frankreich und dem päpstlichem Stuhle von dem Papste selbst thatsächlich anerkannt worden, dass auch die orthodoxe römisch-katholische Kirche des Jesuitenordens entbehren und auch ohne denselben blühen kann.

Auch dieses moralische Unrecht ist zur Stunde noch nicht gesühnt, und es ist begreiflich, dass ein sehr grosser Teil der Schweiz gegen den Vorort Luzern mit entschiedenem Misstrauen erfüllt ist.

Zu III. **Freischarenzüge.**

Die wiederholten Freischarenzüge gegen Luzern und die Stimmung in mehreren der wichtigsten Cantone über dieselben beweisen unwiderleglich die Verbreitung und Stärke anarchischer Tendenzen in einem grossen Teile der Schweiz, und den Mangel an Vertrauen gewährenden Garantien des bestehenden Rechtszustandes und Landfriedens.

Die ausserordentliche Tagsatzung im Februar 1845 hatte sich im Angesicht des bevorstehenden Sturmes aufgelöst, ohne auch nur einen energischen Versuch zu unternehmen, um den Frieden gegenüber bewaffneten Freischaren aufrecht zu erhalten. Mehrere Cantone hatten mittelbar und unmittelbar dem Zuge Vorschub geleistet. Der Canton Zürich war im Moment der That gelähmt, und die eidgenössische Armee, die er aufrief, konnte im Wesentlichen nur dazu verwendet werden, um dem Umsichgreifen des Bürgerkrieges zu wehren; das Gebiet Luzern zu schützen, kam sie zu spät.

Zwar hat der Stand Zürich stets das Freischarenwesen getadelt und nachträglich mit Strafe bedroht. Aber indem er wenige Monate nach jenen Ereignissen dem

intellectuellen Führer der Freischaren sein Bürgerrecht geschenkt hat, hat er gegen seine Aufrichtigkeit in Bekämpfung jener Tendenzen und gegen seine Entschiedenheit, für den Landfrieden einzustehen, bei einem grossen Teil der schweizerischen Bevölkerung erhebliche Zweifel erweckt und auch seinerseits die eidgenössischen Rücksichten nicht hinreichend gewahrt.

In weit höherem Maasse aber geeignet, das Misstrauen und die Spannung zu steigern und einen Teil der schweizerischen Stände mit lebhaften Besorgnissen vor neuen feindlichen Angriffen zu erfüllen, sind die neuesten Ereignisse in dem vorörtlichen Stande Bern, wo durch eine innere Revolution diejenigen Männer, welche den Volksbund geleitet und die Freischaren angeführt hatten, zur Leitung dieses so wichtigen Standes sich emporgeschwungen haben. Es ist so weit gekommen, dass man gezwungen ist, sich die Möglichkeit nahe zu denken, dass die Wahrung des eidgenössischen Bundesrechts und des Landfriedens von dem Stande Bern als vorörtlichem Stande vorzüglich den Männern in die Hände gelegt werde, welche vor Kurzem offenkundigerweise an dem Stande Luzern das Bundesrecht und den Landfrieden gebrochen haben.

Besteht schon gegen den Vorort Luzern bei manchen Ständen ein grosses Misstrauen, weil derselbe in der Jesuitensache eine uneidgenössische Politik an den Tag gelegt habe, so ist es erklärlich, wenn manche andere Stände zu dem Vororte Bern noch weniger Vertrauen hegen können, insofern dieser seine und somit beziehungsweise die eidgenössische Politik den Führern der Freischaren anvertrauen sollte.

Zu IV. **Katholischer Sonderbund.**

Wenn sich auch die enge und militärisch organisierte Verbindung der 7 katholischen Stände zunächst als ein Bund der Verteidigung gegen unrechtmässigen Angriff darstellt und eine teilweise Entschuldigung in der grossen Unsicherheit der gegenwärtigen Rechtszustände findet, so ist derselbe doch hinwieder geeignet, die verderbliche Kluft zwischen den verschiedenen eidgenössischen Ständen zu erweitern und nicht bloss die Gefahren eines Bürgerkrieges bedeutend zu vergrössern, sondern auch einem solchen Bürgerkrieg, so viel an ihm liegt, zugleich den Charakter eines Religionskrieges beizulegen.

Denn es liegt in diesem Sonderbund:

a) eine Verletzung des bestehenden schweizerischen Bundesrechts, welches keinen zweiten von dem gemeinsamen eidgenössischen Bunde unabhängigen und unter Umständen diesem feindlich gegenüberstehenden organisierten Bund einzelner Stände zulässt;

b) indem er sich zu einem ausschliesslich katholischen Bunde stempelt und das Andenken an den sogenannten Borromäerbund von 1586 auffrischt, zugleich eine Berufung auf die confessionellen Leidenschaften.

Diesen unheilvollen Zuständen entgegenzuwirken, deren schwere Folgen wo immer möglich von dem Vaterlande abwenden zu helfen und auf Herstellung eines wahren confessionellen und politischen Friedens hinzuarbeiten, soll sich die zürcherische Gesandtschaft keine Mühe verdriessen lassen. Als leitenden Gesichtspunkt hat sie ausser den obigen Betrachtungen noch Folgendes zu beachten:

Sie soll die gleichzeitige und gerechte Erledigung dieser IV Hauptpunkte anstreben, und zu keiner

einseitigen Behandlung einzelner Hauptpunkte, die als blosser Parteisieg eines Extrems gedeutet werden könnte, Hand bieten.

Namentlich soll sie berücksichtigen:

1) dass die Herstellung der aargauischen Klöster und zugleich die Beibehaltung der Jesuiten einen absoluten Triumph der ultramontanen Richtung in sich schlösse, welches der Natur der Schweiz als eines paritätischen Landes entschieden widerspricht;
2) dass umgekehrt das Beharren auf der Klosteraufhebung und zugleich die Verweisung der Jesuiten einer Unterdrückung der katholischen Stände gleichkäme und eine Missachtung der paritätischen Natur der Schweiz von entgegengesetzter Seite wäre;
3) dass ein gleichzeitiges Fallenlassen der Klosterfrage und der Jesuitenfrage zwar nicht so einseitig und jedenfalls vorzüglicher als die beiden vorher bezeichneten Behandlungsweisen wäre, dass auch dafür sowohl das formelle Recht als der gegenwärtige factische Zustand der Dinge spräche, dass aber dieser Vorschlag doch nur als Notbehelf betrachtet werden muss, in Wahrheit nur Waffenstillstand, nicht Friede ist, — die bestehende Spaltung nicht hebt, sondern nur für einige Zeit verhärtet;
4) dass ein aufrichtiger, confessioneller Friede die gleichzeitige und gerechte Erledigung der Kloster- und der Jesuitenfrage voraussetzt. Zu diesem Behuf muss durch die That der katholischen Bevölkerung

bewiesen werden, dass auch die protestantischen Stände ihr auch mit Bezug auf die katholischen Klöster volles und unverkümmertes Bundesrecht halten, und ebenso muss gleichzeitig wieder durch die That der protestantischen Bevölkerung anschaulich gemacht werden, dass auch die katholischen Stände voraus eidgenössische Stände seien und sich nicht im Gegensatze zu den Eidgenössischen von einer ausschliesslich katholischen Politik leiten lassen. Würde in der Klosterfrage das Recht der katholischen Stände und zugleich in der Jesuitenfrage die gebührende Rücksicht auf die protestantische Bevölkerung zur Anerkennung gebracht, so wäre allem Volk klar, dass der confessionelle Friede wiedergekehrt sei;

5) dass hinwieder die politische Beruhigung der katholischen Stände vor gewaltthätigen und widerrechtlichen Angriffen, sei es durch Freischaren oder durch Stände, die im Sinne der Freischaren regiert werden, und die Beseitigung des katholischen Sonderbundes in innerer Verbindung stehen, und dass die Eidgenossenschaft für beides zugleich zu sorgen Veranlassung und Pflicht hat.

In diesem Sinne wird der Gesandtschaft Vollmacht erteilt, zu handeln und zu stimmen.

Die bewusste und friedliche Haltung der liberal-conservativen Partei, welche in mehreren Cantonen bedeutende Verbindungen hatte, veranlasste manche fremde Diplomaten in der Schweiz, mich zu besuchen. Der österreichische Gesandte bemühte sich vergeblich, mich zu einem freundlicheren Verhalten gegenüber dem Sonderbund zu bewegen.

Er war ein Zögling und Anhänger der Jesuiten. Aus dem Gespräch teile ich Einiges mit:

Er: „Reden Sie mir nicht von der Grösse des sechzehnten Jahrhunderts."

Ich: „Und doch hat das sechzehnte Jahrhundert etwas Grosses erzeugt, voraus das Princip der geistigen Freiheit und der Hoheit des States."

Er: „Der Stat war vorher schon unabhängig von der Kirche, vor allem in England. Überdem will die Kirche nicht übergreifen in den Stat."

Ich: „Allerdings gab es schon früher eine teilweise Freiheit des Stats. Aber erst das sechzehnte Jahrhundert hat der mittelalterlichen Oberhoheit des Papstes über den Kaiser definitiv und principiell ein Ende gemacht. Dieses Resultat bleibt, und selbst Österreich würde sich dasselbe nicht mehr nehmen lassen."

Er: „Die Kirche will nur das Recht schützen, mehr nicht."

Ich: „Die Kirche ist nicht dafür da, das Recht zu schützen. Ihr kommt das weltliche Schwert, welches das Recht schützt, nicht zu."

Er: „Es ist doch gut, wenn die Kirche da, wo rohe Gewalt geübt wird, davon abmahnt."

Ich: „Allerdings. Das ist aber nur eine moralische Aufgabe. Zum Schwerte greifen darf sie nicht."

Er: „Zürich wird nicht voran sein in den nächsten Kämpfen. Wer weiss, ob nicht Manche von denen, welche gegenwärtig leiten, im Momente der Krisis das radikale Lager verlassen und zu den Anderen übergehen werden?"

Ich: „Es gibt Manche unter uns, die einen Krieg nicht wünschen. Wenn es trotzdem dazu kommt, so

müssen sie dem radikalen Impulse folgen oder würden weggeworfen. Zürich wird nicht leiten. Dennoch wäre es irrig zu glauben, dass Zürich unter allen Umständen in dem radikalen Schlepptau bleiben werde."

Er: „Wohl; aber wenn die Lage eine andere wird, an wen werden Sie sich dann anschliessen?"

Ich: „Nicht an die Radikalen."

Er: „Einverstanden."

Ich: „Nicht an die katholische Partei."

Er: „Nun ja, aber Sie werden das Recht schützen."

Ich: „Ja, das Recht, aber keineswegs das bloss formelle Recht."

Er: „Es gibt kein anderes, als formelles Recht."

Ich: „Dann streichen Sie die schönsten und grössten Entwickelungen der Weltgeschichte."

Er: „Wenn man das formelle Recht verlässt, dann hat man keinen Halt mehr."

Ich: „Es gibt Fälle, wo starres Festhalten am formellen Recht Untergang heisst. Wie steht es in Galizien? Ist es wahr, dass die Leibeigenschaft aufgehoben wird?"

Er: „Sie besteht schon nicht mehr."

Ich: „Gut, dann hat sie Kaiser Joseph II. schon aufgehoben, und das formelle alte Recht durch ein besseres neues verdrängt."

Er: „Die Bauern daselbst sind glebae adscripti. Das ist dort Recht."

Ich: „Das ist ja noch Leibeigenschaft. Der Bauer ist ohnehin mit seinem Gute verbunden. Aber ein absolutes Recht der Gebundenheit an die Scholle darf doch nicht gelten. Wenigstens Ausnahmen müssen zugestanden werden."

Er: „Ich sehe nicht ein, wie solche Ausnahmen ohne Rechtsverletzung zugelassen werden könnten.“

Ich: „Sagen Sie mir, wenn Christus in einer Galizischen Bauernfamilie geboren worden wäre, hätte auch er darauf verzichten müssen, herumzuziehen und das Evangelium zu verkünden?“

Er suchte auszuweichen, ich wiederholte die Frage.

Er: „Ja, er hätte als glebae adscriptus darauf verzichten müssen. Die Schranken sind für Alle gezogen.“

Ich: „So, und das nennen Sie Recht? ein Recht, welches das natürliche Recht des grössten Individuums verneint!“

Viel verständiger äusserte sich der französische Gesandte. Auch davon habe ich Einiges niedergeschrieben.

Er bemerkte: „Ich habe mich überzeugt, dass die Elemente der Ordnung in der Schweiz stärker sind, als man gewöhnlich meint. Das Nötigste ist, die Leidenschaften zu ermässigen. Man kann die eidgenössischen Fragen nicht lösen; deshalb muss man sie fallen lassen. Hätte man bei uns die Jesuitenfrage vor die Kammern gebracht, wir würden auch in grosse Aufregung gekommen sein und noch darin stecken. Aber man hat sie fallen lassen, und nun ist sie vergessen. Ich habe oft von Schweizern sagen hören, Frankreich hätte in Rom auf Entfernung der Jesuiten aus Luzern wirken sollen. Auch solche haben das gesagt, die jede fremde Einmischung in schweizerische Händel verwerfen; als ob das keine Einmischung wäre. Bevor die Jesuiten nach Luzern berufen wurden, hat Frankreich in Rom dagegen gewirkt. Schon glaubte unser Gesandter Rossi, er habe das erreicht. Damals war die Frage noch offen, heute ist sie es nicht mehr. Nun können wir

Nichts machen, ohne in eine falsche Stellung zu geraten. Luzern hat von seinem Rechte Gebrauch gemacht. Wir sind mit diesem Gebrauche nicht einverstanden, aber wir können in Rom nicht das Recht Luzerns bestreiten. Überdem würde es Nichts helfen. Die Päpste lieben es, ihre Infallibilität auch in die Politik hineinspielen zu lassen. Da der vorige Papst den Luzernern die Jesuiten empfohlen hat, so wird der jetzige Papst nicht wenige Jahre nachher seinen Vorgänger desavouieren.“

Da ich ihm bemerkte, ich fürchte die Jesuiten nicht, wohl aber den Geist der Politik, die sich ihnen zu Füssen geworfen habe, denn das sei der Geist der Reaction, die jeden Fortschritt hindere, so kam das Gespräch auf die Bundesverfassung und die Notwendigkeit einer Bundesreform. Er fragte mich über meine Ansicht betreffend das Project Rossi und über meine Ideen betreffend eine neue Organisation der Bundesgewalt, und äusserte sich sehr befriedigt über meine Mitteilung. Sodann sagte er: „Als ich in die Schweiz kam, hörte ich immer, die einen Schweizer warnen vor Österreich und die anderen vor Frankreich. Der Glaube, dass Frankreich und Österreich sich in der Schweiz bekämpfen, war sehr verbreitet. Dann wurde ich gewahr, dass die Schweizer sich um Frankreich und Österreich sehr wenig kümmern und sich über beide moquieren. Das hat viel zu der gegenwärtigen Situation beigetragen und die extremen Gegensätze verstärkt. Es war auch früher wirklich so, aber es ist nicht mehr so. Frankreich und Österreich wollen und brauchen keinen politischen Einfluss mehr in der Schweiz. Sie sind in der Hauptsache in der Auffassung der schweizerischen Angelegenheiten einig. Sie kümmern sich mehr um die socialen

Zustände der Schweiz als um die politischen. Nur in den äusserlichen Formen unterscheiden wir uns von Österreich. Ich mache sogar Herrn Ochsenbein meinen Besuch, weil er einmal als Chef der Regierung gewählt ist. Es ist allerdings nicht zu leugnen, dass die Ideen und das Schicksal von Frankreich auf die Schweiz von jeher einen grossen Einfluss geübt hat. Auf unsere Revolution folgte die helvetische Republik, dann auf das Consulat und das Kaisertum die Periode der Mediationsverfassung, auf die Restauration in Frankreich die Restaurationsverfassung der Schweiz. Die Pariser Julirevolution ging den schweizerischen Revolutionen der dreissiger Jahre voraus. Von da an gehen aber die beiden Länder auseinander. Bei uns ist der Radikalismus gebändigt worden, in der Schweiz hat der Liberalismus in den Radikalismus umgeschlagen. Das ist das Bedenkliche."

Ich machte darauf aufmerksam, dass die Schweiz, wie sie geographisch zwischen Frankreich und Deutschland liege, so auch den Übergang bilde in den politischen Schicksalen. Die deutsche Bewegung folge immer, schon seit dem Mittelalter, um ungefähr 50 Jahre nach der französischen. So sei Deutschland gegenwärtig in einer ähnlichen geistigen Krise, wie Frankreich zu Anfang der französischen Revolution. Unsere erste helvetische Revolution sei nur ein Nachhall der französischen Revolution gewesen, ohne ein eigenes Bewusstsein. Wie ein Traum sei sie vorübergegangen. Die gegenwärtige schweizerische Revolution sei eine nationale Krankheit und müsse durchgemacht werden. Wenn auch die Julirevolution von 1830 einen Anstoss gegeben habe, so sei das wesentlich Neue bei uns nur aus der Beziehung zu der kommenden deutschen Re-

volutionsperiode zu erklären. Frankreich habe seine Revolution hinter sich, Deutschland die seinige vor sich. Wir ringen einstweilen noch mit unserer Revolution. Dieselbe wird aber nicht so gefährlich werden, wie die französische der Neunzigerjahre gewesen war. Die Wahrheit dieser Bemerkung schien ihm einzuleuchten.

Über Zürich bemerkte er: „Die politischen Ideen gehen vornehmlich von Zürich aus. Darauf beruht Ihr Einfluss. Es ist gut, dass Zürich beschwichtigend und ermässigend wirkt. Der „legale Radikalismus", der jetzt in Zürich herrscht, hat Manches gelernt und bildet den Übergang zum Liberalismus."

Der bösartigste und giftigste Stachel in den schweizerischen Parteikämpfen war offenbar die Jesuitenberufung nach Luzern. Gelang es, diesen Dorn aus dem eidgenössischen Körper herauszuziehen, so war noch eine Genesung möglich ohne Bürgerkrieg. Die Stimmung wurde dann gemässigter, die Erhitzung des Fiebers legte sich. Es gab nur Eine, freilich unsichere Möglichkeit. Rom, der Papst konnten den Frieden geben, wenn sie die Jesuiten abriefen. —

Ich versuchte auch diesen Ausweg, den letzten möglichen, mit geringer Hoffnung. In der Schweiz suchte ich Freunde, besonders unter den Katholiken, zu gewinnen, welche die Bitte an den Papst unterstützten, dass er um des Friedens willen die Jesuiten wegrufe. Manche billigten den Gedanken lebhaft und scheuten sich doch vor dem nötigen Schritte. Leichter war es, die Unterschriften von Protestanten zu erhalten; aber diese fielen in Rom weniger in's Gewicht. Die ängstlichen Seelen meinten, sie entgehen durch Nichtsthun am besten der Verantwortlichkeit.

Einer unserer jüngeren Freunde und Parteigenossen, ein begeisterter Rohmerianer, Otto Schulthess, befand sich damals in Rom. Mit dem Eifer der Jugend und mit gewandter Kühnheit betrieb er dort diese patriotische Angelegenheit an dem päpstlichen Hofe. In seinen überaus interessanten Briefen an seinen Bruder Heinrich Schulthess berichtete er über alle seine Schritte. Die Briefe beleuchten die Personen, Stimmungen und Meinungen in den dem Papste nahe stehenden Kreisen von Klerikern und Diplomaten. Hätte der französische Gesandte Graf Rossi den Auftrag seines Hofes ebenso entschieden vollzogen, es wäre ihm wohl der Erfolg nicht entgangen. Für einen schlichten Privatmann ohne amtliche Stellung war die Aufgabe hundertmal schwieriger. Dennoch kam er dem Ziele sehr nahe. Der Papst war damals noch nicht ein Werkzeug in der Hand des Jesuitenordens. Er hatte damals noch ein Verständnis für die nationalen und selbst einigermassen für die liberalen Ideen und Bestrebungen der Zeit, wenngleich er in kirchlicher Hinsicht an den Überlieferungen der alten päpstlichen Politik fester hielt, als die Welt wusste und glaubte.

Der Pater Theiner, Consultore del' Indice, nahm den jungen Mann freundlich auf und eröffnete ihm den Zutritt zu anderen einflussreichen Personen, zunächst zu dem Cardinal Castracane, dann zu dem Abbé Bonnechose, der sich unseres Freundes und seiner Sache mit innerlichem Interesse annahm. Auf der französischen Botschaft sprach er den Prinzen von Broglie, und später den Gesandten Rossi. Er besuchte den Monsignore Carboli, der das Referat in den Schweizersachen hatte, und den Cardinal Ghizzi, früheren Nuntius in der Schweiz, der

einmal erklärt hatte: „die Schweiz ist meine Jugendliebe“. Mit dem Marchese d'Azeglio fand er sich sofort als Politiker auf gemeinsamem Boden. Auch der Beichtvater des Papstes, der Cardinal Orioli, zeigte anfangs ein unerwartetes Verständnis für seine Aufgabe und schien geneigt, dieselbe bei dem Papste zu unterstützen.

Später aber hielt er einen Erfolg für nicht mehr möglich. In dem letzten Momente, als unser Vertreter bereits an der Möglichkelt eines Erfolges verzweifelte, eröffnete sich ihm noch ein freundlicher Hoffnungsstrahl. Der Vertraute des Papstes, Pater Ventura, sagte ihm: „Es ist nicht unmöglich. Die Schwierigkeit liegt nur noch in der Form. Der Papst wünscht, dass ihm ein schicklicher Anlass geboten werde, die Jesuiten von Luzern abzurufen. Er würde den Widerstand der Jesuiten durchbrechen. Aber er bedarf einer genügenden Veranlassung.“

Eben daran fehlte es. Die schweizerischen Katholiken, die in Rom ein Ansehen hatten — ich nenne unter anderen den Abt von Einsiedeln — wagten es nicht, ihre Herzensmeinung auszusprechen. Wir konnten nur einige wenige katholische Unterschriften zu der Denkschrift erlangen, welche dem Papst vorgelegt werden sollte und auch wirklich vorgelegt wurde.

Die von mir verfasste Denkschrift erinnerte vorerst daran, dass der Friede der Schweiz seit Jahrhunderten auf einer paritätischen Politik beruhe, welche die Rechte beider Confessionen achte. Sie erkannte an, dass von der radikalen Partei in der Schweiz in neuerer Zeit die Rechte der Katholiken verletzt worden seien, hob aber den Unterschied hervor zwischen Radikalismus und Protestantismus und führte aus, dass noch im Sommer 1844 eine Mehrheit

von 17 Ständen auf Antrag des protestantischen Cantons und Vororts Zürich den Aargauischen Antrag auf Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz verworfen habe. Erst seitdem der Vorort Luzern die Jesuiten berufen, dadurch den paritätischen Charakter der Schweiz missachtet und die Leidenschaften auf's Äusserste gereizt habe, sei der Radikalismus in der Schweiz zu steigender Macht gelangt und sei nun eine radikale Mehrheit auf der nächsten Tagsatzung in Aussicht, welche selbst vor dem Bürgerkrieg nicht zurückschrecke, um die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz mit Gewalt durchzusetzen. Es wurden sodann die Aussichten über den Gang des Krieges erörtert und die Gefahren geschildert, welche in beiden Fällen den confessionellen Frieden, die Freiheit der Schweizer, die Selbständigkeit der Cantone, die Sicherheit der Schweiz vor fremder Einmischung bedrohten, möchten nun die Radikalen oder der Sonderbund siegen. Der Sieg des Radikalismus wird als wahrscheinlich, der des Sonderbundes als unwahrscheinlich und auf die Dauer als geradezu unmöglich bezeichnet. Als das einzige und letzte Mittel, den Bürgerkrieg und seine Gefahren abzuwenden, wird die Rückberufung der Jesuiten aus Luzern in Vorschlag gebracht, und es werden die Bedenken dagegen scharf hervorgehoben und widerlegt. Diese Stelle lautet so:

„Es werden hauptsächlich folgende Einwendungen erhoben:

1) Es würde durch diese Rückberufung ein Rechtsprincip verletzt und der falsche Grundsatz zugestanden, dass Luzern, obwohl ein katholischer Stand, nicht mehr frei sei, einen katholischen Orden nach seinem Belieben aufzunehmen;

2) es würde durch dieselbe die Anmassung der radikalen Partei, von Bundeswegen über die Existenz katholischer Institute in den einzelnen katholischen Orten nach Willkür zu entscheiden, teilweise anerkannt, und zwar von dem Oberhaupte der Kirche selbst, gegen welche der widerrechtliche Angriff gerichtet sei;
3) die Verteidiger des Rechts würden dadurch entmutigt und geschwächt und die Partei der Revolution nur zu neuen Freveln angefeuert werden;
4) insbesondere würde das gegenwärtige Regiment von Luzern, welches mit den Jesuiten verwachsen sei, durch die Abberufung erschüttert und gestürzt, und die Jesuiten nur um so eher dann auch aus denjenigen Cantonen der Schweiz vertrieben werden, in denen sie seit längerer Zeit schon Aufnahme und Schutz gefunden haben.

„Die einen dieser Einwendungen beruhen auf Missverständnissen, die anderen müssen eher berücksichtigt und dadurch beseitigt, als widerlegt werden. — So ist es klar:
1) dass der Papst als das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche vollkommen berechtigt ist, um Blutvergiessen zu hemmen und eine ganze Nation vor grossem Unheil zu bewahren, einen ihm dienenden katholischen Orden aus einem State abzurufen, selbst wenn dessen Bürger bereit wären, für die Beibehaltung dieses Ordens ihr Blut zu verspritzen;
2) dass somit der Papst, wenn er die Jesuiten von Luzern abruft, dadurch an sich weder die Rechte des Standes Luzern beeinträchtigt und preisgibt, noch die Anmassung der radikalen Partei irgend weder direct noch indirect gutheisst;

3) ergibt sich aus der ganzen Geschichte der letzten Jahre mit Sicherheit, dass der schweizerische Radikalismus durch die Berufung der Jesuiten nach Luzern den für ihn günstigsten Vorwand erhalten und einen Hebel bekommen hat, mit dessen Hilfe er sich in dem grössten Teil der Schweiz neuerdings zur Herrschaft aufgeschwungen hat, woraus doch wohl folgt, dass umgekehrt die Zurückberufung der Jesuiten dem Radikalismus den für ihn günstigsten Vorwand und die beste Stütze seiner Herrschaft von den Händen nehmen, somit denselben wesentlich schwächen würde;

4) endlich würden durch diese Abberufung der Jesuiten die gemässigteren und gesunderen Elemente in der ganzen Schweiz, die nun zurückgedrängt sind, an Kraft wieder zunehmen, und die friedliche und rechtliche Gesinnung in der ganzen Nation, namentlich auch in der protestantischen Bevölkerung der Schweiz, ohne deren Beihilfe die katholischen radikalen Minderheiten viel zu schwach sind, um gefährlich zu sein, würde dadurch verstärkt werden, somit allerdings nicht eine blosse reactionäre Tendenz, wohl aber der confessionelle Friede in der Schweiz eine weit grössere Verbreitung, Unterstützung und Verteidigung finden, als in der letzten Zeit.“

Die Hauptstelle der Denkschrift ist folgender Schluss derselben:

„Allerdings könnte die Zurückberufung der Jesuiten, würde sie bloss aus Furcht vor den Drohungen des Radikalismus und lediglich in dem Sinne geschehen, diesen durch eine Concession zu beschwichtigen, ein ebenso grosser

Fehler und mit schlimmen Täuschungen verbunden sein, als sie, in der rechten Weise gedacht und vollzogen, eine heilbringende Massregel ist.“

„Die äussere Form, welche der heilige Stuhl wählen mag, wird nur dann einen grossen Eindruck machen, wenn sie weniger für die Regierungen als vielmehr für die Nation berechnet ist und dieser mit voller Klarheit und mit der Kraft einer erhabenen Gesinnung die Gründe eröffnet. Wir denken uns den Act als ein Wort aus der Fülle des edelsten christlichen Herzens im Namen Dessen gesprochen, der zu dem eifrigen Petrus gesagt hat: „Stecke dein Schwert in die Scheide“, als eine Botschaft des Friedens, als ein christliches: „Friede sei mit Euch“, geredet zu einer braven, aber irre geleiteten Nation.“

In einem Schreiben an den Nuntius in Luzern vom 1. Juli 1847, das infolge von jesuitischer Einwirkung nicht rechtzeitig anlangte, sprach Pius IX. seine Geneigtheit aus, vermittelnd zu wirken, wenn das von einer erheblichen Anzahl von Katholiken gewünscht werde.

Schliesslich überwogen in der Seele des Papstes doch nach einigem Schwanken die Bedenken gegen das gewagte Eingreifen. Der letzte Versuch einer friedlichen Wendung war gescheitert.

Das Schicksal hatte auch an den Papst eine Frage gestellt. Hätte er nach unseren Wünschen entschieden, so wäre der Sonderbundskrieg vermieden worden, und auch der Papst selber hätte den extremen Parteien und dem Jesuitenorden gegenüber eine Stellung errungen, in welcher ihm die Fortdauer seiner Regierung im Kirchenstat und die Versöhnung mit dem Liberalismus leichter geworden wäre.

33.

1847. Anna S. Geistig unebenbürtige Ehe. Der Tod des Kindes. Scheidung. Rigifahrt. Ein Gebet. Studien zur Bundesreform und über eine neue Zürcher Verfassung. Der Sonderbundskrieg. Eindrücke und Entschlüsse. Vorschlag des Grossen Rats der Schweiz. Ende der schweizerischen Periode.

In Zürich wohnte damals eine junge liebenswürdige Dame mit ihrem Knaben, eine Nichte meiner Frau und vertraute Freundin meines Hauses, Anna S. in ihrem elterlichen Hause. Sie hatte in einer unglücklichen Ehe gelebt. Als junges unerfahrenes Mädchen hatte sie der enthusiastischen und stürmischen Werbung eines Bremer Kaufmanns von angenehmem Äussern ihr Jawort gegeben und ihre Zweifel gegen diese Verbindung, die ihr bald kamen, Niemandem anvertraut. So wurde die Ehe geschlossen, welche bald offenbarte, dass die Naturen der beiden Gatten nicht zu einander passten. Sie war ihrem Manne an Geist, Bildung und feinem Gefühl sehr überlegen und empfand es als ein unwürdiges, zuletzt unerträgliches Leiden, einem Manne anzugehören, der ihr geistig nicht ebenbürtig sei. Sie hatte etwas Vornehmes in ihrer Art, er war ein gewöhnlicher Bürger ohne Verständnis für die Bedürfnisse einer edleren Natur. Zwar liebte er seine Frau, aber er konnte ihr nicht genügen. Nun geriet er überdem in ökonomische Verlegenheiten und war genötigt, seine Zahlungen einzustellen. Die Frau kehrte nach Zürich zu ihrer Familie zurück.

Wenn die älteren deutschen Gesetze die Ungenossenehe untersagten, so wollten sie die Wahrheit schützen, dass die echte Ehe ein Bündnis zweier auf dem Fusse der Gleichheit stehenden, zu einander passenden Individuen sei, und dass

jede allzu grosse Verschiedenheit der Rasse ein schwer zu überwindendes Hindernis des innigsten Zusammenlebens sei. Der Fehler jener älteren Gesetze war der, dass sie die Unebenbürtigkeit lediglich nach den äusserlichen und sichtbaren Gegensätzen der Abkunft bemassen und die andere Wahrheit verkannten, dass zuweilen in einem Manne von vornehmerem Geschlecht ein gemeiner Charakter und Geist wohne, und in einer Frau von niederer Abkunft eine hohe adelige Seele leben könne. Die Ebenbürtigkeit oder Ungenossenschaft der Individuen ist für die Ehe noch wichtiger als die der Rasse, und sie konnte von den Gesetzen nicht von Anfang an beachtet werden, weil sie nicht wie die Rasse von Anfang an klar ist, sondern erst im Leben sichtbar wird. Dieser Gegensatz kann daher unmöglich als ein Ehehindernis, er kann nur als ein Scheidungsgrund berücksichtigt werden.

Eine im Charakter ungleiche Ehe zieht, je nach der Art des individuellen Wesens, zuweilen mit Notwendigkeit das edlere Individuum durch das Schwergewicht des andern Teiles abwärts in die Tiefe. Scheidung ist Rettung der individuellen Ehre und Eigenart, und daher berechtigt. Das wurde mir in diesem Beispiele, das ich genauer kennen lernte, völlig klar.

Nun kam noch ein Unglück hinzu, welches die Lösung dieser Ehe beförderte. Der Knabe Willy, das einzige Kind dieser Ehe, war plötzlich verschwunden. Man suchte ihn vergeblich. Zuletzt hatte man ihn auf dem Platze vor dem grosselterlichen Hause spielen sehen und bemerkt, dass er sich am Ufer der Limmat, die dort aus dem See abfliesst, bei den Schiffen aufgehalten hatte. Vermutlich war er in's Wasser gestürzt und ertrunken. Aber sichere Kunde war lange nicht zu erhalten. —

In diesen Tagen und Nächten der Seelenangst um das vermisste Kind waren meine Frau und ich bei der fieberhaft aufgeregten Mutter. Der Adel ihrer Seele trat sichtbar in ihren Zügen hervor. Sie war tragisch-schön in dem entsetzlichen Leiden. Ich hatte sie auf den Albis begleitet, damit sie in der reineren Bergluft und in dem Hochwalde einige Linderung finde. Dort kam die zuversichtliche Ahnung über sie, dass die Leiche des Kindes gefunden sei. Als wir in die Stadt zurückkehrten, wurde diese Ahnung bestätigt. Die Fischer hatten, einige Tage nach dem Sturze des Knaben, seine Leiche in dem Limmatbett gefunden, ein paar Stunden unterhalb der Stadt.

Auch der Vater des Knaben war erschienen. Er gedachte in Amerika sich niederzulassen, wohin ihm die Frau nicht folgen wollte. Auch er liess sich nun geneigt finden, die Scheidung zu vollziehen. Dadurch wurde sie innerlich befreit; aber es dauerte doch noch lange, bis die gerichtliche Scheidung in Amerika ausgesprochen ward.

Eine Erholungsreise, die ich mit meiner Frau und Anna S. auf den Rigi machte (12—14. September 1847), ist mir wegen der starken Eindrücke, die ich psychologisch und politisch durch diese Rigifahrt erhielt, in lebhafter Erinnerung geblieben. Seltsamerweise entsprach das Wetter völlig den Stimmungen, die uns bewegten. Die grossartige Gebirgsnatur in dem glänzenden Sonnenlicht und dann wieder von wildem Gewittersturm durchschauert, weckte in mir ein wunderbares Gefühl von der Nähe und Erhabenheit Gottes.

Die bevorstehenden Kämpfe bekümmerten meine Seele. Ich gab meiner Sorge und Stimmung Ausdruck in einem Liede, das wie ein Gebet klang:

Ehre sei Gott in den Höhen
Und Friede in den Thälern.

1.

Die Berge preisen Dich in hoher Pracht,
Die Thäler grünen in des Friedens Lust,
Und sel'ge Ruhe strahlet aus den Seen wieder,
Des Himmels Bläue ist erfüllt von deinem Hauche.

2.

In diesen Gottesfrieden schreien Menschenstimmen
Nach Krieg und Brudermord und Tyrannei,
O löse dieses Missgetöne trüber Leidenschaften
In Harmonie mit Deiner Lieblingswohnung auf.

3.

Und wenn es nötig wird, dass Krieg die Schweiz zerreisse,
Dann Herr, fahr' von den Bergen her in des Gewitters Griff
Und wirf den Blitz und Donner wider Deine Spötter,
Und rette Deine Schweiz vor Barbarei.

4.

Dann führe Du das Schwert des Rechts
Und schirme Du des Geistes echte Freiheit.
Dann lass' befreit von allzu schwarzen langen Schatten
Das Eidgenöss'sche Kreuz ersteh'n in der Lichter frischem Glanz. —

Zu den politischen Erregungen gesellten sich persönliche. Sonderbarerweise verflochten sich die inneren Kämpfe, die unvermeidlich waren, um das nahe Verhältnis der Ehegatten zu der Freundin zu regulieren, mit den politischen Gedanken jener Tage. Ich nannte wohl im Scherz meine Frau die „alte Schweiz“ und Anna die Repräsentantin der „jungen Schweiz“.

Während dieser ernsten und in die Tiefe des Wesens eingreifenden inneren Kämpfe lernte ich meine Frau erst ganz kennen. In der Regel verhüllte sie ihre eigensten

Gedanken und konnte nur schwer das treffende Wort finden. Nun im Innersten angeregt, fand sie ihre Sprache und konnte nun ihre volle Meinung mit aller Entschiedenheit eines selbstbewussten Geistes in grossartiger Form offenbaren. Ich stand verwundert und sogar beschämt vor ihr. So gross, so edel und zugleich so bedeutend und ihres Rechtes voll bewusst, hatte ich sie bisher nie gesehen. Ich habe diesen Moment nie mehr vergessen können. Es war wie ein reinigendes Gottesgericht. Ich musste meine ganze Kraft aufwenden, um ihr ebenbürtig und ihrer würdig zu erscheinen. Wir wurden uns klarer als zuvor, wie sehr wir zusammen gehörten. —

Auch die Hoffnung auf eine innere Vermittlung der Schweiz gab ich noch nicht auf. Wenn der Sieg der äusseren über die innere Schweiz nicht rasch und entschieden gelang, wenn die letztere einige Widerstandskraft besass, und der Krieg sich in die Länge zog, so gab es einen Moment, in welchem die Mittelpartei vortreten und die Versöhnung mit Aussicht auf Erfolg versuchen konnte.

Für diese Eventualität bereitete ich das Nötige vor. Zu diesem Behuf machte ich Studien sowohl über eine schweizerische Vermittlung und Bundesreform, als über eine neue Verfassung des Cantons Zürich.

Das Hauptgebrechen der schweizerischen Verfassung, deren Grundzüge der Natur der Schweiz, als einem Bunde selbständiger Republiken, entsprachen, schien mir nicht darin zu liegen, dass auf der Tagsatzung alle Cantone, die grossen und die kleinen, gleiches Stimmrecht ausübten, sondern darin, dass die geschäftsleitende Spitze eher cantonal als föderal organisiert war. Die Erneuerung des föderalen Amtes eines schweizerischen Landammanns, der

alljährlich von der Tagsatzung gewählt werden sollte, und eine Zusammensetzung des vorörtlichen Statsrates, welche für vielseitige Erwägung und Berücksichtigung der verschiedenen Gruppen von Cantonen Bürgschaft gewährte, schienen mir die hauptsächlichsten Reformen, deren die Schweiz zur Ausbildung ihrer föderalen Verfassung als Statenbund bedurfte. Für die vorörtliche Bundesregierung schlug ich folgende Zusammensetzung vor:

1) der Landammann der Schweiz als Vorsitzender;
2) zwei Mitglieder von der Regierung des vorörtlichen Standes auf zwei Jahre gewählt, welcher der Sitz der Bundesregierung sei;
3) zwei Mitglieder, von den beiden anderen Vororten gewählt;
4) sechs Mitglieder von den übrigen, in 6 Gruppen zu ordnenden Cantonen ernannt. Diese Gruppen teilte ich so ein: 1) Uri, Schwyz, Unterwalden, 2) Zug, Glarus, Freyburg und Solothurn, 3) Basel, Schaffhausen und Neuenburg, 4) Appenzell, St. Gallen und Thurgau; 5) Graubündten, Wallis und Tessin, 6) Aargau, Waadt und Genf. Der vorörtliche Statsrat sollte ein Ausschuss der föderalen Eidgenossenschaft sein, wie die Tagsatzung ihre Vertretung im Grossen.

Der Entwurf einer neuen Zürcher Verfassung schlug viel tiefer greifende Änderungen vor und war eigentümlich gedacht. Er beruhte auf dem Gedanken der repräsentativen Demokratie und unternahm es, diesen Gedanken energischer als bisher durchzuführen und überall die moderne Verbindung einer starken Autorität mit breiten und kräftigen Volksrechten zu verwirklichen. Obwohl der Entwurf nicht realisiert wurde, und auch keine Aussicht ist, dass

er realisiert werde, so rechtfertigt es doch die Rücksicht auf meine Lebensgeschichte, dass ich einige Mitteilungen über meine damalige politische Denkweise mache.

Die höchste Statsgewalt, insbesondere die gesetzgebende Gewalt, sollte ausgeübt werden durch ein Zusammenwirken:

1) der Regierung, deren geschäftsleitende Mitglieder (Bürgermeister und Statsräte) den Sitzungen des Grossen Rates und des Landrates mit beratender Stimme beiwohnen, aber nicht selber als Mitglieder dieser Behörden handeln dürfen, und deren Beiräte (Regierungsräte) zu Mitgliedern des Grossen Rates, nicht aber des Landrates gewählt werden mögen;
2) des Grossen Rates, in welchem die verschiedenen Interessenclassen vertreten sein sollten, die gewesenen Bürgermeister, Statsräte, die früheren und die gegenwärtigen Vorsitzenden des Obergerichts, die Repräsentanten der Landeskirche, die Waffencommandanten der Miliz, die Abgeordneten sowohl der Cantonallehranstalten als der Volksschule, Vertreter der Anwälte und der Notare, der Kaufleute und Fabrikanten, der Handwerker und sämtlicher Bezirke, ergänzt durch zwölf von dem Landrat frei gewählte Mitglieder und sechs von dem Grossen Rat selbst Cooptierte;
3) des Landrates, der aus gewählten Ausschüssen sämtlicher politischen Gemeinden, im Verhältnis von einem Mitglied auf je 250 Seelen gebildet ward. Der Landrat war somit eine repräsentative Landsgemeinde von ungefähr 1000 Mitgliedern.

Die eigentliche Beratung und Amendierung der Ge-

setze, in der Regel auf Vorschlag der Regierung, war bei dem Grossen Rate. Aber über das Ganze stimmte der Landrat ab, ohne dessen Zustimmung das Gesetz nicht zu Stande kam. Ebenso bedurften Bündnisse, Steuern, Statsanleihen der Genehmigung des Landrates. Ich denke, die Institution eines solchen Landrats war nicht weniger volkstümlich und für den Fortschritt der Gesetzgebung weniger gefährlich, als das später in Zürich eingeführte Referendum. In dem Landrate liess sich eine verständige Beratung pflegen, und sowohl die Regierung als der Grosse Rat konnten durch ihre Botschaften vor demselben die Anträge verteidigen. Sein Urteil war überlegt und geordnet.

4) Der in den Gemeinden versammelten gesamten Bürgerschaft, ohne deren Zustimmung Verfassungsänderungen nicht eingeführt werden konnten.

Die Regierung sollte bestehen:

1) aus zwei Bürgermeistern, auf Vorschlag des Grossen Rates von dem Landrate frei gewählt;
2) aus fünf Statsräten, auf Vorschlag der Bürgermeister durch den Grossen Rat gewählt;
3) aus achtzehn Beisitzern, Regierungsräten, auf Vorschlag der Regierung im engeren Sinne (Bürgermeister und Statsräte) von dem Landrate gewählt. Sämtliche Bezirke des Landes müssen darin vertreten sein.

Die eigentliche Geschäftsbesorgung und Verwaltung ist der Regierung im engeren Sinne anvertraut. Wichtigere Geschäfte gelangen an die durch Regierungsräte verstärkte und erweiterte Regierung.

Für die Rechtspflege trug ich auf Einführung der Geschworenen bei Criminalverbrechen und politischen

Vergehen an. Die Geschworenen sollten durch das Loos aus den Mitgliedern des Landrates bezeichnet werden.

Auch in der Organisation der Kirchensynode nahm ich die Änderung vor, dass dieselbe durch eine grössere Zahl weltlicher Mitglieder ergänzt werden sollte.

Inzwischen näherten sich die schweizerischen Kämpfe der unvermeidlichen Katastrophe. Nachdem auch St. Gallen und nach einer cantonalen Revolution Genf in das radikale Lager übergegangen waren, kam auf der Tagsatzung des Jahres 1847 endlich die Zwölfstimmenmehrheit zu Stande, welche die Auflösung des Sonderbundes und die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz von Bundeswegen beschloss. Damit war der Bürgerkrieg entschieden. Für die äussere Schweiz war es aber sehr nützlich, dass nun die Rechtsform eines Tagsatzungsbeschlusses gewahrt blieb. Der Krieg bekam dadurch den Anschein einer legalen Bundesexecution.

Der General Dufour, welchem das Obercommando der Bundestruppen übertragen ward, hatte den glücklichen Gedanken, die weit überlegene Macht der grossen Cantone, welche die Tagsatzungsmehrheit zu Stande gebracht hatten, zu massenhafter Geltung zu bringen und mit dem offenbaren grossen Übergewicht seiner Armee den Widerstand der schwachen und kleinen Sonderbundscantone, womöglich ohne ernsten Kampf zu erdrücken. In der That verlief der Sonderbundskrieg sehr rasch und unblutig. Die innere katholische Schweiz zeigte sich viel schwächer und mutloser, als allgemein erwartet worden war.

Noch einmal, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, flackerte in Zürich die radikale Leidenschaft auf. Es wurde, um die Opposition zu schrecken, der ordentliche

Gang der Justiz durchbrochen und ein politischer Statsanwalt eigens für die Verfolgung der politischen Gegner ernannt. Einige meiner Freunde wurden verhaftet, mir selber mit einer Verfolgung gedroht. Der Windblast verzog sich freilich bald wieder. Man schämte sich der Erhitzung und deckte mit einer Amnestie die momentane Leidenschaftlichkeit.

Über meine Stimmungen während der Krisis teile ich einige Äusserungen mit:

5. November. „Das Schicksal der Schweiz absorbiert mich so, dass ich in diesen Tagen gar nichts zu thun im Stande bin. Mein ganzes Wesen ist erschüttert. Die Stimmung ist ähnlich wie vor einem Gewitter, aber dauernder gedrückt und gespannt, der Kopf dumpf, der Leib unruhig; und dabei diese gebundenen Hände und die jämmerliche Nichtigkeit rings umher."

13. November. „Seitdem die Ereignisse beginnen, wird mein Kopf heller. Und doch bin ich wie ein gefangenes Wild, das hinter dem Gitter immer hin und her läuft und keine Ruhe, aber auch keine Freiheit findet."

1. December. „Die Art, wie die innere Schweiz gefallen, war mir doch unerwartet. Die alte Schweiz und die alte Zeit sind definitiv hinter uns. „Lasset die Toten ihre Toten begraben!" Nun bleibt mir nur der Weg offen, mich der neuen Zeit hinzugeben und durch Schöpfung zu retten, was zu retten ist. Nur wenn aus der Sündflut eine neue Welt hervorgeht, hat das Dasein noch einen Wert."

„In der Schweiz kann ich nur als Unbekannter noch handeln. Der Liberalste von allen muss sich verbergen, um liberal wirken zu können. Bis jetzt habe ich die Revolution aufzuhalten versucht, immer in der Hoff-

nung, wenn der Radikalismus zurückgewiesen sei, dann reformierend und organisierend eingreifen zu können. Der Absolutismus der sogenannten Conservativen hat das unmöglich gemacht. Nun muss aus dem Radikalismus heraus der Liberalismus erstehen."

Es war mir klar geworden: „Die frühere Bundesreform, wie ich sie auf föderaler Grundlage im Anschluss an das Bestehende vorschlug, konnte nicht mehr genügen. Die Erlebnisse der letzten Woche haben zwei folgenreiche Erfahrungen ausser Zweifel gestellt. Die erste: Das Gefühl und das Bewusstsein der Gemeinschaft der Schweizer, der schweizerischen Nationalität, des Gesamtvaterlandes ist lebendiger und mächtiger, als es vorher je erschienen ist. Die zweite: Das Gefühl der Cantonalsouveränetät, der Besonderheit, der Particularität erwies sich in diesem Kriege schwächer, machtloser, abgestorbener, als die vorausgegangenen Anstrengungen des Sonderbundes hatten erwarten lassen." Diese Erfahrungen mussten die Bundesreform leiten. Die Tagsatzung als Congress der Gesandten der Stände, als Organ des Föderalismus mochte bleiben, weil doch die Cantone als Staten fortdauerten. Aber es musste derselben eine Vertretung der schweizerischen Nation an die Seite treten. Zu diesem Zweck schlug ich die Bildung eines Grossen Rates der Schweiz als Volksvertretung vor.

Der neue Gedanke wurde von mir in einer Schrift dargestellt, die ohne meinen Namen gedruckt wurde unter dem Titel: „Stimme eines Schweizers für und über die Bundesreform." Zürich und Frauenfeld 1847.

Der Gedanke fand allgemeinen Beifall. Aber er wurde bei der Beratung seiner schweizerischen Fassung entkleidet

und in die Nachahmung der amerikanischen Union umgebildet. Aus der Tagsatzung wurde der Ständerat, aus dem Grossen Rate der Schweiz der schweizerische Nationalrat.

Mein Entschluss, die Teilnahme an der schweizerischen Politik als abgeschlossen zu betrachten und eine neue Wirksamkeit auf neuem Boden und in grösseren Verhältnissen mir zu schaffen, stand zu Ende des Jahres fest. Ich bereitete den Übergang nach Deutschland vor.

Personen-Verzeichnis

zum I. Band.

Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.

T.

U.

V.

W.

Z.

Verbesserungen.

S. 147 Z. 5 v. o. ist statt Heinrich Börne zu lesen: Ludwig Börne.
S. 379 Z. 2 v. u. ist statt Philipps zu lesen: Phillips.



